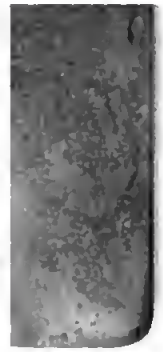
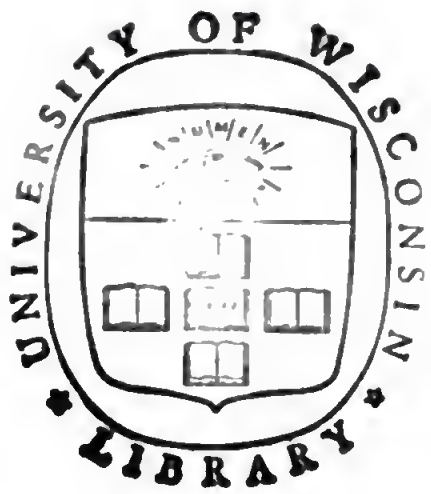
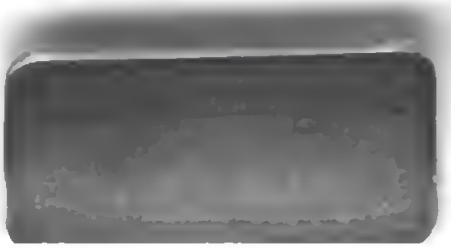




General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.



Digitized by Google

Anton Renks Werke

herausgegeben von

Jungtirol

Erzählungen

von

Anton Renk

Der Prosaschriften I. Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Anton Renks Werke

Band III

Anton Renks Werke

Herausgegeben

von

Jungtirol

Dritter Band

Prosaschriften I

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Anton Renk

Erzählungen

Der Prosaschriften

Erster Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Mem PT
2453
B65
1907
v.3-4

Erzählungen

Weiter als der Himmel blau ist..

Meiner toten Großmutter.

„Jetzt geh' ich weiter, als der Himmel blau ist." Habt ihr es niemals ausgesprochen, dieses Wort der müden Sehnsucht? Habt Ihr es niemals gehört, wie es blasse Lippen zitterten oder große fremde Augen es glänzten? Freilich habt Ihr es gehört, schon in den ersten Kindermärchen erklang es Euch.

Erinnert Ihr Euch an die Geschichte, wie der böse Geist in den blauen Himmelshöhen einen Spiegel zertrümmert, wie einem Büblein davon ein Splitter ins Auge fällt und wie es dann nicht mehr in der Heimat bleiben will, wie es auf den Schlitten der Schneekönigin steigt und durch silbernen Flockenwirbel weiterfährt, weiter als der Himmel blau ist, denn dort, wo der Schneekönigin Palast steht, glänzt das blutrote Nordlicht über die funkelnden Eisberge.

Und Ihr habt es auch gehört, wie die kleine Spielgenossin, das kleine Mädchen dem Büblein nachging, weiter als der Himmel blau ist, bis eben zu dem Palaste der Schneekönigin und wie es das halb erfrorene Büb-

lein, das dem Tode geweiht war, fand und zurückführte zu Heimat und Glück.

* * *

Jetzt aber will ich Euch erzählen, woher ich das Wort habe. Ich habe es aus dem Munde einer ganz alten Frau, die die gelben Kanarienvögel, die goldenen Goldfische und mich gern hatte. Diese Frau hatte immer ein krausenumzogenes Haushäubchen auf und ihre alten Augen blickten streng durch kreisrunde Hornbrillen, die scharfe Stargläser umschlossen. Sie strickte fast beständig, und wenn ihre Hände leer waren, bewegte sie die Daumen umeinander. In der Frühe gab sie den gelben Schreiern geriebene Hanfkörner und den goldenen Stummen frisches Wasser. Um Mittag sprach sie das Vaterunser vor und am Abend um halb 9 Uhr ging sie leise, daß es niemand merken solle, ins Nebenzimmer, wo die altmodische Alabasteruhr stand. Kaum war sie wieder herinnen, schlug die Uhr neun und die alte Frau stand auf und sagte: „Schau — schon neun heut', jetzt geh'n wir schlafen — Gelobt sei Jesus Christus."

Am nächsten Morgen aber ging die Uhr wieder richtig.

An ein knallviolettes Kleid aus altem Sammet kann ich mich erinnern, das kam aber nur alle heiligen Zeiten aus dem Kasten — ich wußte schon, wann —; da durfte ich mit Großmutter — denn die war die alte Frau — in sieben Kirchen gehen und in jeder sieben Vaterunser und sieben Gegrüßtseistdumarie beten. Da-

nach aber bekam ich Mandelbögen und schwarze Krapfen, daß es eine Freude war.

Und an noch ein Kleidungsstück kann ich mich erinnern. Das war ein grün- und schwarzgestreifter Unterrock. Aber der Unterrock, der war altehrwürdig! Das junge Geschlecht kennt keine Pietät mehr und siehe, als einmal die Großmutter von der Servitenkirche aus der Messe heimkam, war der alte Unterrock von meiner Tante gewissenlos an eine Bettlerin verschenkt worden.

Großmutter sagte nichts als: „Jetzt geh' ich weiter, als der Himmel blau ist." Und krachend schlug sie die Tür ins Schloß. Wir aber wußten schon, wie weit der Himmel blau sei — genau bis zum Portale der alten Servitenkirche, hinter welchem ein von Glasfensterfarben durchirrtes Düster beginnt. In einem Kirchenstuhle saß dann Großmutter und erzählte irgend einem Heiligen die Geschichte von ihrem Unterrock und dem Undank der Kinder in genügender Ausführlichkeit mehrmals hintereinander.

Also Großmutter ist weiter gegangen, als der Himmel blau ist. — —

„Toni, geh' in die Servitenkirche und hol' die Großmutter zum Mittagessen," sagte die Tante zu mir und ich ging und fand die Großmutter im Kirchenstuhle und sagte: „Großmutterl, Sie sollen heimgehen zum Essen."

Und siehe, da erhielt ich eine ganz saftige Ohrfeige, so daß ich weinend heimlief.

Aber inzwischen hatte die alte Frau ihrem Heiligen

die Geſchichte auserzählt und kam richtig noch zum Mittageſſen zurecht.

Damals habe ich es zum erſtenmal gehört das Wort: „Ich geh' weiter, als der Himmel blau iſt."

* * *

Die alte Frau wußte wohl, warum ſie den Spruch ſo oft gebrauchte. Als Kind mußte ſie in den Kriegszeiten, als im Neunerjahre die Franzoſen wirtſchafteten, aus Tirol flüchten*) — bis der Himmel wieder blau war, denn in Tirol war es blutigrot vom Flammenſchein des Heims, das in Trümmer und Aſche fiel.

Die alte Frau hat vom Leben nur Mühe und Arbeit verſpürt, war es ihr zu verargen, wenn ſie manchmal ſprach: „Jetzt geh' ich weiter, als der Himmel blau iſt."

Aber ſie iſt doch immer wieder gekommen —, bis auf einmal.

Ich glaube, ich habe das alles von der Großmutter gelernt; ich wollte oft ſo weit, ſo weit und bin doch immer wiedergekommen mit meinem Heimweh im Herzen in meine lieben guten Berge, die ein enges Stück blauen Himmels umſchließen. Und einmal werde auch ich nicht wiederkehren, denn dann bin ich wirklich weiter gegangen, als der Himmel blau iſt. Vielleicht treffe ich dort die alte Frau.

* * *

*) Sie war die Tochter des Anton Wallner aus Windiſch-Matrei, des Oberkommandanten von Salzburg im Jahre 1809.

Im Winter war's. Das Silbergeflock rieſelte in dichten Märchenſternen aus der glanzloſen Höhe. Und ich ſtand am Fenſter neben dem runden, einfüßigen Blumentiſch, der mit Holzrinden verkleidet und mit Föhrenzapfen verziert war. Darin waren allerlei Pflanzen mit hängenden Zweigen, eine kümmerliche Palme, ein Rosmarin- und ein Fuchſienſtock; und in der Mitte war ein Waſſerbecken, drin die goldenen Fiſchlein ſchwammen.

Plumps, hatte der kleine Toni den Blumentiſch umgeworfen: Erde, geknickte Pflanzen, Scherben lagen am Boden, das Waſſer ſickerte in die Rieſen und die goldenen Fiſchlein ſtarben.

Und nun kam Großmutter, ſtülpte dem armen Sünder, der alles das verbrochen hatte, die Pudelpelzmütze über den Kopf und zwängte ihn in ſein Wintermantele und ſprach: „Ich behalt Dich nimmer, Du undankbarer Fratz, Du kannſt gehen — weiter als der Himmel blau iſt."

Traurig ſchlich ich über die ſchneenaſſen Stiegen und öffnete das ſchwere Haustor und ſah zum Himmel auf.

Der aber war gar nicht blau, ſondern grau und lichtlos, und deswegen brauchte ich auch gar nicht weiter zu gehen und deswegen holte mich auch Großmutter gleich von der Haustüre zurück.

* * *

„Es war einmal weit im Morgenland, wo der Himmel immer und ewig blau iſt, eine ſchöne Prinzeſſin,

die ganz goldene Haare hatte und darauf gar ſo ſtolz war. Es zogen viele Ritter in ſilbernen und goldenen Rüſtungen vor die Königsburg, deren Zimmer in der Sonne ſchimmerten und deren Wimpel im Winde wehten. Oft und oft ſtieß der Herold ins Horn und meldete einen ſchmucken Ritter oder Prinzen, der das Rätſel löſen wollte, das die ſchöne Prinzeſſin Goldenhaar erſonnen hatte für den, welchem ſie die weiße Hand reichen wollte. Aber immer hatte am nächſten Tage der Henker blutige Arbeit, denn die Werber, welche die Löſung nicht fanden, wurden enthauptet, damit ſie aufs Wiederkommen um ſo leichter vergäßen. Aber einmal kam ein ganz armer Hirtenknabe vom Felsgebirg nieder, der gar keinen Hut auf dem Kopfe hatte, wohl aber einen Kranz dunkelblauer Genzanienglocken im Haare. Die Wachen wollten ihn nicht einlaſſen, aber endlich ſtand er doch vor der Prinzeſſin, die auf dem goldenen Throne ſaß und ſpöttiſch auf den armen Burſchen niederſchaute.

Die Prinzeſſin nahm eine Goldlocke in ihre weißen Finger und ſprach:

„Nun, kannſt du mir ſagen, du Bettelwicht,
In welcher Sprache die Liebe ſpricht?“

Der Hirtenbube beſann ſich nicht lange, ſondern ſtieg die Stufen des Thrones empor, nahm die Prinzeſſin in die Arme und drückte ihr einen ſchallenden Kuß auf den Mund, daß der Hofnarr vom Seſſel fiel. Dann legte er ihr den blauen Glockenkranz ins goldene Haar. Das war die richtige Löſung, die Glocken fingen an zu läuten und der alte König ſetzte dem Hirtenbuben eine

Krone aufs Haupt und in vier Wochen war Hochzeit. Der arme Hirtenbube wurde ein guter König und die ſtolze Prinzeſſin eine ſanfte Königin und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute."

..... Und wenn meine Großmutter ſolche Märchen erzählte im grünen Garten, in welchem ſie ihrer ſchwachen Augen wegen gerne ſaß, — unter den blütenbeſtreuten Jasminzweigen, die das Sonnenblau durchfunkelte, da wanderte meine Seele weiter, als der Himmel blau iſt, ins Wunderland der Märchen.

Ich glaube, in dieſen Stunden bin ich ein Dichter geworden.

* * *

Es iſt eine dunkle Nacht und der fürchterliche Sturm rüttelt an allen Fenſtern. Aber ich bin ein Kind, das nur manchmal zornig iſt. — Sonſt hab' ich keine Sünden. Und wenn Großmutter merkt, daß der Zorn nachläßt, dann ſagt ſie: „Jetzt mußt du dem Zornteufel auf den Schwanz treten, damit er nicht wieder kommt." Dieſen Rat befolgte ich auch fleißig, infolgedeſſen hatte ich auch immer ein gutes Gewiſſen und ſchlief auch gut ... Aber auf einmal traf ein Lichtſchein mein Geſicht, vor mir ſtand die zitternde alte Frau notdürftig bekleidet und hielt in der einen Hand ein Licht, in der andern den Käfig mit ihren Lieblingen, den gelben Vögelchen ...

„Toni, leg' dich ſchnell an, jetzt können wir gleich geh'n, weiter als der Himmel blau iſt," ſprach die alte

Frau mit zitternder Stimme, während durch das Fenster eine blutrote Farbe ins Zimmer kroch und ich draußen Funken vorbeifliegen sah . . .

Ihre gelben Vögelchen hätte die alte Frau gern gerettet, aber der liebe Gott dachte sich, der Frau ist schon in Kriegszeiten einmal das Heim verbrannt. Und der heilige Florian wußte auch, was die Frau für eine fleißige Verehrerin seiner Feuerwehrheiligkeit sei, deshalb gab er den Flammen eine andere Richtung.

* * *

Großmutter hatte noch eine andere Redensart, wenn sie böse war, die hieß: „Ihr würdet mich noch gern aus dem Grab herauskratzen, bis euch die Nägel blutig werden." Allerdings waren die Anläße, welche diese krassen Worte hervorlockten, nicht immer so ernst. Aber auf das Kindergemüt übten sie doch immer großen Einfluß. Wenn ich nicht ganz brav gewesen war, ein Loch in der Hose mitgebracht hatte, oder etwas zerschlagen hatte, oder eine schlechte Note aus der Schule mitnahm, kamen diese Worte von den welken Lippen der alten Frau und diese Worte gingen mir zu Herzen.

Da war es in der Zeit, als ich lernen mußte, daß alauda die Lerche heiße, aber ja nicht beim Fenster hinausschauen durfte, wenn eine solche jubelnd in den blanken Morgen stieg. In jener Zeit verdüstern große Schrecken die kleinen Seelen. Und diese Schrecken drohen monatlich einmal und der bebrillte Professor nennt sie lateinische Schulpensa.

Ich war ein fleißig Bürſchel geworden und hatte ſchon oft vortreten dürfen, und in der erſten Bank war mein Stammplatz geworden, denn die beſten Schüler genoſſen dieſe Ehren. Aber einmal hatte ich fünf Fehler gemacht! Leiſe hoffte ich und betete zu allen Heiligen, daß der Herr Profeſſor einen überſehen möge, denn mit vier gabs noch ein „lobenswert". Ein „befriedigend" hatte ich noch nie nach Hauſe gebracht . . .

. . . Aber da können keine Heiligen Wunder wirken, ein richtiger, klaſſiſcher Philolog überſieht nie einen Fehler, alſo auch nicht, daß ich einen accusativus cum infinitivo gebraucht hatte, wo ein regelrechtes ut hingehörte! Ich kam in die ſechſte Bank und hatte mein „befriedigend", und der Profeſſor ſagte: „Renk, von Ihnen hätte ich Beſſeres erwartet. Sie ſcheinen in der letzten Zeit ſehr nachzulaſſen."

Die Schulklingel gab ihr fröhliches Zeichen, das nur für mich entſetzlich war . . . denn ich wagte mich nicht nach Hauſe.

Traurig ging ich auf der Straße, dann pfiff ich meinem Freunde Rudolf, übergab ihm meinen Bücherpack und trug ihm auf, daheim zu ſagen: „Ich komme nicht mehr nach Hauſe, weil ich eine ſolche Schande auf meine Leute gebracht habe; ich gehe weiter, als der Himmel blau iſt . . . und wenn ſie mich zu Hauſe trotzdem noch wollen, ſo ſollen ſie zur Flußbrücke kommen, dort werd' ich unter dem Standbild des heiligen Nepomuk warten bis es Nacht wird."

Der heilige Nepomuk wußte auch nicht, was er mit

dem weinenden Buben anfangen ſollte, der ſpäter von einer verängſteten Frau abgeholt wurde.

* * *

Geſagt hat ſie es nicht, die arme Frau, aber getan hat ſie's. Sie ging und ging, langſam und ſtill, wir merkten's gar nicht, daß ſie dorthin kam, wo der Himmel nicht mehr blau iſt . . . Eines Tages war ſie ſo weit gegangen . . . ſie ſah den Himmel nicht mehr blau, meine Großmutter war erblindet. —

* * *

Ich war größer geworden und hatte ſo viel Sehnſucht nach dem blauen Himmel! Recht groß und weit und blau wollte ich ihn ſehen, drum ſtieg ich durch die ſteilen Hochforſte empor, durch die öden Kare, auf die Felſentürme, auf die Firnhörner, wo ſich der Himmel in unendlicher Bläue weitet. Aber einmal war ich weiter gegangen, als der Himmel blau iſt . . . Schwere dunkle Wetterwolken zogen auf. Der Hochwald ſtöhnte, der Donner brüllte dem ihm entfliehenden Blitze wütend nach und raſende Waſſer ſchoſſen von den Bergen. Als ich ins Dorf kam, war mein Onkel da und ſagte: „Wir müſſen ſchnell durchs Tal auswandern, denn Großmutter will fortgehen . . . weiter als der Himmel blau iſt . . .“

Am nächſten Morgen hat mich die alte Frau an der Stimme noch erkannt, dann ging ſie dorthin — wo der Himmel iſt.

Wie er ist und leuchtet, weiß ich nicht — „denn kein Auge hat es gesehen."

* * *

Die Nacht ist dunkelblau und hat tausend Sterne. Großmutter, Du bist nun schon lange tot und oft schon hätte ich Dich gerne mit blutigen Nägeln aus der Grube gegraben . . . Großmutter, siehst Du mich vielleicht? — Siehst Du, daß ich ganz bin wie Du? — Ich möchte gerne weiter, als der Himmel blau ist . . . aber ich kehre doch immer wieder zurück in die Heimat mit der Heimatliebe und dem Heimweh im Herzen. — Hast Du mich nie auf einem hohen Berge stehen gesehen, wenn ich mit der Sonne sprach und die Sehnsucht nach dem Unendlichblauen in der Seele trug? — Aber ich bin doch wieder gern ins Tal hinabgestiegen, wo die Menschen wohnen, die ich lieb habe . . . Großmutter, hast Du meine Lieder nicht gehört? — Gelt, die gehen weiter, als der Himmel blau ist? Die gehn in das bunte, leuchtende Märchenland, das Du mir zuerst gezeigt hast. — Großmutter, hast Du mich in Italien gesehen unter dem blauen Himmel, über dem blauen Meere? Da wollte ich auch weiter wandern, als der Himmel blau ist, weil ein Weib mich verraten hatte. — Großmutter, wie war das Märchen von der Schneekönigin? Das Büblein ging weiter, als der Himmel blau war, und das Mädchen ging ihm nach und fand es, als es fast erfroren und dem Tode geweiht war und führte es zurück zu Heimat und Glück.

Großmutter, ich meine, ich bin im Schloſſe der Schneekönigin und mir iſt ſo kalt. Glaubſt Du, daß mir ein Mädchen nachgeht und mir ein Heim gibt und Glück?

Oder muß ich Kind der Sehnſucht einſam wandern, weiter, weiter als der Himmel blau iſt . . . bis zu Dir, Großmutter?

Wie ich dahinter kam

Flocken wirbelten herab vom unfreundlichen Dezemberhimmel. Draußen auf den Feldern lag ſchon alles in Winters Bann, die hohen Dächer der Stadt trugen mächtige Schneezinnen, die Menſchen gingen eingehüllt und froſtig durch die Straßen, kaum einen Blick wagten ſie ins winterliche Leben zu tun. Und doch war's eine ſchöne Zeit! In der Neuſtadt waren die Buden des Nikolausmarktes errichtet, in denen prächtige Herrlichkeiten, die wohl von den himmliſchen Waldbäumen gepflückt waren, aufgeſpeichert lagen. Lebkuchenbiſchöfe, Photographien des hl. Nikolaus, gräßliche Teufel, denen ſchwarze Schokolade ihr infernaliſches Ausſehen verlieh, dort vergoldete Nüſſe, drüben wiederum gar ein Baumbartkrampus, in jenem Stand eine Krippe, vor der ſchon die hl. drei Könige aufſpazierten, von denen beſonders der Schwarze mir es angetan hat — auch die Kameele ſtanden mir ſehr nahe; — dort bei des alten Nürnbergers Bude war eine ganze Schlacht aufgeſtellt: Bleiſoldaten, rotröckige Engländer und Araber in weißen Burnuſſen, das war der Inbegriff der Herrlichkeit. Daneben war wieder ein Stand mit Wollenſtrümpfen, Patſchen uſw.; ich konnte gar nicht begreifen, wie

der hl. Nikolaus ſich mit ſo gemeinen Sachen befaſſen könne und wozu oben im Himmel, wo doch Sonne, Mond und Sterne einheizen, Patſchen nötig wären. Doch das verſtand ich einfach nicht und ich ging vorbei. Und wie viel Kinder da waren, die mit glänzenden Augen die Pracht ſchauten. Da und dort fragte mich eines, was mir der hl. Nikolaus einlege. Da warf ich mich ſtolz in die Bruſt und ſagte: „Mir legt er nichts ein, zu mir kommt er ſelber!"

Ja, ich mußte ein braves Kind geweſen ſein; alljährlich ſtieg er herab vom glänzenden Sternhimmel und kam zu mir. Schon eine halbe Stunde früher ſpürte in den himmliſchen Geruch; dann, Angſt und Hoffen im Herzen, ſaß ich mäuschenſtill im Ofenwinkel — ich war ja oft unfolgſam geweſen. Ob er wohl kommt? Ich hatte ihm ſchon einen Brief geſchrieben, worin ich ihm meinen Herzenswunſch nach einer Schachtel entſetzlicher Zulukaffern nahelegte. Als er zum erſtenmal erſchienen war, einen prächtigen Sammtmantel umgeworfen, mit reich geſticktem Rande, eine gold- und edelſteinſchimmernde Biſchofsmütze auf, mit weißem, wallendem Haar, da hatte ich zuerſt auf den Klaubauf ängſtlich gewartet — der kam nicht. Da fragte mich der Heilige: „Toni, wie heißeſt Du?" Ja der war allwiſſend. Wußte er doch voraus meinen Namen. „Toni" war meine Antwort. O weh, der wußte auch, daß ich neulich im Honigtopf aufgeräumt. „Biſt Du wohl immer brav," fragte der Heilige weiter. „Mitunter," geſtand ich leiſe. Doch er nahm's nicht übel, ermahnte mich, im nächſten Jahre fleißiger zu ſein und beſchenkte

mich reich. Da war ich mit der ſachverſtändigen Unterſuchung der himmliſchen „Gutelen“ ſo beſchäftigt, daß ich gar nicht merkte, wie der Heilige verſchwand.

Alles war noch ganz gehoben von der himmliſchen Erſcheinung, alles pries den Gütigen, nur mein Onkel war nicht dabei. Der Arme hatte den Biſchof nicht geſehen. Aber im nächſten Jahre wollte ich ihn gewiß aus ſeinem Zimmer holen. Alle Jahre kam der hl. Nikolaus, alle Jahre ſchickte ich die Magd, den Onkel zu holen, der war aber nie da. Mir ſchien, als ob der Onkel nicht in der Gnade des Heiligen ſtünde, da er nie ſeines Anblickes gewürdigt wurde. Einmal hätte mir die Tante meinen hohen Beſuch bald vertrieben, ſie ſagte: „Küß d' Hand, Euer Gnaden, beehrns uns bald wieder.“ Ich weinte, denn gewiß würde er nimmer kommen. Ich machte der Tante klar, daß man zum himmliſchen Biſchof zum mindeſten „Euer Hochwürden“ ſagen müſſe und daß es geradezu freventlich ſei, ihm die Hand küſſen zu wollen. Im nächſten Jahre entſchuldigte ich mich beim Heiligen. Wieder war der Onkel nicht da. Ich ging ihn zu holen; es hieß, er könne nicht abkommen. Mit dem Weinen kämpfend, kehrte ich zurück. Im Hausgang kam unſer kleiner Hund daher gekeucht und geſchliffen — gehen, glaube ich, hat das liebe Tier nie gekonnt. Er humpelte ins Zimmer mir nach. Dort wartete der Heilige geduldig und wollte mich mit einem liebreichen Worte anreden — aber unſer Pinſcher, dieſer entſetzlich ungebildete Hund, bellte und verſuchte am Himmliſchen emporzuſpringen, beſchmutzte mit ſeinen Pfoten den Purpurmantel — ich war wie auf Nadeln. Da

geſchah das Gräßliche: der Hund riß den Mantel weg, erſchreckt fuhr der Biſchof über die Schulter und gab dabei der Mütze einen Stoß, daß ſie mit Locken und Bart auf den Boden flog, der Hund zerbiß den Sammtmantel, einen alten Vorhang, und mein an jedem Nikolausabend verſchollener Onkel ſtand vor mir. — Da fiel jene Märchenwelt in Trümmer. Der garſtige Pinſcher war klüger geweſen als ich, er hatte den Herrn erkannt. Vorbei wars mit all' dem Zauber. — Nein! Ich fühle ihn noch jetzt in der Bruſt; wenn ich hinabgehe durch die verſchneite Stadt und an den Buden die Kinder ſteh'n, glücklich im Schauen — da klingt um mich die Poeſie des Hoffens und Glaubens. Oder wenn ein zitternd Mütterlein einen Lebkuchenbiſchof kauft für's kranke Kind oder ein Bauernburſch dem Dirndl ein Herz, dann iſt's die Poeſie der Liebe.

Doch noch anderes kann man ſehen. Kinder mit matten, fragenden Augen, mit kalten, roten Händchen, in deren Geſichtlein die Not ihre Rinnen gegraben, ſehen bittend nach den vorübergehenden Reicheren und Glücklicheren. Kauft, kauft ſagen die Augen, Mutter liegt krank, wir haben kein Holz zum Einfeuern, kauft, kauft, ſonſt muß der Heilige ſelber niederſteigen von den Höhen, wenn wir morgen Brot wollen. Erſt ſpät in der Nacht packen ſie zuſammen und ziehen heim, wohl über die Brücke; — ob's ihnen nicht beſſer wäre, wenn ſie dort wären, wo die Sterne ſpiegeln. Das iſt die Poeſie des Leides! Möge auf die der heilige Nikolaus nicht vergeſſen haben!

So ſinken die Sterne

Vor zwei Jahren war der kleine Toni nicht brav geweſen, er hatte, ſo klein er war, das Chriſtkind beleidigt. Im Kerzenglanze ſchimmerte der Tannenbaum, goldene und ſilberne Fäden ſchlangen ſich um die Zweige, Sternlein blinkten, Gold- und Silberketten hingen nieder, ein bläulicher, himmliſcher Duft zog weich und leiſe von den überſchneiten Aeſten, deren Schnee, weil es eben Himmelsſchnee war, nicht verging. Am Fuße des Baumes lag ein roſiges Chriſtkind in der Strohkrippe, flachſene Löckchen umwallten ſein Köpfchen und ein ſternenförmiger Schein umgoldete es. Um das Chriſtkind herum lag allerhand Spielzeug, wie es für einen Buben paßt, der noch keinen Griffel zerbrochen und keine Schiefertafel zerſchlagen hatte.

Der kleine Toni tat aber, als ob das liebe Chriſtkind gar nicht da wäre; er beachtete nicht die um das Kindlein liegenden Geſchenke, ja, nicht einmal den grauhaarigen, geſattelten, hölzernen Reiteſel, der gerade ſo groß war, daß er den kleinen Reiter tragen konnte, und der auf Rollen ſich fortbewegte, und die ſchimmernde Trompete ſah er.

Darum vergaß er auch des Chriſtkindleins und vergaß auch die Verſe, welche ſeine Tante ihm als Dank für all die Geſchenke in ſein Gehirn geſtopft hatte, aufzuſagen. Sie lauteten:

Ich danke, liebes Chriſtkind, dir
Für alles, was du brachteſt mir.
Ich will recht brav und folgſam ſein,
Stell' nächſtes Jahr dich wieder ein!

Die gute Tante, welche das Verslein ſelber gedichtet hatte, wartete und wartete, doch des kleinen Toni Mund blieb ſtumm. Er überſah alles, weil ſeine Blicke ſich nach etwas Höherem wandten.

Dieſes Höhere waren goldene, ſilberne, rote, blaue, grüne, gelbe, weiße, mit Sternen überſäte Düten, ſeidenpapierne Netze und Körblein, die an den Zweigen hingen. Goldene und ſilberne Nüſſe, Aepfeln, Datteln, Bretzeln, Sterne, Gipfeln, allerhand aus dem Schlaraffenlande, wunderliche Baumfrüchte, wie ſie nur dort wachſen, lockten von oben.

Alſo der kleine Toni ſtieg zunächſt auf einen Stuhl und bekümmerte ſich vorläufig um das Eßbare. Erſt nachdem alle Scharmützelchen unterſucht und teilweiſe geleert waren, intereſſierte er ſich auch für die anderen Geſchenke, bearbeitete den Eſel mit der Peitſche, und riß ihm, da er nicht weiter gehen wollte, ein Schüppel Haare aus. Der Vater ſagte freilich mahnend:

„Was du nicht willſt, das man dir tu,
Das füg' auch keinem andern zu!"

Aber das verfing beim kleinen Reiter nicht, er meinte nur einfach: „Wenn er nit weitergeht!"

Und als die Tante endlich verlangte, daß der Toni dem Chriſtkindlein danken ſollte, da konnte der Unglücksbub das Verslein nimmer. Das entlockte der Tante bittere Tränen. An dieſem Weihnachtsabende hatte der Prinz drei böſe Eigenſchaften gezeigt: Genäſchigkeit, Hartherzigkeit und Undankbarkeit.

Erſtere rächte ſich bereits am nächſten Tage durch Bauchzwicken, bezüglich der zweiten rechtfertigte ſich der Toni damit, daß er ſeinem Vater am Fenſter die blaubekittelten Fuhrleute zeigte, die laut fluchend auf Pferde und Eſel losſchlugen.

„Die Undankbarkeit wird dir das Chriſtkindl nie vergeſſen, denn das hat ein gutes Gedächtnis," ſagte die Tante zum Toni, der aber vermeinte, er könne dieſes Jahr ja ganz ausnahmsweiſe brav ſein, dann werde alles wieder gut werden.

Aber es ſollte anders kommen. Das mit der Bravheit war leichter geſagt als getan und ſchon nach einigen Tagen erhielt Tonis Sündenregiſter einen neuen Zuſatz.

Wie es ſo Sitte iſt, blieb der Chriſtbaum über die Feiertage ſtehen und wurde langſam ſeines eßbaren Inhaltes, hauptſächlich durch den Prinzen des Hauſes erleichtert. Wie erſtaunt aber waren Vater und Mutter, als ſie eines Tages den Chriſtbaum ganz leer vorfanden.

Der kleine Toni hatte alles ausgeſchleckt, dann hatte er die bunten Düten, Schifflein und Körbchen, die Sterne und Ketten, die Kerzenreſte — denn letztere

brauchte er für's Peterltheater — die Silber- und Goldfäden herabgenommen, zusammengepackt und versteckt, weil ihm die Glitzerdinge Freude machten.

Grad, daß er sich nicht ans Christkindlein gewagt hatte. Das lag traurig unter dem schmucklosen Baume, verlassen wie einst in Bethlehem.

Hinter dem Spiegel steckte ein birkenreisernes Etwas, mit dem sich der Vater und der kleine Toni öfter beschäftigten. Letzterer wollte zwar nie mitspielen, aber er mußte halt doch. Dieses birkenreiserne Etwas holte nun der Vater vom Spiegel, denn solche Habsucht durfte man dem Kinde nicht ungestraft dahingehen lassen.

Und während dem kleinen Toni noch die Tränen über die runden Wangen purzelten, während seine Händchen sich noch auf eine andere Rundung, den Schmerz besänftigend, legten, trat noch die Mutter ein mit der schrecklichen Drohung: „Das Christkind wird sich das schon merken!" Nun galt es also doppeltes Bravsein!

Dieses Bravsein ist für so einen Buben so schrecklich schwer. Im Winter, wenn man einen Schneemann baut, werden die Hände rot, die Füße naß und am nächsten Tag kommt ein böser Husten, dann heißts im Bette bleiben und Kamillentee trinken, der Hals wird mit Schweinefett eingeschmiert und auf den Magen werden heiße Hafenplatten aufgelegt. Oder wie leicht kann es passieren, daß ein Schneeballen statt Nachbars Franzl ins Gesicht, seinem Vater ins Schreibstubenfenster fliegt.

Ferner im Frühling, wenn man die ersten paar Mal

über die naſſen Raine herabrutſcht, bekommen die Hoſen ſo garſtige, naſſe, braungrüne Flecken; auch wenn man der Hausmagd Maikäfer ins Bett legt, damit ſie in der Nacht nicht zu kalt haben, iſt es der unwilligen Perſon nicht recht und ſie ſagts gleich dem Vater.

Oder im Sommer auf dem Lande, da iſt's ſchon gar ſchwer! Da fliegen ſo ſchöne ſchwarze Trauermäntel, rotbraune Fuchſe, ſchimmernde Silberſtreifer und goldgelbe Schwalbenſchwänze; wenn man dieſen mit dem grünen Netze nachläuft, fällt man leicht über einen Stein, in einen Waſſergraben oder gar in die Jauche eines behäbigen Miſthaufens.

„Wie er außer is g'ſtieg'n
Hat er ſich Weichſelbraun g'ſchrieb'n."

höhten die Bauernbuben, als dem kleinen Toni dieſes Unglück paſſierte. Das durfte man ſich von dieſen Lümmeln doch nicht gefallen laſſen. Aber wenn man mit den Bauernbuben rauft, bekommt man nicht ungern blaue Augen neben die andern. Auch die Bauernhunde ſind ſo böſe, man braucht bloß zwei Finger auseinander zu ſpreitzen und ſie ihnen, „gſt, gſt!" ſagend, vor die Schnauze zu halten, ſo werden ſie ſchon zornig.

Und erſt im Herbſt, ganz abgeſehen von den Aepfeln, die unreif im Grasanger des Hausherrn liegen (wenn ein reifer darunter liegt, oder durch einen wohlgezielten Wurf vom Aſte fällt, ſchadets auch nicht), ſind noch gar ſo viel Verſuchungen, die an einen kleinen Buben herantreten. Dieſen Herbſt beſonders, denn dieſen Herbſt begann die Schule. Da zerſplittern die Schiefer-

tafeln und brechen die Griffel und die kleinen „e" ſehen den kleinen „n" ſo ähnlich, und wenn man zum kleinen „n" noch ein Strichel dazu macht, dann iſt es ſchon ein „m". Wenn man beim „u" das Strichel wegläßt, iſt's ſchon ein „n", und wenn man beim „i" das Pünktel vergißt, iſt's gar ein „c". Und das ſoll ſich ein kleiner Bub alles merken?!

O, es iſt furchtbar ſchwer, ſo ein ganzes Jahr brav zu ſein, für einen kleinen Buben.

Daß der Eſel am zweiten Feiertag ſchon Haarſchwund hatte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, denn die Eſel ſind wirklich ſtörriſche Tiere. Daß die Trompete keinen Laut mehr gab, darüber war der Vater gar nicht einmal ſo zornig, er ſagte nur: „Trompete bringt dir das Chriſtkindl keine mehr!"

O du heimliche Wiſperzeit! Die Menſchen haben alle Geheimniſſe, die ſie beſeligen. Sie reden nimmer laut, ſie flüſtern nur, als würden laute Worte die guten Geiſter, die unſichtbaren Engel, die im Hauſe walten, die aus den verſchneiten Wäldern kommen und lautlos über die Stiegen gehen, verſcheuchen. Dieſe guten, ſtillen Geiſter flüſtern uns manch guten Rat ins Ohr und erzählen, was das Chriſtkind alles für ſchöne Sachen hat, mit denen man Freude ſpenden kann. Mehr aber ſehen die Kinder, denn ſie haben geſegnete Augen. Sie ſ e h e n alle die unſichtbaren Geiſter; wenn ſie auf der Stiege ein Tannenzweiglein finden, ſo ſehen ſie den Engel, der das Bäumchen über die Treppe trug und das Aeſtchen abſtreifte. Wenn am Zimmerboden ein Silberfaden liegt, ſo träumen ſie von einem blonden

Englein, das auf einer Wolke ſitzt und Silberfäden ſpinnt und hören ſein goldenes Rädchen ſchnurren. Und finden ſie ein Flöckchen Watte, ſo ſehen ſie den lieben Gott, dem es aus dem weißen Bart gefallen iſt.

Vor Weihnachten iſt es im Städtchen Sitte, daß die Prieſter die Wohnungen einräuchern, und wenn die Kinder den Weihrauch ſpüren, ſo ſagen ſie, es tut ſchon „himmelen". Und auf einmal ſtehen ſeltſame Kreidezeichen über der Türe — die hat über Nacht ein Englein hingeſchrieben, damit das Chriſtkind weiß, wo brave Kinder ſind.

Und die Kinder wiſpern untereinander, ſie wiſpern, was ſie gerne alles möchten, ſie wiſpern, wie viel etwa heuer das Chriſtkind Geld haben werde, ſie wiſpern, welche Wünſche ſie, um nicht unbeſcheiden zu ſein, ſich auf die nächſten Weihnachten aufſparen, ſie wiſpern, ob das Chriſtkind wohl einen Brief mit der Adreſſe „Himmel, Milchſtraße Nr. 1" erhalten werde, ſie wiſpern einander zu, was ſie alles für untrügliche Anzeichen gefunden hätten, ſie wiſpern, daß die Mutter ihre Kaſtenſchubladen, die ſonſt das ganze Jahr offen ſtehen, fleißig zuſperrt, ſie wiſpern, daß es verboten ſei, das „gute Zimmer" zu betreten, ſie wiſpern ſich ihre kleinen Kinderſünden ins Ohr und fragen ſich, ob dieſe das Chriſtkind wohl verzeihen könne.

O du kinderſelige Wiſperzeit!

Daß der kleine Toni zu den nächſten Weihnachten ein böſes Gewiſſen hatte, werdet ihr mir wohl glauben — aber er fand halt doch ein Tannenzweiglein in einem Winkel innerhalb der Vorhaustür, alſo war das Chriſt-

kindlein in der Wohnung gewesen. Ob es wohl seinen Undank vergessen hatte? Heuer wollte er ein anderes Verslein aufsagen:

Liebes Christkind, tu vergeben,
Liebes Christkind, tu vergessen,
Daß ich Mandeln und Zibeben
Voriges Jahr hab' aufgegessen.
Laß nicht allzu streng die Straf' sein,
Will das nächste Jahr recht brav sein,
Daß Du, lieber heiliger Christ,
Ganz mit mir zufrieden bist!

Klingling! Der Baum stand da im Lichterglanze. Der kleine Toni sagte sein Verslein dem Christkindlein auf, und es schien ihm, als ob es gelächelt hätte. Dann besah er andächtig alle schönen Sachen, die es gebracht hatte, die Eisenbahn, das Märchenbuch, die Pudelhaube. Die freute ihn eigentlich weniger, weil sie kein Spielzeug war, für d a s Geld hätte das Christkind schon was Gescheiteres kaufen können. Diesen sündhaften Gedanken jedoch behielt der kleine Toni für sich. Aber ein paar Gutelen gehören doch auch zum Christbaum — endlich wagte der kleine Toni, den Blick auf das Höhere zu richten; zaghaft zog er einen Stuhl herbei und prüfte den Inhalt der Düten und Körbchen und Netzlein — aber die Prüfung war bald beendet, — es war alles leer.

Ja, das Christkind hatte ein gutes Gedächtnis, und der kleine Toni weinte bitterlich.

* * *

Wieder war ein Jahr vergangen. Ein ſehr gefährliches Jahr. Der kleine Toni lernte nämlich jetzt mit Tinte ſchreiben. Und die Tinte iſt ſo boshaft, die Federn kratzen, das Papier iſt ſo ſchlecht und der neue Anzug ſo hell, daß man alles gleich ſieht. Der alte Eſel hatte einmal einen Zornausbruch hinnehmen müſſen, weil auf die Sonntagshoſe kein Tintenfleck gehörte. Der alte Eſel, der ſchon am ganzen Leibe „glatzet" war, verlor ſein linkes Ohr dabei. Da ſtand der Toni heulend vor dem Grautier und bettelte:

„Verzeih mirs, lieber, alter Eſel, ich wills gewiß nimmer tun!"

Da kam gerade der Onkel bei der Tür herein und ſah das ganze Unglück. Er wollte dem Toni den „heiligen Geiſt" erſparen und heilte mittels Leimpfanne und Pinſel dem Eſel das Ohr wieder an. Da aber dem kleinen Alleszerreißer nicht recht zu trauen war, befeſtigte er das angeheilte Waſchel noch mit einem derben Nagel. Während des Einſchlagens fragte der Bub ängſtlich: „Es wird ihm wohl nicht weh tun?"

In der Schule hörte man ſo manches, die Kameraden wiſſen allerlei zu erzählen und zu fragen. Die Schule zündet ſo manche Lichter an, ſie kann aber auch Lichter auslöſchen.

So zum Beiſpiel die Lichter des Weihnachtsbaumes.

Nachbars Franz fragte den kleinen Toni eines Abends, als die beiden durch die ſchneeigen Dämmerſtraßen von der Schule heimpfoſten, heimlich, wichtig:

„Glaubſt du an das Chriſtkind?"

Der Laternenmann zündete die Straßenlaternen an. Der kleine Toni aber ließ ſich vom Franzl kein Licht aufſtecken, er wußte es zu gut, daß es ein Chriſtkind gab; er wußte, was das Chriſtkind für ein gutes Gedächtnis hatte, darum erzählte er dem Franzl, wie es ihm vorige Weihnachten bitterbös ergangen war, er erzählte die Unglücksgeſchichte von den leeren Düten, als wolle er einen Beweis führen, daß es ein Chriſtkind gebe.

Der Franzl wurde nachdenklich und fragte nicht mehr weiter.

Mit dieſer Frage ſinkt das ſchönſte Stück Kindheit in dunkle, unermeßliche Tiefen. Aber wie oft frägt auch das ſpätere Leben: Glaubſt du an das Chriſtkind? Und meiſt, wenn die Lippen ſich zur Antwort öffnen, ſinkt ein Glück in einen Abgrund.

In den Laden, welchen Tonis Vater beſaß, war einmal ein kleines, bettelndes Zigeunermädchen gekommen, das tanzte und das Zimbal ſchlug. Der Vater rief den kleinen Toni; dieſer kam auf ſeinem alten Eſel aus dem Spielzimmer angeritten und beſchaute ſich Spiel und Tanz. Der Vater gab dem Mädel „Münz" und Zuckerln, dieſes aber hätte gerne den alten Eſel gehabt. Der Toni war gleich dabei, den alten Eſel herzuſchenken, denn jetzt dauert es ja ſo nicht mehr lange, dann könnte das Chriſtkindl wohl einen neuen Eſel bringen. Eine Zeitlang würde es wohl ohne Eſel aushalten.

Aber der Vater wollte den Eſel nicht hergeben, der Eſel ſei Ruhe und warme Zimmer gewöhnt und würde ſich gewiß nach dem Toni ſehnen, wenn er mit den Zi-

geunern im Winter von Dorf zu Dorf ziehen mußte. In den Zeiten wäre es dem Eſel viel zu kalt und ſo ein alter Eſel könne auch die Zigeunerſprache nicht mehr lernen.

Das ſah der Bub auch ein, er ſchenkte deshalb dem Mädel ein paar andere halbzerbrochene Spielſachen und erbat ſich vom Vater die Erlaubnis, zum Zigeunerlager gehen zu dürfen. Dort ſah er die wilden Geſtalten mit dem ſchwarzſträhnigen Haupthaar, ſah die ſchmutzigen Zelte und das lohende Feuer, ſah den Zigeunerkönig mit den ſilbernen Knöpfen am Rock, ſah die Zigeuermutter — hu, die ſchaute aus — ſo, daß der Toni die ganze Nacht aufredete.

Die Zigeuner zogen wieder fort in die Weite, wer weiß, wohin?

Und noch etwas war fort — nämlich der alte Eſel des kleinen Toni. Den hatte, ſagte der Vater, wahrſcheinlich das Zigeunermädchen geſtohlen, weil er ihr nicht geſchenkt worden war, und die Zigeuner das Stehlen können wie die Raben.

Das gab freilich heiße Tränen, aber von dem luſtigen braunen Zigeunermädchen konnte es der Bub doch nicht glauben, daß es ſo ſchlecht ſei. Erſt als die Mutter erzählte, ſie habe neulich ein häßliches, ſchmutziges, altes Zigeunerweib im Hausgange begegnet, ſtand es für Toni feſt, daß die abſcheuliche Zigeunermutter das Grautier geſtohlen habe. Der Alten war das ſchon zuzutrauen.

Damit aber waren die Tränen des Prinzen noch nicht geſtillt; die Mutter meinte jedoch geheimnisvoll,

das Chriſtkind könnte wohl einen n e u e n Eſel bringen, denn der alte wäre doch gar zu ſchäbig geweſen.

* * *

Und es wurde Weihnachten. Der Nebel umſpann tagtäglich den Kirchturm, ſo daß man nicht auf die Uhr ſchauen konnte. Einen Tag lang waren die Uhrzeiger eingefroren und die Zeit blieb ſtehen im kleinen Städtchen. Das machte zwar dem kleinen Toni ſehr wenig, weil er die Uhr noch nicht kannte. Aber die Tage vor Weihnachten dauern ſo lang — ſo lang. Die großen Leute ſagen freilich, ſie ſeien kurz, aber für die Kinder, die ihnen alle ihre Wünſche und Hoffnungen, alle ihre Angſt aufbürden, ſchleichen ſie unter dieſer Laſt müde und langſam dahin. Den Kindern ſcheint die Zeit zwiſchen Nikolaus und Weihnachten faſt länger, als das ganze Jahr. Das macht, weil dieſe Zeit viel mehr kleine Herzſchläge ausfüllen.

Endlich aber macht es doch Klingling — da ſteht das kleine Herz einen Augenblick ſtill — und — das Chriſtkind iſt da!

Wieder erſtrahlte der Lichterbaum für den kleinen Toni: denn er war ja leidlich brav geweſen, er hatte feſt ans Chriſtkind geglaubt und nicht auf das gehorcht, was die böſen Buben ihm zugeflüſtert hatten.

Deshalb war das Chriſtkind auch nicht mehr böſe; in allen Düten, Netzen, Schächtelchen, Schifflein und Körben waren wieder Gutelen, und ſüße Dinge hingen wieder von den Zweigen. Und einen neuen Eſel hatte

das Chriſtkind auch gebracht; der hatte ein viel helleres Fell als der alte. Wenn der Eſel ein Pferd wäre, könnte man ihn Schimmel nennen. Und das Fell war ſo glatt und ſo fein! Und ſo glänzend! Das war viel der ſchönere Eſel als der alte, dem alle Haare ausgegangen waren.

Der Toni ſetzte ſich den rotgoldenen Tſchako auf, ließ den funkelnagelneuen Säbel im Weihnachtsſcheine blitzen, ſchwang ſich auf ſein Grautier und kutſchierte im Zimmer herum.

Dieſen Eſel wollte der kleine Toni ſchonen, keine Rolle — ſie gingen ja ſo gut — ſollte brechen, kein Haar ſollte ihm gekrümmt, kein Ohr abgeſchlagen werden; das gelobte ſich der fröhliche Reiter. Aber da fuhr ſeine Hand am Eſelohr vorbei und — was war das? Unter dem Fell verſpürte ſein Finger einen Nagel.

„Das iſt ja mein alter Eſel!“ ſchrie der Toni weinerlich auf. Während dieſes Rufes zitterte leiſe ein Stern auf den Boden.

Nein, nein, das Chriſtkind wollte doch nicht ſo einen kleinen Buben betrügen? Der Eſel war nie geſtohlen worden! Das von der alten diebiſchen Zigeunerin war alſo auch nicht wahr! Es war alles nicht wahr. — Dann war wohl das Chriſtkind auch nicht wahr?

Und die böſen Buben haben recht!

Der goldene Stern, der auf den Boden gefallen war, hatte ſich vom Flachshaar des Chriſtkindleins gelöſt. Dieſes lag nun ohne Schein, wie ein gewöhnliches

Kind, in der Wiege. Wohl befeſtigte die Mutter den göttlichen Schein am Kinderköpflein wieder, aber der kleine Toni glaubte nicht mehr daran.

— — — — — — — — — —

So ſinken unſere Sterne.

Mit dem Weihnachtsglauben ſinkt der erſte und dann fallen ſo viele, ſo viele, bis keiner mehr am Himmel ſteht und die tiefe Nacht ſich breitet.

Es waren einmal vier Gesellen

Ganz draußen vor der Stadt, wo noch einige verfallende Fabrikskeuchen durch aufragende Schlöte beweisen wollten, daß sie einmal etwas bedeuten sollten, wo herabgekommene Bauernhäuser, die weder zur Stadt noch zum Dorf gehörten, dafür aber, den Schmutz beider vereinigend, müde an den abgekahlten Hügeln lehnten, dort, ganz draußen, lag ein der Umgebung angepaßtes Wirtshaus, die grüne Buche genannt. — Wahrscheinlich hatte sich einmal eine grüne Buche da herab gewagt und war hier gestorben.

Aus dem Vorstadtbeisel aber klang ein bierstimmiger, jugendlicher und häufig nach allen Regeln der Kunst falsch gesungener Kantus.

Denn hier kneipte die Gymnasialverbindung Normannia, das bezeugten schwarz-blau-weiße Fahnen, Schläger, Wappen, Couleurbilder, Trinkhörner, Stammkrügeln und dergleichen ins Märchenreich der Studentenpoesie gehörige Utensilien.

Dieses Märchenreich erschloß das einzige Zauberwort: „Es ist verboten".

Am Dienstag abends wurde hier gekneipt — wa-

rum, weil es verboten war. Dies war eigentlich der Hauptgenuß daran.

Es war ziemlich anregend, als Gymnaſiaſt ein dreifarbiges Band zu tragen, es war heroiſch, beim Bierjungen ſeinen Gegner gründlich anzu..., es koſtete mehr als Mamelukenmut und ſehr wenig Reinlichkeitsgefühl, aus dem alten Trinkhorn, das die Kellnerin grundſätzlich nie reinigte, zweifelhaftes Vorſtadtbier zu trinken, es koſtete Selbſtüberwindung, in die vor bekrillten Profeſſorenaugen ſichere Vorſtadtkneipe überhaupt hineinzugehen, es waren alle möglichen Blutvergiftungsgefahren mit den zum Manſchettieren zugefeilten, ſchartigen und roſtigen Paukſäbeln verbunden; keiner ſah das Wahrwort ein, daß „der Bierkomment ein auf ſinniger Baſis aufgebauter Unſinn oder ein auf unſinniger Grundlage errichteter Sinn ſei" — aber alles das obengenannte war verboten und infolgedeſſen wars — recht.

Zu den weiteren Einrichtungen gehörte der dicke, alte Gaſtwirt, wegen ſeines Ausſehens Sack genannt, der auch manchmal zu gunſten der Normannia in den Sack fahren mußte oder wenigſtens einige Lücken dort bis zum nächſten Erſten aufheben mußte. Er pumpte bis zu zwei Gulden, dem Senior bis zu drei, denn letzterer ging nach der Kneipe ins Kaffeehaus.

Die Kellnerin hieß Mimi oder mit dem Kneipnamen Blunzen und hatte, wie der Senior ſagte, ein Geſicht wie... ich will den ſanftgerundeten Teil eines zarten Kinderkörpers nicht nennen — aber der Senior war

überhaupt ein unideales Mensch; er hatte noch nie ein Gedicht gemacht und verachtete bereits die Weiber.

Das war nun bei den meisten andern nicht der Fall, sie dichteten alle, denn sie schwangen alle erste, zweite oder dritte Lieben; die Poemata unterschieden sich hauptsächlich durch die Titel: an Anna, an Marie, an Mitzi, an Mimi, an Mummi, an Mirzl usw., an Klara, an Terese, an Hermine und wie die Stadtbackfische alle hießen. Diese in der heißen Brusttasche getragenen Lieder sanken aber keineswegs ins Meer der Vergessenheit, sondern wurden in der Kneipzeitung verewigt. Und wie schlugen erst die Herzen höher, wenn das Lied erklang:

Hei, wie die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand,
Es leb' die Liebste Deine,
Herzbruder, im Vaterland.

Und wenn dann der Liebeskomment stieg, die einen stockend Mimi sagten und die andern begeistert Anna riefen. Der liebelose Senior brummte in solchen Fällen tiefbassig: „Normannia".

Also schauen wir uns die Kneiper einmal an. Zu beiden Seiten des Seniors Ulf saßen: Faust, Luther, Hagen und Schwamm, die vier, die ältesten, welche gnadelos alles in die Kanne steigen ließen, bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt.

„Peto verbum zur Festrede", verlangte Luther, ein magerer, bleicher, schwarzhaariger Bursch, dem man es ansah, daß er viel las und wenig das Leben kannte.

Nachdem ihm das Wort erteilt worden war, begann er einen literariſch-wiſſenſchaftlichen Beweis, daß in geographiſcher Beziehung die Buche der deutſche Baum ſei und nicht die Eiche. Nun kam Klopſtock, Bardenweſen, Schein- und Mauldeutſchtum, allerlei Ermahnungen an die neueintretenden Füchſe — ihrethalben gab's ja die Feſtrede —, und die ſinnige Erwähnung, daß gerade das Kneipwirtshaus zur grünen Buche heiße, unter deren Zweigen die Normannen für wahres Deutſchtum ſiegen oder ſterben werden, bildete den erbaulichen Schluß. Hagen, ein blonder Strohkopf mit Hängebacken, der zumeiſt die Bierſchwefel hielt, der ſeine freie Zeit mit Ausarbeitung derſelben vergeudete und deshalb nie Zeit hatte, deſſen Füße die Koloßvonrhodosſtellung ins Gehen überſetzten, erhob ſich jetzt und wies nach, daß der volkstümliche Baum der Deutſchen die Linde ſei und daß er ein Wirtshaus zur Linde entdeckt habe, wo eine viel nettere Kellnerin ſei und der Wirt bis zu fünf Gulden pumpe ... uſw.

Hagen fuhr in den Bierverſchiß.

Der Fuchsmajor Spund ſtimmte mit den Füchſen krätig das Lied an: „Unter grünender Linde", und mußte deshalb einen Ganzen ziehen.

Schwamm war ein großer, ſtarker Naturburſche, dem eine gewaltige Rundung im Philiſterium von einem unerbittlichen Schickſal beſchieden war. Dieſer ſuchte er ſchon jetzt vorzubeugen, indem er fleißig turnte, focht, ſchwamm, bergkrarelte und Kegel ſchob. Freilich waren die Knödelportionen manchmal wieder ſo beſchaffen, daß ſie die Wirkungen ſämtlicher angewandter Sport-

arten leichtlings in Frage stellten. Auch bezüglich des Bierkonsums war dieser Schwamm, daher der Name, der erste in der ganzen ehrenfesten Normannia. Schwamm tröstete sich mit dem Worte eines griechischen Philosophen, daß die vollkommenste Gestalt die Kugel sei, und erwartete stoisch die Zeit, da man zur Berechnung seiner Dimensionen die ludolphische Zahl benötigen würde.

Faust, ein hochaufgeschossener Studiosus mit einem Schnurrbartanflug, saß heute gar trübselig da und nippte nur an seinem Bier. Wenn er dann ein Krügel „ausgesuzelt" hatte, überkam ihn plötzlich ein Rappel, ein Fuchs mußte ein frisches bringen, das er dann in einem Zuge hinabstürzte. Ursache war, daß er heute „seine" Hermine mit einem Kadetten gesehen hatte — ja sogar Du hatte sie zu dem blauen Tuch gesagt. Deshalb war Faust so trübsinnig. Ein Gedicht gegen den Militarismus hatte er schon gemacht — und eines, das mit einer bleichen, mondbeschienenen Leiche masculini generis in einem gleichfalls mondbeschienenen Mühlteich endete, ging durch seinen Strudelkopf.

Das waren also die vier Gesellen. Aber es waren noch andere da: der Zwazl, der Armin, der Schill, der Dampfl, der Körner, der Mephisto und der unausbleibliche Perkeo — kurz und gut, alle jene, die sich zur Selbsterziehung, welche mit der Biertaufe beim Fuchsenritt begann, jugendfreudigen Herzens entschlossen hatten, weil die hochnotpeinliche Schulerziehung bei ihnen nichts fruchtete. Die bürgerlichen Namen dieser vier Gesellen bleiben verschwiegen, sonst könnte so ein alter Professor, der längst in Pension ist, seinen grauen Kopf

mißbilligend ſchütteln und ſagen: Nein, von dem hätte ich das nicht gedacht.

Aeußerlich waren nämlich alle vier ziemlich brav.

* * *

Das offizielle Schwitzbad am grünen Maturatiſche war vorbei. Der sinus φ und der sinus ψ ſowie die Wurzel $\sqrt{-i}$ kündeten ſofort ihre Wohnungen in den Gehirnkammern, die hohen und höchſten Herrſchaften, die Mitglieder in- und ausländiſcher Genealogien packten ebenfalls hochdero Koffer, um den überfüllten Schädel zu verlaſſen; ihnen ſchloß ſich allerhand Literatenvolk an, von welchem man nur wiſſen mußte, daß, wann und wo es geboren wurde.

Kurz, der Kopf wurde freier und der Student wurde ein anderer Menſch.

Aber auch die Profeſſoren wurden andere Menſchen; nach ein paar ſchönen Reden des Inhalts non scolae sed vitae discimus — ein Satz, den das Gymnaſium auf den Kopf ſtellt — oder über die Stützen von Thron und Altar, was zu den Republikanerreden, die man mühſam überſetzen mußte, prächtig paßte, nach dem üblichen: „Sie treten nun hinaus" bis „als wackere Männer, ernſte Denker, als treue Diener des Staates... hoch, hoch" — nachdem dies alles verklungen war, wurden alſo auch die Profeſſoren andere Menſchen, die Aeuglein blitzten durch die Brillengläſer, als hätten ſie nie den Befehls- und Lauerblick geübt; von den ſonſt ſo herben Lippen floſſen ſogar Witze, mitunter auch

zweideutige, und die Gesichter bemühten sich zu strahlen wie die gutmütigen Väter am Weihnachtsabend.

Matura! Alles Verbotene ist erlaubt; man braucht die „Propheten" nicht mehr zu grüßen, man kann sein Bier trinken, wo man will, man darf fröhlich rempeln, man braucht die Schmisse nicht mehr unter dem Aermel verborgen zu tragen, nein, man kann das Gesicht sich zurichten lassen, wie man will.

Matura: Faust wurde natürlich Philosoph, Germanist — er stellte sich diese Wissenschaft als einen prangenden Garten leuchtender Blüten der Poesie vor — aber er fand eine oasenlose Wüste, in der er sich nach den dürren Disteln der historischen Grammatik bücken durfte.

Die gleiche Enttäuschung erlebte Luther, der dann zur „eigentlichen" Philosophie überschnappte, man verzeihe das harte Wort, und sich in allen möglichen Wissenschaften umtrieb.

Hagen stemmte seine breitspurigen Füße auseinander, legte seine Backen in ernste Falten und schloß: Ich habe ein gutes Gedächtnis, und beim Jus braucht man nichts, als auswendig zu lernen; zweitens: ich kann prächtig Bierschwefel halten, und behaupte und beweise allerhand, was nicht wahr ist, ergo steht mir eine glänzende Verteidiger-Laufbahn offen. Also schloß den guten Hagen Frau Justitia in die Arme, — später tat sie das öfter, wegen Laternenabdrehens, nächtlicher Ruhestörung, Wachebeleidigung und ähnlicher studentischer Privilegien.

Schwamm dachte sich einfach: Der Geist der Medi-

zin iſt leicht zu faſſen. Und er faßte ihn, denn er war der Faulſte von allen.

Alſo zogen die vier in die Welt.

* * *

Es war an einem prächtigen Frühlingsabend nach zwei Jahren, da kamen die vier Geſellen, die ſich jetzt weniger trafen, als früher, aber doch ſo ziemlich dieſelben geblieben waren, in einem am Hügelrande gelegenen Landgaſthauſe zuſammen. Von den Wildkaſtanienbäumen flackerten die weißen Blüten empor, im Anger blühten Himmelsſchlüſſel und Vergißmeinnicht, und fern an einem grauen Zaune wußte ein Pirol ein ſeltſames Abendlied.

Leiſe ſanken die weißen Blütlein auf die Tiſche, zum nicht geringen Aerger der Monica, der jungen, blutfriſchen Kellnerin, ohne welche der Frühling nicht ganz geweſen wäre.

Weniger maienhaft geſinnt waren die vier Geſellen. Die Maienbowle hatte es nicht vermocht, des Ungetüms „moraliſcher Kater" Herr zu werden — höchſtens bei Luther, welcher ſchwerfällig mit dem Kopfe „Ja — ja" nickte und mit der ganzen Weltordnung einverſtanden ſchien. Aber das war eben nicht bejahende Philoſophie, ſondern das Geſetz der Schwere.

Fauſt fuhr ſich mit der Hand durch das geſtrudelte Haar, das er zu klaſſiſchen Locken einſtens heranziehen wollte — damals, als er noch dichtete. Letzteres hatte er mannhaft aufgegeben, was man von Luther nicht behaupten konnte, denn letzterer war ſchon gedruckt wor-

den und verkneipte sogar schon Honorare. Also Faust begann mit Bierhumor und ebensolcher Wehmut:

„Liebe Freunde. Unser vierblättriges Kleeblatt ist kein besonderes Glücksblatt geworden. Vielleicht geht's mit dem Motto: alle guten Dinge sind dreie, besser. Kurz und gut — ich werde euch verlassen."

Die Rede übte jedoch nicht einen tragischen Einfluß aus, sondern Schwamm zwängte mit seiner Bierstimme ein mächtiges „Aff" hervor, während Luther lallte: „E—er ist be—be—s—o—offen!" Hagen enthielt sich jeder Aeußerung, sondern trank seinen Maitrankbecher leer, und Faust fuhr weiter:

„Ja, da mögt ihr lachen oder schimpfen, es ist wahr. Mein Geld hab' ich jetzt bald verstudiert — die ganze Ochserei freut mich nicht. Mir ist's gleichgültig, wann und bei welchem Wetter und unter welchen Verdauungsumständen Goethe den 172. Beistrich im ersten Teil des Faust gemacht hat. Nicht einmal das Jahr interessiert mich. Und so was soll Deutschprofessor werden — nein, die ganze Ochserei freut mich nicht. Drum, wenn ich mit meinem Gerstl fertig bin, werd' ich Pfaff. Natürlich in einem wohlsituierten Kloster mit Weingarten, kühlen, hallenden Gängen, schattenreichen Gärten, geräumigen Kellern und wohlgenährten Patribus. Ich hab' so schrecklich viel Durst. Ihr dürft nicht erschrecken, wenn ich einmal in einer schwarzen, braunen oder weißen Kutte daherkomme und mich angelegentlich erkundige, wo ihr herumkneipt, wenn ihr bis dort nicht ehrenwerte Familienväter in Amt und Würden geworden seid. Also, heute gilt's den Abschied ..."

„Mach' keine dummen Witze!" — „Blödsinn!"

Nur Luther verstand ihn — er lallte mit schwerer Zunge: „Habe nun ach, Philosophie ..." weiter kam er nicht, denn das Gedächtnis versagte mit einer erschreckenden Plötzlichkeit, und das „Ja — ja"-Nicken begann wieder.

„Es gilt aber den Abschied," flammte Faust auf, und erhob sich. Er füllte seinen Becher bis zum Rande, stieß mit allen an, dann schmetterte er das leere Glas zu Boden, daß es zerschellte. Und dann ging er. — Allein. So verklang der Maienabend in Scherben.

* * *

Etwa zwei Monate später ging Luther an einem heißen Hundstage zur Universität — es war aber weder Lerneifer noch Streberei noch Moralischer, sondern die Freundschaft, was ihn in das kahle, kühle Gebäude führte. Wer hätte das gedacht — Hagen hatte keine Bierschwefel mehr vorbereitet noch gehalten, er hatte seinen sonstigen Neigungen, die ihn so beschäftigten, daß er nie Zeit hatte, entsagt, sondern hatte sich von seiner Kafferin jenes zweischwänzige Ungetüm, das man zu Todesfällen, Hochzeiten, Prüfungen und anderm Unheil anzulegen pflegt, fein säuberlich ausputzen lassen: Hagen hatte sich zur ersten Staatsprüfung aufgerafft und stand jetzt vor den hochgestrengen Examinatoren, damit sich zeige, ob sich seine juridischen Ansichten mit denen jener grauen bebrillten Herren deckten.

Luther wartete auf ihn im Hausgang; er hatte auch Schwamm von dem seltenen Ereignis, daß einer der

vier Gesellen Prüfung mache, gebührend durch eine Postkarte, aber wie er sah vergebens, in Kenntnis gesetzt.

Da öffnete sich die Tür, und der Prüfling trat heraus. Auf Luthers Frage nach dem Ergebnis brummte er mißmutig: „Das kopfen sie erst aus." Sodann ging er nervös im Hausgange auf und ab, bis ihn der Pedell zur Urteilsverkündung rief.

Bange Minuten ...

Die Professoren hatten Hagen nicht verstanden.

Hagen war durchgefallen und konnte noch einmal probieren, denn es erben sich Gesetz und Rechte gleich einer ew'gen Krankheit fort. Die Professoren hatten eben veraltete Ansichten, und die Jugend will weiter — bis zum nächsten Bierkeller. Hier wurde ein feierliches Requiem gehalten, und Luther tröstete Hagen mit der frohen Weisheit Goethes:

Vom Rechte, das mit uns geboren wird,
Von dem ist leider nie die Frage ...

Schließlich wurde es noch ganz fidel, wenn von dem Kleeblatt auch nur mehr die Halbscheid übrig war. Auch Hagen wußte nichts von Schwamms Verbleib — und spätere Nachforschungen ergaben kein Resultat. Schwamm war und blieb verschollen.

* * *

O diese blauseidenüberdachten Hochsommertage in den Bergen!

Der Hochwald mit seinen bärtigen Fichten, welche ihre Zweige eng ineinanderstrickten, mit seiner Kühle und seinem im Geästel verzitternden Meisensang, mit

ſeinen furchenden Bächen, die von Veilchenſteinen blutrot umſäumt waren, mit ſeinen flammenden Alpenroſeninſeln trat zurück, an Stelle der ſchweren Fichten traten lichtgefiederte Lärchenbäume, durch deren Filigrankronen das Blaugold des Himmels ſo unendlich milde ſickerte.

Zwiſchen den Lärchen dehnten ſich wieſige Räume. Da blühten die letzten großglockigen Genzianen neben dem feuerroten Pippau, in zartem Weiß und Gelb miſchten ſich die großſternigen Alpenanemonen dazwiſchen, und ſinnenwirr taumelte der rotgeäugte Apollofalter, als könne er ſich nicht entſcheiden, zu welcher Blume er ſeinen müden Flug lenken ſolle.

Am Pfützenrande ſonnten ſich die ſchwarzen Alpenſalamander, von denen das Volk behauptet, es ſeien arme Seelen, die bis zur nächſten Kapelle kriechen müſſen, um erlöſt zu werden. Weiter im Tale drunten gibt es auch ſolche mit feurigen Flecken, die können niemals zur Seligkeit gelangen, die haben das Merkmal der Hölle ſchon an ſich.

Nun kam ein Zaun aus gekreuzten grauſchimmernden Latten, deren Verbindung ſtörrige Fichtenäſte bildeten — ein rechter Hoſenzerreißer. Ein wohlgemeintes Stiegele führte in die prächtige Alpenwieſe, in welcher die goldene Arnika ihre Sonne leuchten ließ, die blaßblaue Bartglocke von längſt vergangenen ſchönen Zeiten träumte und die dunkle Brunelle ihren ſchweren Duft verſchwendete. Einſtmals war die Bartglocke viel größer und ſchöner, als jetzt, und hatte ein jungfräulich Geſicht ohne Haare. Sie war aber übermaßen ſtolz und behauptete, ſie ſei die ſchönſte von allen Feld-,

Wald- und Gartenblumen, und das Blau ihres Kelches habe der Herrgott ſelber an einem hochheiligen Sommerſonntag aus dem Himmel genommen. Ihre Glocke ſtand damals aufrecht und öffnete ſich der Sonne zu. Selbſt vor der weißen Lilie am Muttergottesaltare beugte ſie ihr Haupt nicht — da beugte es der Herrgott. Die Glocke ſenkte ſich und wurde kleiner und kleiner und im jungfräulichen Angeſicht wuchs ein Bart, der es für immer entſtellte.

Das und noch vieles andere erzählte der geſchichtskundige Träger einem Touriſten, mit dem er auf einem breiten Stein ſaß, der etwas abſeits vom Wege lag. Auch mit dieſem Steine hat es ſeine Bewandtnis. Hier hatten nämlich einmal zwei Burſchen einen Prieſter erſchlagen und vergraben. Dann hatten ſie dieſen Stein darüber gewälzt. Aber, o Wunder, aus dem harten Felsſtück heraus wuchſen die Formen eines Meßkleides, die man heute noch ſieht. Der Stein heißt der Meßmantelſtein. Als die Mörder das erſahen, ſtellten ſie ſich dem Gerichte und endeten am Galgen. Man erzählt auch, der Stein rücke immer weiter vor gegen den Weg, und wenn er dieſen erreicht habe, komme der jüngſte Tag.

Alſo erzählte der Träger dem dicken, ſchweißtriefenden Touriſten, der ihm aus einer mächtigen Bulle Schnaps anbot. Der Führer hatte ſchwere Tracht, denn der ganze Schnerfer war mit gewichtigen Büchern erfüllt. Ob die, wenn man ſie alle im Kopf hat, auch ſo auf die Schultern drücken, wie wenn ſie im Rucksack ſind?

Dieſe Frage vermochte ſich der dicke Bergſteiger

Schwamm, welcher in die Einöde gezogen war, um zu ſtudieren, noch nicht zu beantworten.

Der Mediziner wollte nämlich „fertig“ werden, da das bedingungsloſe Töten in dem zurückgebliebenen Staate nicht erlaubt war und man dafür ein Diplom beſitzen mußte. In der mitten in den Bergen gelegenen kleinen Univerſitätsſtadt war es zur ſtändigen Sitte geworden, daß diejenigen Studenten, welchen die Ablenkungen und Anfechtungen der Stadt beim Studium hinderlich waren, und die doch noch hofften, einmal eine Prüfung zu machen, ſich in ein einſames Bergdorf zurückzogen, denn:

Der Adler fliegt allein, der Rabe ſcharenweiſe.
Geſellſchaft ſucht der Tor, die Einſamkeit der Weiſe!

Alſo dachte Schwamm: Früh aufſtehn, reine Alpenluft, friſches Waſſer, freier Kopf, geſunde Bewegung, prächtige Milch ſtatt Alkohol, keine Kameraden, keine Zeitungen, keine Briefe, keine Vertretungen, keine Kommerſe, keine Zeugenſchaften, kein Theater, keine Weiber — kurz, das Böſe alles fern. Reſultat: Zunahme der Geiſtesfülle, Abnahme der Körperfülle. Vivat, floreat crescat Schwamm.

Nun zitterte fernes Senſenklingen in der durchgoldeten Luft. Als die beiden näher kamen, ſahen ſie die Leute im Mahd. Lauter Männer! Oha! da mußte man eben noch näher kommen, die Diandln und Weiber ſtaken auch in kurzen Lederhoſen, blaue abgebleichte Strümpfe deckten die Waden, aus verziertem Miederleibl ſchauten die kurzen Hemdärmel hervor und von

dem mit gesticktem Bande umflochtenen Strohhütel wachelte keck die Hahnenfeder.

Herrgott, das eine Evaskind dort am Zaun, das eben die Sense wetzte! Die war stramm. Unwillkürlich fiel Schwamm der letzte Studentenball mit den vielen dekolletierten Zahnstocherarmen ein! Und ein Gesichtel wie Milch und Blut, Blauaugen drein, als hätte derselbe Meister, der den Genzianen ihre Farbe schenkte, sie gemalt. Und über der Stirne glänzte eine Krone von goldenen Zöpfen.

Der Turm des kleinen Kirchleins wurde sichtbar, und die beiden schritten eilig dem Alpendorfe zu. Im Wirtshaus saßen im Herrenverschlagl Hochwürden der Pfarrer Nikolaus, der Förster Michael und der Wirt Quirinus bei einem Abendschoppen und einem Karter. Hans — jetzt muß man ihn doch beim Taufnamen nennen, denn in solchen Alpendörfern hören nicht bloß die Couleurnamen, sondern auch die bravbürgerlichen Schreibnamen auf. Hier gelten nur mehr die redlichen Taufnamen, denen nicht selten eine ganze Geschlechtsreihe — wie Steffesjosefsjörgeleshieslhans — vorgesetzt werden, und die in sich begründeten Hausnamen: beim Unterrainer und beim Schrofeler.

Also Hans ließ Wein kommen — Teufel, der Wein war gut. Hans vertiefte sich ins Spiel der andern, das ihm neu war — er hatte nie was andres gespielt, als das gurgelanstrengende Bierspiel, oder mit tiefsinnigen und eindeutigen Figuren geknobelt.

Als es draußen betläutete, trat das blonde Mädel von der Wiese draußen herein und meldete, daß das

Mahd abgemäht sei — es war Judith, die Jungmagd des Wirtes.

Die dummen Studentenlieder hätten auch können in den Wölbungen der verrauchten Kneipen oder in den Wildkastanienbäumen der Biergärten hängen bleiben, statt da in die Berge mitzuturnen. Da surrte es in einemfort —

Doch keine ist aequalis
Der filia hospitalis. —

Ja, ja, am Lande gibt's gute Weine und saubere „Gsöllinnen". Es war schon spät, als Hans über die wackelige Stiege wackelte.

* * *

In den Bergen war der Winter eingezogen und Hans zog in die Stadt. Wir nennen ihn auch weiter so, denn von den vier Gesellen, die ja nun auch älter und ruhsamer wurden, fiel langsam alles, was zum Kneip- und Kommentwesen gehörte, ab, also auch die Namen. Luther und Hagen, wenn sie in einem soliden, altbürgerlichen Gasthause zusammenkamen, wo die erfahrensten Weinbeißer saßen und lobten oder schimpften, nannten sich gemütlich Ludwig und Fritz und taten dasselbe, wie die alten Herren, sie tranken Wein. Also auch das allen Komment umschließende heilige Band des Bieres war zerrissen. Recht fröhlich war die Stimmung nicht, denn Ludwig hatte sich das Dissertationsthema geben lassen, in der Hoffnung, wenn der schriftliche Teil ausgearbeitet sei, so sei der Geist erzogen, auch den mündlichen Gedächt-

niskram zu bewältigen, aber er kam langsam vorwärts, denn er war in Bibliothekarbeiten eben nicht eingeschossen und sammelte viel Unnützes, brachte manches doppelt und dreifach und übersah manches Wesentliche.

Ebensowenig war Fritz guten Humors, denn er büffelte auf die erste Staatsprüfung, welche das erstemal mit so stark negativem Beigeschmack ausgefallen war. — Und die Prüfungswoche war da; Fritz, der Prüfungsfürchter geworden war, zauderte zuerst, sich anzumelden, erst auf Ludwigs Drängen geschah dies. Da klebte er ja, der weiße Zettel mit dem Namen — aber am nächsten Prüfungstage war er verschwunden, denn Fritz hatte sich abgemeldet.

Dieses An- und Abmelden besorgte nun in der Folge Fritz bei jedem Prüfungstermin, und böse Zungen nannten ihn deshalb Friedericus cunctator.

Die bösen Zungen hatten noch anderes zu erzählen, aber davon später.

Als die Flocken recht stöberten, ging auf einmal die Türe im Stammbeisel auf und eintrat der bergentrückte Einsiedler Hans, vormals Schwamm. Sein Gesicht war rot, und es ließ sich die Provenienz dieser Röte nicht feststellen, ob Winterkälte, oder der Bergaufenthalt oder amende der Landrötel sie verursacht hätten. Hans bestellte gleich einen halben Liter und ein tüchtiges Abendessen. Die Freunde waren mit ihren Fragen schonend, und Hans hätte so vieles zu erzählen gewußt, von der Herrlichkeit der Alpen, von den vielen Jagdgängen mit dem Förster, von einer erlegten Gemse, von den riesigen Knödeln, vom gesunden Schlaf im Heu, vom Schnupf-

tabak des Herrn Pfarrers, von den Geheimniſſen des Verlaggens, von dem feurigen Rötel, von der blutfriſchen Jungdirn und ihren Schnaderhüpfln, von der Aufopferung des Wirtes und von den Launen der Wirtin.

Letztere waren es hauptſächlich, welche den Studioſus aus dem Bergdorfe, in dem er ſonſt überwintert hätte, vertrieben. Die Wirtin ſchaute nämlich immer finſterer auf ihren vor dem Altar angetrauten Gatten, welcher früher ein arbeitsfroher, riegelſamer, nüchterner Menſch war, und jetzt von der Bank kaum wegzubringen war, weil am Tiſche Karten lagen und ein Liter Wein ſtand. Die übrige Zeit klagte der Wirt über Schläfrigkeit. Da gab es nach dem mediziniſchen Gutachten des Hans nur zwei Mittel, da Arzt und Apotheke nicht in der Nähe waren, entweder die Ofenbank zum Ausſchlafen oder einen Liter austun zum Wachbleiben. Derohalben ſetzte es gar häufig wilden und lauten Zank zwiſchen den Wirtsleuten ab; in dieſen Momenten zog ſich Hans zurück und ſchlug ſeine mediziniſchen Codices auf. Aber bei dem Lärm konnte man ja nicht ſtudieren. Und zum Studieren war er ja herauf gekommen. Alſo Hans beſchloß, in der Stadt ſich abzuſchließen.

In den letzten Tagen vor der Abreiſe aus dem gänzlich verſchneiten Dorfe kam noch ein Ereignis. Ein paar Studienkollegen ſtiegen mit Skis bergwärts und kehrten im Gaſthauſe ein, als ſich gerade eine ſehr lärmende Szene abſpielte und Hans ſtudierte. Die Eisſchuhleute zogen weiter und brachten allerhand ſeltſame Gerüchte in die Stadt.

Die allgemein erwartete Prüfung des fast fünf Monate in die Einsamkeit geflüchteten Mediziners Hans wurde nie ausgeschrieben, und die obgenannten bösen Zungen definierten die Folgen des Einsamkeitsstudiums kurz dahin: „Prüfung hat er keine gemacht — aber der Wirt hat's Delirium bekommen." Hans aber verzweifelte nicht und wollte bald wieder in die Einöde gehen, diesmal wirklich, um zu studieren. Da droben war's eben zu schön gewesen, drum hat's nicht sollen sein.

Aber etwas wußten die bösen Zungen doch nicht. Das erfuhr auch Hans erst später: Sein Studium in der Einsamkeit hatte noch andere Folgen gehabt: die Jungmagd Judith bekam einen strammen Buben.

* * *

Die Frühlinge kamen, die Herbste ließen die Blätter sinken. Nur bei den drei Gesellen wuchs es immer weiter und weiter — sie wurden bemooste Häupter. — Nur der vierte, der sich losgetrennt hatte, hatte ein eigentümliches Mittel angewendet, sich vor diesem Schicksal zu bewahren. Ludewigs Dissertation hatte man zurückgewiesen. „Es fehlt die Methode." Dieses Urteil konnte allerdings gar viel decken: persönliche Abneigung, politische Gegnerschaft ebenso wie wissenschaftliche Qualifikation. Er arbeitete verdrossen an der zweiten, kam aber selten zu seinem Thema, weil er sich zu sehr mit Journalistik beschäftigte. Fritz aber hielt wieder Bierschwefel, las Romane, musizierte und hatte keine Zeit

wie früher; er ruhte aus, er ruhte eine ruheloſe Ruhe, denn er hatte nach rmaligem An- und Abmelden die erſte Staatsprüfung ermacht.

Beim Portier erkundigte ſich ein weißgekleideter Prieſter, deſſen Geſicht eine ſanfte, jedoch gleichmäßige Röte zeigte, nach den drei Geſellen. Der Portier aber war ein echter Studentenpförtner, ein Mann, der nicht am Aeußerlichen haftete, ſondern in die Seelen drang, er ſagte die Hausnummer gar nicht, ſondern erwiderte: „Die treffen Sie am ſicherſten beim grünen Baum von acht Uhr aufwärts.“

Wie erſtaunten daher die drei ſtillen Zecher, als plötzlich die Türe aufging und ein Geiſtlicher ihnen fröhlich zurief: „Heil Euch, Ihr alten Streber!“ Der Hochwürdige lüpfte ſeinen Hut und hängte ihn an den Nagel. Nun erſah man, wie Fauſt ſich bewahrt hatte, ein bemooſtes Haupt zu werden. Er hatte ein kreisrundes Stück Moos ausheben laſſen an ſeinem Haupte, und ſeitdem ſagten die Leute Hochwürden zu ihm, und die Kinder, welche dafür Bildeln bekamen, küßten ihm die Hand. In dieſer Geſellſchaft verlangte er keines von beiden und machte auch von den Bildeln keinen Gebrauch.

Pater Borromaeus ſah wohlgenährt aus, erſtens, weil er das ſo anſtrengende Studium aufgegeben, zweitens, weil er Gott liebte und ſeine Werke; letztere ſowohl im feſten als im flüſſigen Zuſtande. Und derlei Werke bargen Küche und Keller des reichen Kloſters genug. Da er alſo ſo gottgefällig lebte und Gottes Werke in allen möglichen Aggregationszuſtänden liebte, hatte er wohl

auch begründete Aussicht, in den Himmel zu kommen.

Pater Borromaeus war der zufriedenste von allen, von ihm ging eine wohltuende Fröhlichkeit aus, er war kein Zelot geworden, er hätte heute noch das Burschenband tragen können. Er erzählte allerhand Klostergeschichten und lud die Freunde ein, einmal im dämmernden Refektorium frohe Runde zu halten.

Selten war ein Abend so fröhlich verlaufen, wie der mit dem Hochwürdigen, und die ältesten Spießer hoben ihre dem Stuhle benachbarten Teile in die Höhe, um sich zu den harrenden Gattinnen zu begeben, während die Runde drüben weiter zechte, denn Pater Borromaeus las am nächsten Tage, da er auf der Reise war, keine Messe, da mochte der Uhrhammer zwölfmal die stille Märznacht durchlärmen, wie er wollte.

* * *

Ludwigs zweite Dissertation ward angenommen, doch es hob ihn das sehr wenig; er hockte sich zwar einige Wochen hinter die Bücher, um sich für die mündlichen Examina vorzubereiten, aber seine schriftstellerischen Verpflichtungen, die Freude an der dichterischen Produktion und die Anerkennung, die er fand, waren seinem Streben schädlich, er dachte sich, wenn ich einmal einen berühmten Namen habe, dann ist der Doktortitel bald erworben. Es handelte sich ja doch nur um den Titel, den man, wenn man drei Stunden lang etwas wußte, erreichen konnte. Was nach den drei Stunden mit dem Wissenskram geschah, war ja gleichgültig, das gehörte

ja nicht zur Persönlichkeit — und die Persönlichkeit ist ja die Hauptsache.

Er klappte also die Bücher wieder zu und teilte feierlich Fritzen mit, daß er jetzt freier Schriftsteller sei. Fritz bekräftigte seinen Entschluß müde, denn vor ihm stand die zweite Staatsprüfung. Hans war wieder einmal nicht aufzutreiben, er sonderte sich überhaupt ab und wurde öfters mit einer jungen Dame in grauem Lodenberggewand gesehen. Auch Fritz hatte seinen Entschluß an jenem Abende mitgebracht und sagte:

„Ich muß auch heute von Dir Abschied nehmen, ich gehe nämlich auf einige Monate in ein einsames Dorf. Ich will's auch probieren, wie damals Hans, ob das nichts nützt. Das Dorf sage ich Dir nicht und niemandem, laßt mich ganz allein. Ich bin der Gesichter meiner Angehörigen nun satt — ich will und muß einmal fertig werden; die ganze Universität verehrt uns als ihre ältesten Wardeine. Bei Dir freilich ist es etwas anderes; Du b i s t etwas, wenn Du auch nicht fertig bist, wenn Du auch nichts bist in den Augen der Philister. Dein Talent weist Dir eigene Wege — aber ich kann Schreiber bei einem Advokaten werden. Also das steht fest: der verlorenen Zeit ist's nun genug. Es ist ja traurig, Talent haben, Gedächtnis haben und stecken bleiben, so jämmerlich stecken bleiben, wo sich die ärgsten Dummköpfe durchstreben." — Alsdann folgte eine weinerliche Elegie über sich selber, die jedoch mit der mannhaften Versicherung schloß, aber jetzt werde man sehen, was der Fritz noch kann, morgen wird fortgefahren, dann wird studiert, dann wird Prüfung gemacht,

dann wird in ein Amt gegangen, die dritte Staatsprüfung — an der ist ja eh nichts dran — macht man während der Amtszeit — vielleicht das Doktorat auch und dann, und dann — Avancement usw.

Geduldig ließ Ludwig Fritzens Freud und Leid über sich ergehen, am Ende sagte dieser ihm doch den Zug, mit dem er abreiste... Ludwig begleitete ihn bis zum Bahnhofe, half ihm die Koffer voller Bücher im Kupee unterbringen und wünschte ihm Heil und Segen auf die Reise. — —

Aber am nächsten Tage klopfte es an Ludwigs Budentür und zwar trat herein, ganz blaß, verstört und weinerlich — der Fritz.

„Ja, was ist denn mit Dir?"

„Ach was, einen scheußlichen Kater hab' ich. Wollte in Forbach mich des Studiums halber einmieten; — aber" — und das kam ganz weinerlich heraus — „dort kann man nicht studieren: dort studiert schon einer!"

Die Tragweite dieses schrecklichen Wortes ermißt man erst dann, wenn man weiß, was dem eifrigen Studiosus passiert ist. Als er in die Bauernwirtsstube eintrat, saß am Erkertische bei einer mächtigen Flasche Wein der Hans. Nun, dieses Wiedersehen mußte gefeiert werden. Aber ein längeres Zusammenbleiben war studienhalber beiderseits unmöglich, also am nächsten Tage wendete sich der Gast mit Grausen und kehrte trübselig in die Universitätsstadt zurück.

Bei den landluftbedürftigen Studierenden der

Hochſchule aber erhielt der Ausſpruch: „Da kann man nicht ſtudieren, da ſtudiert ſchon einer!“ Flügel.

* * *

Aber auch diesmal hatte Hanſens Studium einen ganz merkwürdigen Erfolg. Er machte Prüfung, aber die ſchwerſte, die meiſt lebenslängliche Prüfung, bei welcher Prüfender der liebe Gott ſelber iſt. Auf einmal erhielten die zwei übrig gebliebenen Geſellen eine goldgeränderte Karte, auf welcher ſie zur Hochzeit Hanſens eingeladen wurden. Jene Dame im unſchuldigen Lodenkleide war gar nicht ſo unſchuldig geweſen, ſie hatte es verſtanden, Hans zu dieſer Hauptprüfung des Lebens zu zitieren. Nun gab er — ſeine Gattin hatte die Mittel dazu — ſeine universa medicina auf und widmete ſich dem Spezialfach der Gynäkologie, wohl dem ſchwierigſten in der ganzen Medizin. Der Bub' vom Lande wurde in die Stadt geholt und ihm eine gute Erziehung gegeben. Nur Mediziner darf er mir nicht werden ... lieber geb' ich ihn dann in die Theologie. Dahin war aber noch lange Zeit und Stiefbrüderlein kamen, daß alle Fakultäten verſorgt werden konnten.

So hat der Hans fertig gemacht.

Ludwig hatte ſich ganz von der Univerſität losgemacht, er ſchrieb und brachte es nach harter Arbeit ſo weit, daß er davon anſtändig leben konnte. Der Juriſt aber war in eine andre Stadt gezogen. —

* * *

Späte Herbſtſonne lag über dem Tale. An den fernen Weiden brannten einſame Hirtenfeuer und Herdenglockengeläut zitterte ſchwer und friedſam durch die unbewegte Luft. Die Wälder ſtanden da, klarumriſſen und tiefdunkel; nur da und dort flammte die feurige Zunge einer Lärche empor, nur da und dort gloſte düſter eine Buche durch die Fichten. Still und langſam ging der Fluß, als wollte er noch im Tale verweilen, die Lärchennadeln und die Buchenblätter fielen.

Ein einſamer Wanderer raſtete bei einem Feldkreuze. An dieſem hing ein bleicher Heiland, aus deſſen Seitenwunden Blut floß. Zu dieſer Wunde empor rankte ſich ein Zweig wilder Reben, als wolle er das heilige Blut trinken. Und es ſchien auch ſo, denn der Herbſt hatte das Rebenlaub blutrot gefärbt. So floß ein dunkler Purpurſtrom von der Wunde nieder zu den Füßen, zum Kreuzesſtamme.

Auch dort wollte das Bluten nicht enden.

Die roten Reben rankten ſich aufwärts zu den Händen und überwilderten das Kreuzdach. Alſo war das ganze Kreuz vom roten Laub umſponnen.

Und die Vöglein flogen herbei und pickten an den blauſchwarzen Beeren — ſie fürchteten den Herrgott nicht wie die Menſchen; ſie genoſſen ſeine Gnade und ſangen ihm, der keine Hand erhob, ſie zu verſcheuchen wie die Menſchen, ein zitterndes Danklied, das aufwärts durch die goldene Luft zum Himmel eilte.

Drüben, zwiſchen den Obſtbäumen lag das Dorf, ein ſpitzer rotgeſchindelter Kirchturm ragte empor. Um die Kirche herum war der Gottesacker angelegt. In

dieſem waren alte Schmiedeiſenkreuze mit kunſtvoller Ornamentik. Ludwig erſah die Male über die Mauer ragen und verhoffte Studien über alte Volkstrachten und Bauernpoeſie machen zu können. Er ſchritt alſo zwiſchen den Gräbern hin und ſchaute und ſuchte. Und er fand auch:

Du biſt zur Ewigkeit geboren,
Zu etwas Höchern biſt beſtimmt,
Das Leben geht nicht ganz verloren
Wenn gleich das Grab den Leichnam nimmt,
Du biſt zu groß für dieſe Zeit,
Drum lebe für die Ewigkeit.

Ludwig hatte ſich ſchon manches aufgeſchrieben und gedachte nun langſam emporzuwandern zum Kloſter, welches eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt auf einem Hügel ſtattlich erbaut war. Die Sonne war, trotz des Herbſtes, noch ziemlich kräftig, und das fortwährende Leſen und Schreiben mit gebücktem Nacken hatte Ludwig müde gemacht. Nun, den guten Patribus da droben würde es auf einen Schoppen kühlen Weines und einen Kloſterimbiß nicht ankommen, wenn ſie den in der Betrachtung verſunkenen Pater Borromaeus aus ſeiner Zelle geholt hatten. Drum verſchob Ludwig die weitere Durchforſchung des Friedhofs auf den Abend.

Da klirrte das Kirchhofgatter, und herein trat ein alter Mann, dem man gleich den Meßner ankannte. Er ſchaute dem Kreuztürchen öffnenden Fremden eine Weile zu, dann fragte er teilnehmend, indem er ſein Käpplein lüftete:

„Hat der Herr vielleicht Verwandte da ..."

„Nein, ich schau mir nur die Kreuze, die Malereien und Sprücheln an ... aber eines könnten Sie mir sagen: Treffe ich den Pater Borromaeus um diese Zeit im Kloster?"

„Der Pater Borromaeus ist nit im Kloster! Der ist bei uns da herunten. Mein, wie's halt geht! Zu dem kann ich Sie gleich führen, da ist der Weg nicht weit."

Und der alte Mann führte Ludwig die Kirchenmauer entlang bis zu einer eingelassenen Marmortafel. Dort nahm er die Mütze ab, sprengte mit einem Buchszweige Weihbrunn und sagte:

„Da ist der Pater Borromaeus."

Auf der Marmortafel stand mit Goldbuchstaben geschrieben:

Hier ruhet der hochwürdige Herr
P. Borromaeus O. S. C.
Cooperator in Wiesendorf, geboren zu .....

Wenn ich getan, was ich gelehrt,
So ist der Himmel mein;
Wenn ihr getan, was ihr gehört,
So kommt ihr auch herein.
O, welche Wonne, welche Freud'
Wird sein in alle Ewigkeit,
Wenn Hirt und Herd' beisammen
Auf Gottes Weide. Amen!

Neben der Grabtafel standen zu beiden Seiten von dunkelroten Blüten umdrängte Malvenschäfte schmal

und ſteil empor, als wollten ſie weiſen, wohin er gegangen ſei, und am Boden blühten weiße Aſtern, als wollten auch ſie ſagen, daß er bei den Sternen weile.

„Er war ſoviel ein guter Herr, luſtig und nit aufbegehrig, er hat mit der ganzen Gemeinde Frieden gehabt. So einen kriegen wir nimmer. Aber am Herzen hat er's gehabt und trotzdem die weiteſten Krankenbeſuche für den alten Pfarrer gemacht. Er hätt' leicht können ins Kloſter zurück, um auszuraſten. Aber er hat die Bauern lieber gehabt und iſt bei uns blieben. Da hat er einmal in einer ſtürmiſchen Wetternacht hoch hinauf auf den Berg mit den Sakramenten zu einem Sterbenden müſſen — und am nächſten Tag hab' ich umſonſt auf ihn bei der Frühmeß gewartet; er iſt nit kommen, er iſt tot im Bett gelegen. Der Herr geb ihm die ewige Ruh."

Alſo erzählte der Meßner.

Ludwig ſprengte mit dem Buchszweige einige Tropfen Weihbronnen aus der marmornen Schale aufs Grab des Freundes. So hatte alſo dieſer „fertig gemacht".

Von der hohen Trauerweide ſank ein wehes Vogellied. Durch das Gezweige flitterte die ſich den blauen Bergen zuwendende Sonne. Die Fenſter des Kloſters glänzten hell im Abendſcheine. Aber Ludwig ſtieg nicht hinauf; am nächſten Tage wollte er den Kreuzgang ſehen, in dem Pater Borromaeus ſo oft gewandelt war.

* * *

Abends schrieb Ludwig zwei Briefe an seine Freunde, in denen er ihnen den Tod ankündigte. Der in seinem Heim glückliche Gatte und Vater Hans hatte die traurige Botschaft bald vergessen. Hellstimmiger Kinderlärm übertönte gar leicht die leisen ernsten Worte des Todes.

Auf den Juristen war der Eindruck ein tieferer ... „Wenn ich nur auch so weit wäre. Tief drunten in der Erde. Ich bring's ja doch zu nichts. Ein ewiger Student, ein lächerlicher Ahasver, der mit seinen Büchern von Ort zu Ort wandert. Herrgott, mach' die Bücher einmal zu."

Wie Fritz „fertig geworden" ist, kann ich nicht erzählen, denn er ist noch nicht fertig.

Ein Sonnenſtrahl

Ob es ſo recht iſt? Ob das der rechte Name iſt?

Es iſt etwas Lichtes, etwas, was nicht zu erhaſchen iſt und etwas, was Blumen hervorbringt, drum glaube ich, daß das der rechte Name ſei.

Wie ein Sonnenſtrahl kam es in mein Leben. Wie ein Gruß aus den Gefilden der Unſchuld, und weckte in mir wieder einmal den heiligen Menſchen auf, der ganz gut iſt. Und gab mir die große Freude, die keinen Namen hat... ich war im Stande der heiligmachenden Gnade. — —

Ich hatte ein Kinderherz beleidigt. Das iſt die Sünde wider den heiligen Geiſt, wider den heiligen Geiſt der Reinheit. Wie oft kann dieſe Sünde nicht mehr gut gemacht werden. Die Sünde wächſt mit dem Kinde; ſie klagt an, ſie ſchreit zum Himmel. Mir hat es tief weh getan, als ich das Kinderherz beleidigte, denn ich tat es unabſichtlich; meine Vorausſetzung war falſch geweſen. Aber ich wußte es ſofort, daß ich das Kinderherz beleidigt habe. Ich habe die deutliche Antwort erhalten.

Und das war ſo. —

Da ſitz ich nun, der neue Lehrer,
Und vor mir eine Mädchenſchar,
O wär' ich ihnen ein Verklärer
Von dem, was groß und edel war.

Ich will euch nicht die Jugend ſtehlen,
Die Roſen eures Angeſichts,
Doch führen möcht' ich eure Seelen
Bis in die Monarchie des Lichts.

Ausſprechen eine große Rüge
Und weiſen euch ein neues Ziel,
Das Weib befreiend von der Lüge,
Der es Jahrhunderte verfiel.

Das eigne Urteil ihm zu geben
Und ſeinen Willen zu erzieh'n,
Daß es im großen Menſchenſtreben
Sich ſelber ausſucht ſein Wohin.

Daß nicht das Gottgeſchenk des Weibes
Im Streben ohne Willen ſteht;
Als Sklavin ihres eignen Leibes,
In fremdem Moder untergeht.

„Ich will, — ich kann," die beiden Worte,
Weg mit dem Reim: ich kann, ich darf!
Eröffnen euch der Freiheit Pforte,
Die euch ins Schloß die Vorzeit warf!

Erwartend ſie die Blicke heben,
Noch ganz in ihrer Unſchuld Bann:

O Kinder, könnte ich euch geben
Die Worte nur: — ich will, ich kann!

Ich will euch nicht die Jugend ſtehlen,
Die Roſen eures Angeſichts,
Doch führen möcht' ich eure Seelen
Bis in die Monarchie des Lichts.

So waren aber nicht alle in dem Lehrkörper der höheren Mädchenſchule, an welcher ich beſchäftigt war, geſinnt. Mir ſchien, ſie hatten keine Liebe zu den Kindern. Denn ſie wollten alles durch Unfreiheit und Zwang erreichen, ſie beaufſichtigten überall, ermahnten und ſtraften. Alles war ihnen nicht recht. Sie wußten nicht, daß ſie Kinderſeelen in ihren Händen hatten.

Insbeſondere die weiblichen Lehrkräfte verkümmerten der Jugend die Freude, oh, — ſo oft. Da kamen ſie mit ihrer veralteten Sitte, mit ihrer Wohlanſtändigkeit, mit ihrem Klatſch und mit ihrem Lippengebete.

Ich wollte es anders machen. Ich wollte die Kinder lieben und ihnen Freude und Freiheit laſſen. Ich wollte ſo mit ihnen ſein, daß nur ihr Kindergewiſſen ſagen ſollte, das iſt unrecht. O, ſo ein Kindergewiſſen hat eine ſtarke Sprache.

Sie ſollten ſich ſagen müſſen, — wenn etwas Unrechtes geſchehen war, — das war undankbar, denn er meinte es mit mir gut.

Und es ſchien mir zu gelingen. Ich bedurfte der Abſchreckungstheorie nicht mehr. Die Kinder hatten mich lieb.

Da habe ich das Kinderherz beleidigt...

Melanie — Mela nannten ſie die Mitſchülerinnen — war im ſechzehnten Jahre, ein ſchönes, ſchlank und kräftig gewachſenes Mädchen. Wenn man ſie gehen ſah, wußte man, daß ſie Charakter hatte. Aufrecht und ſtolz war ihr Dahingehen.

Ihr Blick war ruhig und feſt. Sonſt war ſie lebhaft... natürlich klagten die Weiber. Denen war ſie zu wenig Anſtändigkeitsautomat... außerdem war ſie eben hübſch. Die hübſchen Mädchen haben es bei dieſen weiblichen Lehrkräften immer ſchlechter.

Sie war ſehr hübſch, — daß ſchon ein paar halbreife Gymnaſiaſtlein ſie zu ihrem Ideal erkoren hatten. Hu! — wenn das die weiblichen Lehrkräfte gewußt hätten! Ich hätte es ihnen ſagen können... ich... ich... dachte an eine glückliche Zeit zurück, die nie wieder kommt.

Und doch habe ich das Kinderherz beleidigt.

Mela war in eine Nonnenſchule gegangen. Darin lernen die Kinder beten, werden verbittert und verſchlagen, — ſonſt lernen ſie wenig, denn wenn ſie nur brav lippenbeten, wird das ganze Zeugnis mit „Einſern" ausgeſtattet.

Es ſcheint, daß Mela gerade noch zur rechten Zeit herauskam, denn ſie hatte ſich den Charakter bewahrt.

Ich ſaß in meinem Zimmer über den Aufſatzheften und bemühte mich gerecht zu ſein. Denn nichts beleidigt ein Kinderherz mehr, als Ungerechtigkeit. So hatte ich auch Melas Heft vor mir. Aber da hatte die rote Tinte Arbeit! Der Aufſatz war verſtändig geſchrieben,

mit eigenen Beobachtungen ausgeſtattet und unterſchied ſich darin wohltuend von den meiſten andern. Aber die Rechtſchreibung! Wortbilder, die jedes deutſche Auge beleidigten, kamen darin vor. Das mußte das Mädchen doch wiſſen! Vielleicht war es Unaufmerkſamkeit, Schleuderei . . . das Mädchen ſchadete ſich ſelber. So beſchloß ich denn, dieſe Vermutung Mela zu beweiſen.

„Fräulein Heider, kommen Sie zur Tafel."

Sie kam langſam — ſie wußte nicht, was ich wollte.

„Wie ſchreiben Sie denn das Wort . . .? Schreiben Sie es an die Tafel . . ."

Mela ſchrieb. Ich ſchaute gar nicht hin und wollte eben fortfahren: „Sehen Sie, Fräulein . . . Sie können es ja . . . nur durch Ihr allzuſchnelles Arbeiten verderben Sie Ihre Leiſtungen."

Da erhob ſich in der Klaſſe ein höhniſches Gelächter . . . Mela wurde rot und ging langſam in tiefer Scham zu ihrem Platze.

Obwohl ich ſagte, ich hätte das nie geglaubt, daß ſie eine ſolche Vorſchule genoſſen; obwohl ich nun ſagte, daß das Mädchen nicht ſchuld trage, obwohl ich das Lachen ſtrengſtens verwies . . . ich hatte ein Kinderherz beleidigt.

Das wußte ich nun.

Und das aufrichtige Kinderherz blieb mir die Antwort nicht ſchuldig.

Mela hatte keine Freude mehr. Ihre Aufſätze, ihre mündlichen Leiſtungen wurden ſchlechter; ihre Haltung in der Schule war teilnahmslos. Ich mußte ſchlechtere Noten einſchreiben.

Und dann bei einer Prüfung hat ſie es mir ins Geſicht geſagt.

„Bilden Sie einen Satz mit der Konjunktion ſeit . .“

„Seit einiger Zeit iſt mir die Deutſchſtunde unangenehm.“

Ich lachte innerlich . . . eigentlich freute mich die Antwort, denn es war Charakter darin. Und vielleicht ſogar ein Verſuch zur Anbahnung.

Die Schülerinnen nahmen Partei gegen ſie. Wenn ſie doch gelacht hätten . . . aber keine lachte . . . o wenn ſie doch gelacht hätten und ich hätte mitlachen können. Aber ſo mußte ich die Sache ernſt nehmen und das Kinderherz noch mehr beleidigen.

Die Mädchen ſagten: „Der kecke Fratz,“ drum mußte ich auch ein Urteil abgeben:

„Kommen Sie nach der Stunde ins Konferenzzimmer.“

Sie kam. Sie ſagte, es ſei nur Leichtſinn geweſen, ſie habe mich nicht wollen beleidigen. Ich war gütig und erklärte die Sache für abgeſchloſſen und verſprach ihr, daß der Vorfall keine Folgen haben werde.

Mela ging und aus ihren Blicken ſah ich, daß ihr ernſt geweſen . . . jetzt hätte ich das Kinderherz wieder verſöhnt gehabt, — wenn nicht —.

Wenn nicht die Weiber dahinter gekommen wären mit ihren Daumenſchrauben. Der weiblichen Lehrkraft war der Schülerinnentratſch zugetragen worden. Sie war außer ſich, denn das ſchickte ſich ja nicht. Das verlangte Strafe.

Als ich nachmittags wieder in die Schule kam, trat

Mela vor und leiſtete mir vor der ganzen Klaſſe Abbitte. Ihre Wangen waren rot vor Scham und in dem Kinderauge war etwas Böſes. Ich hatte die Komödie nicht verlangt; die eifrige weibliche Lehrkraft hatte — jedenfalls unter endloſen Ermahnungen und Drohungen, das Mädchen dazu gezwungen. Mela dachte ſich wohl, daß ich ſie zum zweitenmale beſchämen wollte ...

Am Vormittag war die Abbitte wahr geweſen ... jetzt war etwas Böſes im Kinderauge.

Als die Konferenz kam, brachten die Weiber die Geſchichte wieder. Ich proteſtierte, denn ich hatte es verſprochen, daß alles vergeſſen und verziehen ſein ſoll. Es liegt noch anderes vor — — ich wurde überſtimmt; die Sittennote Melas wurde verſchlechtert.

Nun hielt mich Mela für wortbrüchig ... nun hatte ich meinen Einfluß auf das Kinderherz verloren.

Wie ein wehmütiges Lied durchklang mich dies ... Wie ein Lied, das an die Mauern des verlorenen Paradieſes brandet und dort in leiſem Widerhalle ſtirbt. —

Dann kam der weiße Maientag.

Blank ſanken die Sonnenſtrahlen aus der Bläue. Es blühte der weiße Flieder, die weißen Akazien ließen ihre Düfte verſtrömen. Viele, viele weiße Margeriten ſtanden in der Wieſe. Ueber ſie hin flogen die weißen Schmetterlinge.

Auf dem Wege aber war eine Mädchenſchar, die zwitſcherte und jubelte. Heute hatte man ihnen einen Freiheitstag gegeben, einen blitzblanken Maientag.

Ich hatte mir vorgenommen, dafür zu ſorgen, daß

man ihnen nicht noch den einen Tag verkümmere; daß nicht das: „Es ſchickt ſich nicht; du darfſt nicht ...“ in den blitzblanken Tag falle ... und daß nichts unzufriedenes und böſes in den blitzblanken Augen ſich finde.

So hatte ich zuſtande gebracht, daß trotz der ängſtlichen weiblichen Lehrkräfte die Mädchen auf den See hinaus fahren durften ... daß die kleinen, weißen Mädchenhände nach den weißen Seeroſen langen durften, die auf der glänzenden, blauen Fläche ſchwammen.

Und wenn ſie wieder etwas wollten und brauchten, ſo kamen ſie alle zu mir, denn ich hatte das Wort ausgeſprochen: ich helfe zur Jugend, und ſie wußten, daß ich ihre Wünſche durchſetzen werde.

Wenn ich aber ſagte, das geht nicht, ſo erwiderten ſie nichts mehr und waren doch ſtill und zufrieden, denn ſie vertrauten mir.

Wir zogen durch den Wald. Die Heckenroſen ſtanden an den Wegen, das Mäuſeöhrchen lugte zwiſchen dem Mooſe hervor.

Ich hatte mit allen Mädchen zeitweilig geſprochen, war mit allen gegangen. Auch mit Mela. Doch ihre Antworten waren kurz, es war keine Seele drin ...

Mela trug ein weißes Kleid ... ſie war ganz Unſchuld.

Für alle Unterhaltung der Jugend mußte ich ſorgen. Ich weckte den Geſang, daß er zu den Wipfeln emporbrang, und veranſtaltete Spiele im Walde. Dabei merkte ich, daß Mela immer häufiger auf mich ſah ... das Böſe im Kinderauge ſchwand.

Mit luſtigen Liedern im Marſchtempo zog die buntbluſige Mädchenſchar ... Zopf an Zopf ... in die Dorfgaſſe ein. Eine lange Tafel unter Akazienbäumen, blütenweiß gedeckt, harrte ſchon unſer.

Wir ſetzten uns. Die Lehrkräfte verteilten ſich. Ich nahm als Gegenpräſidium Platz.

Es dauerte nicht lange, dann kam Mela und ſetzte ſich in meine Nähe. Ich ſorgte nun nach Kräften für die Löſung der Magenfrage meiner nächſten Umgebung und bemühte mich, chroniſch Witze zu machen; ob gut, ob ſchlecht, fragte man nicht, gut gemeint waren ſie jedenfalls und dankbares Kinderlachen ertönte um mich.

O dieſes Kinderlachen ... wer beim Kinderlachen böſe bleibt, der iſt verloren. Wem dieſe Paradieſesharfenklänge keine frohe Botſchaft bringen von dem Beſtehen einer ſchöneren Welt, — der, — nein, ſolchen Menſchen gibt es keinen.

Ich habe einmal ein Märchen gehört. Kain, der erſte Mörder, der unſtät durch die Wüſte irrte, habe Steine auf einander geſchichtet zu einem Altare und Holz zuſammengetragen und die Tiere des Feldes darauf gelegt. Dann habe er das Opfer angezündet und gerufen: Herr! Herr ... Der Herr aber ſprach: Wer ruft mich in der Wüſte? Und der erſte Mörder, der unſterblich durch die Erde wandern muß, rief: Kain iſt's, der ſeinen Bruder ſchlug. Wand're weiter bis gen Niedergang, ſprach zornig des Herrn Stimme. Noch einmal ſchrie Kain: Herr, Herr ... ich will wandern von Aufgang gen Niedergang, von den Hirten zu den Jägern, von frühen Völkern zu den ſpäten, durch alle

deine Menſchengerichte, doch nur eines nimm von mir: Gib meinem Ohre Taubheit, wenn die Kinder lachen. Das iſt die große Qual. Laß mich's nicht mehr hören, dies Lachen der Unſchuld. Der Herr aber ſandte einen tiefen Schlaf über Kain. Als Kain erwachte, hörte er das Kinderlachen nimmer. Der Klang aus dem Paradieſe vermehrte ihm die Qual nicht mehr.

Kinderlachen. Mir war's, als ſänke auf einem blanken Sonnenſtrahle die Mahnung herab, das leuchtende Wort: „Ich bin der gute Hirt".

Dieſes Lachen hat mir Melas Seele gewinnen helfen.

Nach Tiſche begannen die Mädchen Anſichtskarten zu ſchreiben. Ich ſollte überall unterſchreiben. Ich ſchaute nicht auf die Adreſſen; von mir aus konnten die allerherzlichſten Grüße und K. auch an junge Herren gerichtet ſein. Ich fand nichts böſes dran. Auch Mela brachte mir die ihren, ſcheu und zagend; ſie fürchtete, ich würde bei ihr eine Ausnahme machen, ſie zurückweiſen. — Ich unterſchrieb. Das Böſe aus Melas Kinderaugen verſchwand.

Mela dankte und brachte wieder Karten.

Und ſchließlich bat ſie mich, ich ſollte ihr Verſe machen für ihre Karten.

Nun, das iſt keine kleine Aufgabe. Die Kinder ſind ein kritiſches Publikum. Und eines, gegen das man eine heilige Pflicht hat. So dichtete ich denn verſchiedene Verſe für verſchiedene Mädchen, bis ich ſchließlich reſigniert zugeben mußte, mir falle nichts mehr ein.

Da kam Mela wieder: Sie brauche einen Vers, in dem ein herzlicher Dank vorkommen ſollte.

Ja, wofür denn Dank?

Ja, das ſei eben das ſchwere ... das dürfe i ch eben nicht wiſſen. Ich lächelte, denn ich dachte mir, das ſei eines von den ſüßen Mädchendingen, welche der Profeſſor nicht wiſſen dürfe. Ich ahnte nicht, daß i ch als M e n ſ ch es nicht wiſſen dürfe.

Wegen dieſes ſchwebenden Mädchengeheimniſſes konnte ich alſo Melas Wunſch nicht erfüllen; ſie ſagte, ſie werde eben einen andern Vers von mir auf die Karte ſchreiben ...

Ich war wirklich froh, daß aus dem Saale Klavierklänge die Mädchen zum Tanze lockten und ich des Profeſſionsdichtens enthoben wurde. Aber ſchon wartete meiner eine neue Arbeit. Ich mußte eine Quadrille arrangieren ... daß ich das noch konnte! Dann aber mußte ich, da ein Regenwetter losgebrochen war, Geſellſchaftsſpiele im Zimmer veranſtalten und ſpäter luſtige Vorträge halten.

Endlich hörte der Regen auf, wir konnten wieder in's Freie.

An der Gaſthaustür waren früher zwei Studentlein geſeſſen, die waren nun fort ...

Und nun kam das Tragiſche.

Man lache nicht. Das Unbedeutende kann für ein Kind das Tragiſche werden. Wir ſehen eben nicht mit den großen Unſchuldaugen der Kinder, wir fühlen nicht mit einem Kindergewiſſen. Wir lächeln heute über die Sünden, die wir einſt im Beichtſtuhl zitternd dem Prie-

ſter ſagten, während unſre Seele ſich im Elend wand und wir die Poſaunen des Weltgerichts rufen hörten. Denken wir noch zurück an die zitternden fürchterlichen Zweifel an der Altarbank, ob wir wohl würdig ſeien, den Herrn zu empfangen, und ob wir nicht Tod und Gericht hineinäßen. Unſer Hausaltar iſt abgeplündert, wir haben kein Spiel mehr, unſere Hoſtien ſind unſichtbar geworden ... wir haben die Kinderaugen nicht mehr, das Kindergewiſſen nicht mehr.

Mit Kinderaugen müſſen wir ſehen, wo es ſich um Kinder handelt; da kann das Unbedeutende zur Tragik werden.

Flora kam herbeigerannt und ſagte ſchnippiſch-höhniſch: „die beiden jungen Herren laſſen die ſchöne Mela grüßen."

Da war es geſchehen ... die andern lachten. Aengſtlich ſchaute Mela umher, wer es gehört habe. Zum Glück war ich allein von den Lehrern da. Mela ſah mich. Die großen Kinderaugen füllten ſich mit Tränen ... mit Tränen der Unſchuld.

Sie ging aus dem Kreiſe der Geſpielen. So haben ſie dir den einen Tag verdorben.

Ich ging nun zu Mela und wies die Schülerinnen, welche ſie beſtürmten „wieder gut zu ſein", „es ſei ja nicht ſo gemeint geweſen" zurück. Dieſe großen Kindertränen müſſen jetzt allein fließen, damit ſich nicht das Kind der Tränen ſpäter auch noch ſchämen müſſe. Die Flora hat ihr übrigens auf mein Verlangen abgebeten.

Doch die Kinderſeele war nicht zu beruhigen.

Ich ging mit Mela unter die Akazien zu einer ſtillen Bank, wo ſie niemand weinen ſah.

Ich tröſtete ſie, daß es ja niemand gehört habe außer mir, daß ich es nicht glaube, daß ich es niemand ſagen werde und daß es jetzt nur von ihr abhänge, ob nicht eine böſe Geſchichte daraus entſtände. Sie ſolle ſich nichts weiter merken laſſen, ſonſt erfahren es die andern, ſie ſolle wieder zum Spiele kommen. Ich ergriff ihre Hand und führte ſie zum Reigen der andern, indem ich mich ſelbſt an ihrer Seite einſtellte zu einem luſtigen Spiele.

Gott ſei Dank! — die großen Kindertränen waren getrocknet und dieſer eine blanke Tag ſollte noch weiter ein Tag des Lichtes ſein.

Gott ſei Dank, daß die Weiber nicht dabei waren, die hätten ſicher einen Konferenzfall daraus gemacht, ob die Mela am Ende wirklich † † † verliebt ſei, oder ob ihr Gymnaſiaſten nachgehen; man könnte ihr ja das allein auf die Straße geh'n verbieten; die Hausfrau würde ſie ja begleiten.

Nun habe ich nicht mehr viel zu erzählen. Ich mußte noch den erſten Abendzug auf Wunſch der Mädchen verſäumen helfen, denn ſie wollten den Ausflug weiter ausdehnen. Es gelang. An der Bahnſtation machten wir wieder Halt. Da war beim Gaſthaus eine Wieſe und ein kleiner Blumengarten.

Ich ſaß bei einem Tiſche, da kam Mela her und entſchuldigte ſich, daß ſie mir eine Karte geſchrieben habe ... die Karte, auf die ich ſelbſt hätte ſollen die Dankverſe ſchreiben. Das Kind war zuerſt ſeinem dankbaren

Drange gefolgt ... ſpäter aber erzitterte wieder ihre Kinderſeele ... ſie fürchtete, ich könnte beleidigt ſein ... drum ſagte ſie mir's lieber jetzt und aufrichtig ... und bat mich um Verzeihung.

Großer Mann im fernen Morgenlande ... ich verſtehe es. Nicht bloß eine Mahnung war es für andere, als du ſprachſt: Laſſet die Kleinen zu mir kommen. Du vielverfolgter, mißverſtandener Guter, bei den Kindern konnteſt du noch glücklich ſein ... ſie verſtanden dich auch viel beſſer, als dieſe harten Menſchen, die mit dem Leben ringen. —

Ich hatte Mela gedankt und ihr geſagt, von einer Beleidigung ſei keine Rede — hatte ihr geſagt, daß ſie mir eine recht große Freude gemacht habe.

Später hatte die Wirtin den Kindern erlaubt, die Roſenſträuche des Gartens zu plündern.

Mela kam noch einmal und brachte mir eine prächtige, weiße Roſe ... ſie ſprach etwas von Dank ... ich habe nicht recht aufgemerkt ... ich habe nicht in ihre Augen geſchaut ... ich ſpürte etwas in den meinen ... eine große ... das war ja ſchon lang nicht mehr gekommen ... eine große, unſchuldige Kinderträne.

— — — — — — — — — —

Die Sonne ſteht am Hügelrande ... Roſenrot iſt der Himmel.

Unendlich weit dehnt ſich alles.

Und das Abendlicht ſtrömt aus der Höhe.

... Leiſe glitzernd perlt es von den weißen Fliederdolden nieder.

Der Pirol lockt und lockt.

In der lichtgrünen Wieſe ſtehen weiße Margeriten, viele weiße Margeriten.

Hei, du blondes ſechzehnjähriges Ding, was willſt du im grünen Gras?

Durch deine roſenroten Finger ſcheint Sonne.
Blatt um Blatt ziehen ſie aus der Blume ...?
Fern im Walde iſt Kuckuckrufen ...?
Frühling iſt es.

* * *

Die Sonne war geſunken. Der Abendzug führte uns fort. Ich hörte, wie Mela zu einer anderen ſagte, ſie wolle dort einſteigen, wo ich einſteige. Unſer Wagen aber war voll. Mela ſuchte ſich keinen andern Platz ... ſie blieb an der Türecke mir gegenüber ſtehen und ſah auf den Boden.

Der Zug hielt. Man ſtieg aus. Ich gab Mela noch zum Abſchiede die Hand und wanderte heimwärts. Mit einem Glück im Herzen. Heute hatte ein Sonnenſtrahl in meine Seele geleuchtet.

Die Roſe aber befeſtigte ich an dem teuerſten Erinnerungsplatze, den ich habe, am Fieſolaner Fächer, bei den Roſen von Fieſole. Der Roſenreſt wird mir dann dieſe Geſchichte erzählen in ſpäteren Tagen. Aber er kann es viel beſſer als ich ... —

Damit iſt dieſe Geſchichte aus.

Soll ſie jetzt wirklich aus ſein; ſoll ſie kein anderes Ende haben? Sie verdient ein anderes, ein ſchöneres, wenn ſchon nicht zu dichten, ſo doch zu erleben.

Es ſteigt ein großer Seelenwunſch in mir auf.

Und wenn ſchon nicht erleben, — ſo wenigſtens träumen. — —

Ich muß mich fragen, was denn das eigentlich ſei. Ich denke ſo oft daran, eigentlich zu oft.

Und goldene Sonnenflocken,
Und ſüßer Fliederduft,
Und fernverhallende Glocken,
Und wehende Mädchenlocken,
Und Blüten in der Luft!

Ich kann es Keinem ſagen,
Ich bin ſo froh, ſo frei,
Ich will den Frühling fragen:
Ob das die Liebe ſei! —

Der Frühling hat mir mit ſeinem Leuchten eine unbeſtimmte Antwort gegeben.

Das iſt ja unmöglich. Ich liebe ja nur das K i n d in ihr. Ich bin ja ihr Lehrer, ihr guter Hirt. Ich könnte es ihr nie ſagen, das Kind würde mich nie verſtehen. Und wenn Mela größer wird und es faſſen würde ... dann iſt ſie das Kind nicht mehr ... dann würde vielleicht eine gewöhnliche Liebelei aus dieſen Heiligungen . . .

Nur einmal möchte ich ihr's ſagen, was für ein großes Glück ſie mir damals mit ihren weißen Händen gegeben hat. Nur einmal . . . und dann will ich bei ihrer Seele ſtehen wie ein Schutzengel und als Lehrer

dafür ſorgen, daß ſie ein tüchtiger und glücklicher Menſch werde:

Daß niemand ihr die Jugend ſtehle,
Die Roſen ihres Angeſichts,
Und daß ich leite ihre Seele
Bis in die Monarchie des Lichts!

Aber nur einmal möchte ich mit dir durch die Frühlinge gehen.

Das weiße Kleid müßteſt du anhaben und eine weiße Roſe müßteſt du im Haare tragen. Hellblau wäre der Himmel mit weißen Wolken und weißer Sonne.

Wir gingen durch Gärten mit weißen Roſen, an denen die Goldkäfer hängen und über denen die weißen Schmetterlinge ſich lieben dürfen.

Nur deine weiße Hand möchte ich faſſen und langſam neben dir gehen. Ganz leiſe würde ich deine Hände halten — die Hände ſollten das Geheimnis nur ſcheu einander zuflüſtern.

Auf Bänken würden wir ſitzen, über denen der weiße Flieder ſich wölbte.

Dann wieder weiter gehen: Hand in Hand . . .

Und wir gingen Hand in Hand,
Sahen rings den Frühling liegen,
Sahen Blüten rings im Land.
Und wir gingen Hand in Hand,
Und die Lippen ſchwiegen . . .
Sag', was ſchauſt du mich ſo an? —
Kind, das hat der Lenz getan,
Stille Kind, ſei ſtille!

Mag der Flieder blütenſchwer
Seine Aeſte ſenken,
Dennoch ſollſt du nimmermehr
An die Liebe denken.
Stille Kind, ſei ſtille!

Dann wollen wir weiter gehen unter zartgefiederten Akazienbäumen, von denen die weißen, duftenden Blüten hängen, in denen weiße Vögel ſingen . . .

Dann käme die große Wieſe mit den vielen weißen Margeriten, du bückteſt dich zur Seite und pflückteſt ſie und fragteſt ſie um Liebe . . .

Das — was iſt das?

Das ſind ja keine Margeriten mehr.

Das iſt ja keine Wieſe mehr.

Das ſind ja Sterne.

Das iſt ja der Himmel . . .

Wir ſchweben im Himmelsraum zwiſchen den Sternen.

Die weißen Wolken haben uns emporgetragen.

Ich reiße einen Stern vom Himmel los und frage ihn um die Liebe.

Dort kommt ein großes Glänzen her.

Dort ſtehen weiße Engel mit Purpurflügeln und tragen Lilien in den Händen und warten auf uns und ſingen . . .

Sie ſtehen vor einem goldenen Tore.

Das ſind die Pforten des Paradieſes.

Sie ſind verſchloſſen.

Es wehen die Klänge eines Pſalms: „Laſſet die

Kleinen zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich".

Da trittſt Du zu den Pforten des Paradieſes.
Und deine kleine Hand klopft an.
Und die Engel neigen ihre Lilien.
Und Deine zarte Kinderſtimme ſpricht:
Lieb Jeſu, biſt Du da?
Die Pforten ſpringen auf. — — —

Sankt-Annatag

Auf einem Hügel vor der Stadt steht ein uralter Nußbaum. An ihn schmiegen sich Hollerbäume, die im Hochsommer mit silbernen Ordenssternen übersät sind. Einige blaue und weiße Waldglockenblumen haben unter ihnen Schatten gesucht und aus dem nahen Fichtenwalde kommen manchmal Trauermäntel, Schillerfalter und Silberstriche hergezogen, um die verirrten Waldkinder aufzusuchen, um ihnen dunkle, tiefe, seltsame Geschichten aus ihrer Heimat zu erzählen.

Das ist aber alles nicht das Merkwürdige. Es waren rote Zeiten, rot von Feuer und Blut; dem Rot dieser Zeiten war kein roter Tropfen Liebe beigemischt worden, obwohl die Menschen schon fast dreißig Jahre kämpften, kämpften für die Religion der Liebe.

Damals war der Wald viel größer und die Stadt viel kleiner; ja es war gar keine Stadt, sondern ein winziges Dorf, das man zwischen den vielen Fichten kaum fand.

Und in diesem Dorfe lebten Heinrich und Anna und hatten sich gern. Freilich wollte der Vater nichts davon wissen, daß seine Anna an Heinrichs Seite zum Altare trete, weil eine alte Feindschaft zwischen den Sippen

beſtand. Viele Jahre hatte der Krieg die Lande durchtobt, bis ſein Lärm auch durch die vielen Fichten zum Walddorfe fand. Ein Werber war gekommen und ſeine Trommel raſſelte durchs Dorf. Der Werber hörte aus einem Hauſe ein heftiges Schelten . . . er horchte nicht lange, denn alsbald wurde die Tür aufgeriſſen und ein junger Mann ſprang auf den Dorfweg:

„Hei, Werber, Du kommſt mir g'rade recht! Hab nichts mehr zu ſuchen da in der Heimat! Gegen wen geht's?"

„Gegen die Schweden!"

„Schießen die Schweden gut?"

„Die Schweden ſchießen gut!"

„Heioh, Werber, dann füllt die Kandel mit blutrotem Wein und dann geht's gegen die Schweden!"

Und Heinrich ſtieß mit dem Werber an und ſprach einen abſonderlichen Trinkſpruch: „Hoffentlich ſchießen die Schweden gut."

Heinrich war fort in den großen Krieg; Anna aber blieb nimmer gern im Hauſe ihres Vaters; ſie irrte im Walde umher, als ob ihr der etwas ſagen könnte. Auf einmal fand ſie mitten in den Fichten einen Nußbaum und ſiehe, in dieſen eingewachſen war ein kleines Annenbild.

Anna erzählte im Dorfe vom Nußbaum und vom Bilde, aber keiner der Waldbauern wußte etwas vom Baum und vom Bild, obwohl ſie alle den Wald kannten, daß ſie faſt die Tannenzapfen hätten zählen können. Das war ein Mirakel!

Anna bat den Vater, er möge ein Betbänklein zu

dem Baume zimmern, und der Vater erfüllte den Wunſch ſeines traurigen Kindes, weil er hoffte, daß dieſes ſeinen Frieden dort finden werde.

Und dann ging Anna alle Tage in den Wald und kränzte das Bild mit weißen und blauen Waldglocken.

Und am nächſten Annatag ſagte der Vater, dem die Heilige zum Danke für das Betbänklein den Sinn gewendet hatte, zu ſeiner Tochter:

„Wenn der Heinrich heimkäm', ich wollt' ihm Deine Hand ſelber in ſeine legen."

Ja, heilige Mutter Anna, das ſollt' man ihm halt ins Ohr ſagen können; aber der ſtand im Feld, irgendwo in den Niederlanden oder in Poſen oder ſonſt weiß Gott wo.

Aber am Abend desſelben Annatages trabte ein Rößlein durchs Dorf und darauf ſaß Heinrich.

— — — — — — — — —

Weiter brauche ich wohl nicht zu erzählen. Alle die blonden und braunen Annen aber haben es ſich wohl gemerkt, wie die Sage ausklang, wohl gemerkt bis auf den heutigen Tag, und das ſind jetzt über zweihundert Jahr!

Alle Bäume fielen dem Beile zum Opfer, der heilige Nußbaum aber mußte ſtehen bleiben.

Und warum bei dieſem Nußbaum verirrte Waldglöckchen ſtehen, werdet Ihr nun wohl auch wiſſen?

Jetzt ſind ganze Bankreihen vor dem Bilde aufgeſtellt, eine rote Ampel flackert davor, die Waldglocken ums Bild ſind durch Papierblumen erſetzt,

wächſerne Herzen hängen am Baum. Und wenn man auf den Hügel ſteigt, findet man faſt immer irgend eine Anna aus dem Städtlein in Herzenshoffen, Sehnen oder Angſt.

Aber es ſind nicht bloß Betbänke da, ſondern auch Ruhebänke, die von Hollerzweigen überſchattet werden. In dieſen Bänken iſt oft und oft der Name Anna eingeſchnitten.

Auch ich hatte ihn vor Jahren eingeritzt. — — Ja — damals. — Leuchtkäfer flogen durch die Sommernacht und die tauſend Sterne leuchteten vom Himmel. Dazu blutfunkelte das rote Annenlämpchen. Die Waldglocken hatten ihre Kelche geſchloſſen, damit ihnen die Johanneslichtlein nicht in die Herzen flögen.

Wir zwei — Anna — du und ich, die wir Hand in Hand auf der Bank ſaßen, hatten unſere Herzen nicht ſo verſchloſſen. Uns waren die Johanneslichtlein in die Herzen geflogen und wir waren glücklich. Mir war, als ob in dieſer Stunde die Ewigkeit begänne, jene große, ſchimmernde, glückſelige Ewigkeit, welche die Menſchen den Himmel nennen. Denn ich glaubte, daß die Liebe ewig ſei und daß ein ſolches Glück nicht enden könne.

Von der Stadt herauf glitzerten die Lichter aus den Heimſtätten der Menſchen . . . ich hätte gerne jedes einzelne Lichtlein gefragt, ob es ein ſo großes Glück überleuchte, wie das unſere. Aber ich wußte die Antwort ſchon. Alle dieſe Lichtlein mußten flimmernd zugeſtehen, daß es nur ein ſo großes Glück gebe. Und zur Bekräftigung deſſen drückte ich deine Hände und

ging in die Fichten, wo ich ein Johanniskäferlein fing, und legte es Dir ins Haar.

Anderes Geschmeide konnte ich dir freilich keines geben, Anna. Du aber sagtest: „Die heilige Anna vom Nußbaum hilft allen Annen zum Glück. Morgen in der Frühe wollen wir beide wieder zum Nußbaum emporsteigen."

Und wir wandelten durch die Silbernacht in die Stadt — wir beide hatten alle Worte verloren, denn wir hatten uns nichts mehr zu sagen, weil wir alles, alles von einander wußten. Es sprach die Nacht, und diese sprach von der Ewigkeit.

Am nächsten Morgen habe ich deinen Namen da eingeritzt — und als ich dich bis zum Haustore zurückbegleitet hatte, konnte ich nicht in meine Stube gehen; ich mußte hinaus in die freie Weite, wo das Glück ins Grenzenlose schimmert.

Und abends habe ich dir ein Lied gebracht:

Heut' muß ich aus dem Haus heraus,
Heut' muß ich von den Mauern los,
Es ist für dieses kleine Haus
Mein Glück zu groß, mein Glück zu groß.

Am Feldrand zögert still mein Schritt,
Daß keine Blumen er zertritt,
Kein Käfer unter meinem Fuß
Sein Sommerleben lassen muß.

Durchs Aehrengoldmeer weht der Wind,
Der Himmel ist so wunderblau, —

Ich weiß ein lockengold'nes Kind,
Dem ich in Himmelsaugen ſchau'.

Die Welt iſt ſchön, die Welt iſt weit,
Mein Herz iſt voller Seligkeit.
Die Sonne ſinkt mit rotem Schein —

Ich wand're in das Haus zurück,
Es iſt ja für mein großes Glück
Der ganze Himmel viel zu klein —

Und doch, du lockengold'nes Kind:
Mein ganzes Glück drei Worte ſind.

Als ich dir dieſes Lied geleſen, ſagteſt du:

„Weißt du — es iſt ſo ſchön, daß du Heinrich heißeſt."

Ich verſtand dich nicht . . . wußten wir alſo doch nicht alles von einander.

„Ja, kennſt du denn die Geſchichte von dem Schwedenkrieg nicht? Die Geſchichte von Heinrich und Anna?"

Jetzt verſtand ich dich und küßte dich auf die Stirn.

Das war damals.

— — — — — — — — —

Heute iſt Annatag. In lohender Morgenfrühe ſitze ich unter den duftenden Hollunderbüſchen. Im hohen Nußbaumgezweig erwacht das erſte Lied eines Finken. Immer goldener wird die Welt; über die Giebel flirren die Sonnenſtrahlen. Aus einigen Schornſteinen kräuſelt der erſte Rauch. Vom Walde

her kommt der erſte Trauermantel zu den weißen und blauen Waldglocken geflogen.

Ein leiſer Sommerhauch ſtreift durch die blütenordengeſchmückten Hollerbäume und weht kleine ſilberne Sternlein herab — und weht ſie auf den Namen, den ich vor Jahren in die Bank geſchnitten. — Ja, ſeitdem hat ſo mancher Frühling mit Blüten, mancher Winter mit Flocken deinen Namen überſchneit.

Ich bin weit fortgezogen in die Fremde, als ich einſehen mußte, daß eine Ewigkeit ſo b a l d enden kann. Damals, als jener andere kam, der zwar nicht Heinrich hieß, der dir aber ein anderes Geſchmeide als Johanneskäferlein in dein Haar ſtecken konnte.

Und jetzt bin ich wieder da und weiß nicht, wo du biſt, weiß nicht, biſt du glücklich oder auch . . . . ja, ich weiß nicht, ob du lebſt oder ob da drunten eines von den im Morgenſtrahle flimmernden Kreuzen auf deinem Hügel ſteht.

Nun ſteigt die erſte Anna aus der Stadt empor. Sie trägt einen Strauß von Roſen und zwei Kerzen. Sie ordnet die Blumen vor dem Bilde, ſteckt die Kerzen auf die Stifte, entzündet ſie und betet.

Sie bleibt nicht lange allein. Jetzt kommen alle Annen des Städtleins mit Lichtern und Blumen, alle, die Not und Angſt, Sehnen und Hoffen, alle, die Liebe im Herzen tragen.

Nein, a l l e Annen ſind es nicht — die glücklichen kommen nimmer, die glücklichen ſind immer undankbar.

Immer mehr Roſen, Lilien, Fuchſien, Nelken duften, immer mehr Lichter funkeln am Annenbilde. Neugierig

kommen die Trauermäntel, die Silberſtriche, die Schillerfalter aus dem Walde, immer mehr, und ſie verachten die weißen und blauen verirrten Waldglocken neben ſo fremder Blumenpracht. Immer mehr junge Lippen beten um Glück, beten um Liebe und die Vögel hoch oben im Nußbaum ſingen lauter: „Heut' iſt Sankt Anna-Tag!" und die Sonne legt immer mehr Gold auf die Scheitel der jungen Mädchen. Auch in den Augen der jungen Mädchen mehrt ſich der Glanz, jetzt leuchten Glaube, Hoffnung und Liebe aus ihnen.

Ueber meine Bank ſchattet der Holler.

Dein Name iſt ganz überſternt, ich ſehe ihn nicht mehr.

Meine Anna iſt nicht unter den anderen. Weil ſie nicht gekommen iſt, wird ſie wohl glücklich ſein?

Ich breche eine blaſſe Waldglocke und flüſtere in den Kelch: „Sei glücklich!"

Und dann will ich noch zu den Kreuzen hinabgehen und dann will ich nicht mehr fragen — —

Die Welt iſt weit.

Und es war in heiliger Nacht...

Ich ging in den einſamen Vorweihnachtswald immer tiefer zwiſchen die ſchwerbeladenen Fichten hinein bis in die tiefſten, ſtillſten Gründe, wo der ganze Wald aus Silber zu ſein ſcheint. Felſen waren da mit langem, weißen Stirnhaar und mit Zottelbärten, wie ſchlafende Urrieſen waren ſie anzuſchauen. Sie ſchliefen aber nicht, ſondern ſie redeten und die Bäume des Waldes redeten und die Tiere des Waldes redeten auch.

Und das war ganz in der Ordnung, — nur ich hatte vergeſſen, daß heute die erſte der zwölf heiligen Nächte ſei, in welchen Rauhnächten alle Tiere und Pflanzen und Geſteine Stimmen erhalten und reden können: g'rad ſo wie ein Menſch.

Ja, ja, der ganze Wald war verſilbert und ganz leiſe kleine Flockenſterne, die aus einem Märchenland zu ſtammen ſchienen, ſenkten ſich nieder. Sie waren ſo fein und zart, daß ſie nicht einmal den Himmel verſchleierten, von deſſen blaſſem Grunde man heute kleine, ganz kleine zitternde Sternlein durchflitzern ſah, ſo daß heute der Sterne viel mehr am Himmel ſtanden, als in gewöhnlichen Nächten.

Von dieſen ganz kleinen Sternlein, die nur in den

heiligen zwölf Nächten den Menſchen ſichtbar ſind, hatte mir, als ich noch klein war, Großmutter beim kniſternden Ofen ein Märchen erzählt, das ſich jetzt in Wirklichkeit wandelte. Wenn ich emporſchaute zur ſtrahlenden Bläſſe, ſo wars mir, als ſähe ich lauter hellblitzende Augen. Aber dieſe Augen blitzten ſo hell, wie ſie im Leben nur einmal blitzen: in der Unſchuld. Dieſe Sterne waren Kinderaugen, das ſah ich ganz deutlich, Kinderaugen, welche aus den Fernen in die Welt blitzen, Kinderaugen, deren Glanz glücklich macht.

Dieſe ganz kleinen Sternlein, die nur in den Zwölften ſichtbar ſind — ſo hatte mir die alte ſpinnende Frau erzählt — ſind die Augen der unſchuldigen Kindlein, welche von dem grauſamen Könige hingemordet wurden, als der Herr der Welt, als die Liebe geboren wurde. Freilich ſtehen am Himmel noch viel größere, ältere, erfahrenere Sterne, ſogar ſolche, die ſchon zuſchauten, als der liebe Gott die Welt machte, und ſolche, die aus den Kronen der ſtürzenden Engel gefallen waren, und ſolche, die über der nächtigen Heide im Morgenlande leuchteten, als die frohe Botſchaft erſcholl: „Friede ſei auf Erden!“

* * *

Ich dachte an meine vergangenen Weihnachten, ich dachte, wie die große Weihenacht gekommen und wie ſich die Botſchaft an mir erfüllt hat.

Meine Weihnachten:

So war es in der Kinderzeit: Frohes Erwarten

und ängſtliches Bangen, Glockenklingen, Herzenſchlagen, Gold und Silber und Lichterſchein, Erfüllung von Märchenträumen, Freude und Lachen, bis die Kinderaugen zufielen und Zaubertraum die wirklichen Herrlichkeiten ins Unendliche fortſetzte . . . Das ſind wohl die leuchtendſten Weihnachten, doch die wahren Weihnachten ſind es nicht; denn damals wurde ich nur beſchenkt. Das waren nur halbe Weihnachten, weil ich noch nicht ſchenken konnte, denn: „Geben iſt ſeliger als Nehmen.“

* * *

Und ſpäter war es ſo: In einem tiefverſchneiten hohen Alpendorfe ſchmückte ich als Student einen Tannenbaum mit Lichtern und Flitter und legte meine alten, wertloſen Spielſachen darunter. Dieſe bildeten für die armen Bauernkinder, welche noch nie ſo etwas geſehen hatten, Schätze und ungeahnten Reichtum . . . Die Glocke erſcholl, wild ſtürmte die Schar der Kleinen bei der Türe herein, dann hielten die Kinder plötzlich ſtill und ſtaunten, denn es war der erſte Chriſtbaum, den ſie in ihrem Leben ſahen. Damals war um mich etwas Heiliges: Kinderaugenglänzen. Aber auch das waren nicht die ganzen Weihnachten, denn ich hatte noch keine Seele, die nicht bloß in der heiligen Weihnachtszeit, ſondern immer in ununterbrochenen Weihnachten mir ihr Alles gab.

* * *

Später hatte ich geglaubt, ich hätte eine ſolche Seele gefunden; — ich denke zurück an jenen einſamen, ſchrecklichen Weihnachtsabend, den ich ferne meiner Heimat verlebte. Ich hatte mir ein kleines Bäumchen, Kerzen und eine Flaſche Wein gekauft, um einſam das kinderheilige Feſt zu feiern. Die Flaſche Wein und ein Becher ſtand auf dem von einer Kerze matt beleuchteten Tiſche. Aber der Baum, ſowie die aus der Heimat angekommenen Geſchenke lagen unbeachtet im Zimmerwinkel, wo es dunkel war . . . Ich ſaß auf einem Stuhle und ſtarrte mit tränenloſen Augen auf ein Bild, das ich in der Hand hielt . . . ich packte die Geſchenke nicht aus, denn das große Weihnachtsgeſchenk, die Seele, die ein Menſch dem andern gibt, war mir nicht geſchenkt worden. Darum zündete ich auch die Weihnachtskerzen nicht an; — was ſollte mir der armſelige Schimmer helfen? — Und ſonſt hatte ich ja niemanden, dem ich meine Lichter anzünden ſollte, niemanden, der von mir etwas geſchenkt wollte, niemanden, der meine Liebe wollte. Es fiel mir das Bild aus der Hand, ich legte den Kopf auf die Arme und weinte wie ein Kind . . . Aber die Erlöſung durch die Tränen dauerte nicht lange . . . Wie der Baum ſo traurig und dunkel in der Ecke ſtand, wie ſeine Zweige ſo gar nichts zu erzählen wußten . . . Ah! Da füllte ich meinen Becher und trank ihn mit einem Hohnruf leer und warf ihn an die Wand, daß er in Scherben ſprang und ſtürmte in die ſtrenge Weihnachtsnacht, um die Sterne zu fragen: „Iſt es wahr? Iſt es wahr? Iſt es wahr?“ „Friede ſei auf Erden?“

Und die Sterne antworteten: „Den Menſchen, die eines guten Willens ſind.“ Das war die groſſe Weihenacht, die zu mir gekommen iſt, die jeder Menſch erleben muß, in der er guten Willens wird.

Ja, jeder Menſch hat die groſſe Weihenacht zu erleben:

Das iſt die groſſe Weihenacht:
Aufgeht die Türe leiſe,
Es tritt die Sorge ein ſo ſacht
Und ſagt dir eine Weiſe
Und löſcht dir alle Lichter aus
Und fährt mit kalten Händen
Dir in das Herz, damit daraus
Die Hoffnungen entſchwänden!

Da geht der letzte Glaube fort,
Das letzte Glück zugrunde,
Verklingt das letzte liebe Wort:
Das iſt die groſſe Stunde.
Da tönt die groſſe Menſchenqual
In ſtöhnenden Akkorden,
Dann fühlſt du es mit einemmal:
Jetzt bin ich Menſch geworden.

Du ſiehſt nicht mehr den eig'nen Schmerz
In Sickerquellen fluten,
Nein, zuckend das Erlöſerherz
Aus allen Wunden bluten!
Da, blendend, reißt die Ewigkeit

Dir auf die gold'nen Türen,
Du darfſt, vom eig'nen Ich befreit,
Den Kampf der Menſchheit führen.

Das iſt der Menſchen Weihenacht,
Die bleicht die roten Wangen . . .
Du hatteſt nicht der Sorge acht,
Sie iſt ſchon fortgegangen.
Wars toller Spuk? — Ein Fieberwahn,
Verſcheucht vom Morgenſchimmer?
Hei, lach' die rote Sonne an! —
Das Lachen kannſt du nimmer.

Wie du den Mund dir auch verziehſt,
Um herzlich es zu machen,
Wohin du auch zur Tollheit fliehſt:
Es wird und wird kein Lachen.
Verſchäumſt du mit Champagnerſchaum
Des Lebens kalte Höhnung;
Die Freude wird, du merkſt es kaum,
Verzweifelnde Gewöhnung.

Doch ſiehſt du Armut, Krankheit, Wahn,
Wo du kannſt Hilfe bringen,
Dann fängt die ganze Seele an
Stillfeierlich zu klingen;
Tauchſt du in Blut die Hände ein,
Die Wunden zu verbinden,
Dann wirſt du darin, Menſch zu ſein,
Die höchſte Freude finden!

Dann ſtrahlt der Menſchheit Weihnachtbaum
Dir auf mit allem Schimmer,
Es ſchleicht des Gutſeins Kindertraum
Dir wieder in das Zimmer.
Dann falteſt du die Hände fromm,
Von aller Qual geneſen:
Und warteſt auf des Schickſals: „Komm!“
Denn gut biſt du geweſen. —

Von dem Tag der großen Weihenacht, die jeder erleben muß, an iſt der Menſch erſt der ganzen Weihnachtsgnade würdig, für andere Menſchen Gaben an die ſchenkbereiten Fichtenzweige zu hängen. Nein, nicht bloß an die Fichtenzweige, nicht bloß am Weihnachtabend, denn: Ueber der ganzen Menſchheit breitet ein unſichtbarer Weihnachtsbaum ſeine Aeſte . . . nur ſeine Sternenlichter funkeln durch die hellen Nächte und der gute Menſch läßt die Weihnachtszeit nie ausgehen; er hebt ſeine Hände unermüdlich und immerfort nach oben, um ſeinen Freunden, ſeiner Sippe, ſeinen Mitbürgern, ſeinem Volke, der Menſchheit Gaben an die Zweige zu hängen und Lichter an ihnen zu entzünden: ſeine Taten und ſeine Gedanken.

Gott aber verteilt weiſe dieſe Gaben unter die Menſchen.

* * *

Das iſt mir in jener fürchterlichen Weihnacht klar geworden und ich bin eines guten Willens geworden.

* * *

Dann kam eine andere Weihnacht. Vergraben war ſie in Schnee und in Sternenglanz. Aus den kleinen Fenſtern des verſchneiten Bauerndorfes zeigte roter Lichtſchein, daß die da drinnen auch Weihnachten hatten . . .

In einer Stube ſaßen zwei Menſchen, die hatten keinen Baum und keine Lichter. Sie brauchten auch keinen Baum und keine Lichter mehr, die ihnen die frohe Botſchaft verkünden ſollen, denn ihnen klang ſie ſchon durch die Herzen: „Friede ſei den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind" — und die beiden waren des guten Willens, die Weihnachtszeit n i e wieder ausgehen zu laſſen . . .

Vom Himmel leuchtete der Sternenweihnachtsbaum und die Schneeaugen der Fläche ſchauten zu ihm empor. Einſam durch die ſchneeigen, leuchtenden Felder ſchritt ein dunkler, ſtiller Sternenträumer, der ein Weihnachtsglück im Herzen trug und der ein Danklied zu Gott emporjubelte:

Von des Himmels Weihnachtsbaume
Senken ſich aus dunkelm Raume
Blanke Silberſterne nieder,
Und es legen ſich die Flocken
Wie ein Kranz in meine Locken,
Und ſo glücklich bin ich wieder.

Rings ein blaſſer Silberſchein, —
Mitten in des Glückes Sternen
Kann ich wieder einmal lernen,
Wie ein Kind ſo ſelig ſein.

Sterne leuchten, Sterne wehen
Und ich muß zum Herrgott flehen:
Zünde mir nicht alle Kerzen,
Schmücke mir nicht jeden Aſt,
Daß du auch für andre Herzen
Glück und Sterne übrig haſt.

Das werden für den Wanderer auf weißem, weiten Winterfelde wohl die wahren Weihnachten geweſen ſein?

*
* *

Und heute ſteht er wieder mitten im Walde und träumt ſeine Weihnachtsmärchen . . . Horch! . . . . War das nicht ein ferner Glockenſchlag? . . . Weither aus einem verſchneiten Dorfe? . . . Es mag wohl die zwölfte Stunde ſein? Horch! . . . Was iſt das? . .

Eine Fichte ſchüttelte den Schnee ab.

Und die Augen des Schnees fingen an zu blitzen und der Schnee redete: „Warum wirfſt du mich ab? Bin ich dir nicht rein und glänzend genug? Diamanten ſind nicht ſchöner."

Die Fichte antwortete: „Du biſt rein und glänzend und die Diamanten ſind nicht ſchöner als du, aber du, weißt du, biſt mir zu kalt."

Gleich darauf ſchüttelte eine zweite Fichte die Schneelaſten ab und entſchuldigte ſich bei dieſen mit den Worten: „Wißt ihr, ich bin nicht undankbar; aber

ich will jetzt ein anderes Geschmeide tragen, das die Menschen gemacht haben."

Es dauerte nicht lange, schüttelte sich eine dritte und sprach: „Auch ich, liebe Schneesternchen, muß euch aus eurer Ruhe stören und Platz machen für die Gaben, die ich den Menschen schenken will."

Wieder eine andere befreite sich von den glänzenden Wuchten: „Die Lichter auf mir würden euch verbrennen, ihr seidenen Polster," sagte diese.

Die nächste philosophierte: „Es muß doch schön sein: Schenken und Gutes tun und lieben."

Ein ganz kleines, junges Fichtlein zitterte mit dünner Stimme: „Wenn nur mich heuer die Gnade träfe; — aber wer weiß, wen das Weihnachtskind wählt."

Nun schüttelten sich alle Fichten den Schnee vom Leibe und jubelten sich zu: „Es ist ja Weihnacht!"

Da ging ein Klingen durch den ganzen Wald: „Es ist ja Weihnacht!"

Aber mitten in dieses jubelnde Klingen zitterte ein herztiefes Weinen hinein, das von einer weißrindigen, schmächtigen Birke herstammte, welche ihre dünnen, kahlen Zweiglein trauernd zur Erde hängen ließ.

„Warum weinst du denn, kleine Birke?" fragte eine alte, wetterbartige Tanne, die sich nicht schüttelte, weil sie schon zu alt war für einen Weihnachtsbaum.

Da fragte die kleine Birke schüchtern: „Ich weine, weil nur die Fichten von Gott zu Weihnachtsbäumen gemacht werden und nicht auch die Birken. Warum tut das der liebe Gott?"

Die Wettertanne knarrte: „Ich mag nicht so viel

erzählen; das frage nur den großen, weißen Stern, der gerade über meinem Gipfel steht; der weiß das ganz genau, denn der hat es gesehen."

Kaum getraute sich die kleine Birke den funkelnden Stern anzureden; aber neugierig war sie doch so sehr und deshalb faßte sie sich endlich ein Herz und sprach: „Du großer, guter Stern, sei so gut und sag' mir, warum nur die Fichten Weihnachtsbäume werden können?"

Der weiße Stern leuchtete auf einmal gar wundersam auf und sagte:

„Es war einmal . . . das sind nun fast zweitausend Jahre her — daß mich der liebe Gott aus der Krone eines Erzengels nahm und in den Himmelsraum des Morgenlandes als Stern hinhängte, weil ich zu Großem ausersehen war. Da bin ich nicht über dem Haupte dieser alten Tanne gestanden, sondern der Herr stellte mich über einen einsamen, verfallenen Stall der Heide, in dem ein neugeborenes Kindlein auf einem Strohbüschel lag. Es dauerte nicht lange, da kamen Hirten, welche forschten, was der Glanz des neuen Sternes bedeute. Und als sie das Kindlein sahen, wußten sie es, daß sich erfülle, was in den uralten Büchern stand, daß der König der Armen zur Welt gekommen sei. Sie gingen wieder, kehrten aber bald zurück und brachten dem Kinde ihre Gaben des Feldes. Und wieder nach einer Weile folgten Weise und Könige aus fernen Sonnenländern meinem Scheine und kamen bis zu dem Stalle und legten ihre Schätze vor dem Kinde nieder. — Wieder nach kurzer Zeit hörte man

das Weinen der Mütter, denn der König des Landes hatte befohlen, alle Kinder umzubringen, weil er das *eine* Kind töten und keinen König neben ſich dulden wollte. Der Befehl des Königs wurde von den Soldaten ausgeführt und die Augen dieſer unſchuldigen Kindlein ſeht ihr heute als kleine Sternlein niederleuchten. Das eine Kind aber war nicht unter den Gemordeten, denn ſeine Eltern waren mit ihm aus dem Lande geflohen. Als ſie auf dieſer Flucht über ein hohes Gebirge ſtiegen, wo jene ſtolzen Bäume wachſen, die als Schiffsmaſte auf den weiten Meeren ſchwimmen bis ans Ende der Welt, überfiel ſie ein furchtbares Unwetter. Eis und Schnee wirbelte wild durcheinander und ein todkalter Wetterwind blies dazu. Höhle oder Hütte war keine da, ja nicht einmal ein Buſch kauerte an den Felſen und die Zedern waren, um Schiffsmaſte zu werden, gar hochmütig emporgeſchoſſen und neigten ihre Kronen nicht nieder zu dem fröſtelnden, zitternden Kinde. Dieſes hätte wohl erfrieren müſſen, wäre nicht am Wegrande ein Fichtenbäumchen geſtanden, welches ſeine Arme ausbreitete und ſagte: „Komm, Kindlein, zu mir.“ Die Eltern legten das Kind unter die Fichte, dieſe breitete ihr dichtes Gezweig um dasſelbe und ließ weder Schnee noch Eis durchfallen und wehrte dem kalten Winde das Hineinpfeifen. So hatte das Kindlein warm und war gerettet, — das Kind aber war das Weihnachtskind, das Chriſtkind, und ſeit der Stunde haben die Fichten allein die Gnade, die Menſchen glücklich zu machen. Und nun weine nimmer, liebe, kleine Birke.“

Alſo ſchloß der Stern, welcher einſt über der Krippe geſtanden war, ſeine Erzählung und die kleine Birke weinte nimmer.

Eine Zeitlang war jetzt alles ſtille, bis die Birke wieder mit ihrem zaghaften Stimmchen zu fragen anfing:

„Ja aber, liebe Fichten, etwas begreife ich nicht; trotz dieſer hohen Ehre und Gnade, die euch zuteil geworden iſt, wie könnt ihr euch denn ſo freuen? Wenn ihr die Menſchen beglücken wollt, müßt ihr ja ſterben?“

Da rauſchten die Fichten ein heiliges Wort: „Für andere ſterben iſt ja das höchſte Glück.“

Und der weiße Stern am Firmament leuchtete wieder wunderſam auf und ſprach: „Das Kind, über deſſen Stalle ich vor zweitauſend Jahren leuchtete, iſt zum Manne geworden, der den Menſchen nur Gutes tut. Auch er hat ſich gedacht, für andere ſterben iſt ja das höchſte Glück, und hat dieſe Botſchaft verkündet. Dann haben ihn die Menſchen dafür ans Kreuz geſchlagen.“

Alſo redete der Stern, der über dem Stalle geſtanden war.

* * *

Lange noch wanderte ich durch den ſilbernen Märchenwald und alle Fichten redeten und freuten ſich aufs Schenken.

Die Fichten zittern und beben
Und halten die Arme bereit

Und möchten alle geben
In der heiligen Weihnachtszeit!

Und auch in mir redete die Liebe und ich wanderte weiter und weiter und ſann nach, wie ich einem Menſchen ſo recht eine herzgroße Freude machen könnte.

Dabei wurde es immer leichter und lichter um mich; auf einmal verſtummten die Geſpräche um mich, der Zauber der heiligen Nächte hatte ſein Ende, denn in rotem Liebesglanze ſtieg die Sonne am fernen Bergrande empor.

Die neue, beſeligende, wiedergeborene Sonne, das Licht, das Glück, die Liebe!

Ja, ſchau da, am Boden! Da ſandte ja ſchon der Frühling ſeine erſten Blumen! — An einem ſchneefreien Platze erblühten unter einer Fichte die erſten Weihnachtsroſen — ich weiß es gut, wem ich ſie bringen werde. — —

Als ich aus dem Walde trat, ſah ich einen Mann, der ein in der Sonne funkelndes Beil trug, auf die Fichten zugehen — und da war es mir, als finge der Wald noch einmal an zu reden . . . Die einen Bäume ſagten: „Das Chriſtkind kommt!“ — die andern: „Für die Menſchen zu ſterben, iſt das höchſte Glück!“ — Die dritten: „Es iſt ja Weihnachten!“

Auf einmal klang der ganze Wald: „Es iſt ja Weihnachten!“

Der Herr Rat

„Was iſt denn das heute wieder für eine Ordnung, Herr Rat?“ ſagte Marie, die Kellnerin in einem Reſtaurant vor den Toren der Stadt, während ſie lächelnd-entrüſtet auf das Zifferblatt der Wanduhr, deren Zeiger fünf Minuten nach zehn Uhr aufwies, hinzeigte. Dieſe Worte galten einem alten Herrn, der eben die mattſcheibige Verandatür öffnete und langſamen Schrittes eintrat.

Der Mann trug ein graues Kleid und einen grauen Hut, ſeine ruhigen Augen blickten durch ſcharfgeſchliffene Brillengläſer. Der Herr Rat nannte einen langen weißen Bart ſein eigen.

Der alte Mann nahm aber dieſe Vorwürfe nicht ruhig entgegen, ſondern ſchob die Schuld an der Verſpätung der Wirtshausuhr zu. Auf dieſe kann man ſich ja nie verlaſſen, denn entweder gab die Marie ſelber in ſpäter Stunde heimlich dem Zeiger einen Ruck nach vorwärts, damit in den Gäſten das Heimweh um ſo eher erwache . . . dann ging die Uhr natürlich zu früh. Oder aber die ärgſten Sitzer überliſteten die Marie und ſchoben den Zeiger, wenn es die Marie nicht ſah, zurück, damit die Nacht länger im Raume verweile.

Alſo hatte der Herr Rat vollſtändig recht, wenn er über die Unverläßlichkeit dieſer Wirtshausuhr ſchimpfte und den Vorwurf, daß er unpünktlich ſei und zu ſpät komme, energiſch zurückwies.

Das wußte die Marie, drum machte ſie auch immer dem alten Manne Vorwürfe, wenn er nicht durch die Verandentür in dem Augenblicke trat, in welchem der Minutenzeiger den Zenith ſeiner Wanderung und der Stundenweiſer das römiſche Schiefkreuz erreichte.

Dieſer Streit gehörte nun ſchon zu den faſt alltäglichen Gewohnheiten der Marie, welche nicht müde wurde, immer die alten Vorwürfe wieder zu erheben. Dem Mädel mit dem treuherzigen Geſicht ſah man dabei gar nicht an, daß es oft mit nicht ganz ehrlichen Waffen kämpfte. Sicher lag bei ihr eine abſichtliche Mißkennung der Tatſachen vor, denn die Marie hatte ein ſolches Vertrauen auf die Pünktlichkeit des Herrn Rats, daß ſie mehr als einmal die beſagte Uhr nach ſeinem Erſcheinen richtete.

Alle Stammgäſte kannten dieſe Pünktlichkeit und wenn der Zeiger allabendlich gegen zehn Uhr ſchlich, trat eine Stille ein, die Augen ſchauten zur Glastür, bis dieſe ſich öffnete und der weißbärtige Mann eintrat. Dann wurden Witze gemacht und zwar immer dieſelben, die aber auch immer gleich gut gemeint waren.

Und dabei war aber auch viel Ernſt vorhanden. Man wurde ganz ängſtlich, wenn der Zeiger fünf Minuten weiter gerückt und der genaue Stammgaſt noch nicht erſchienen war. Natürlich bei einem Manne, der die Achtzig . . . Ja wirklich, oft war eine ängſtliche

Stille im Raum, als ob der unſichtbare große Unbekannte, den alle kennen, mit unhörbaren Schritten durch das Lokal ginge, als ob ein kalter Hauch wehte, welcher ſagte: Jetzt iſt eine Uhr ſtill geſtellt worden. In dieſen Minuten der Verſpätung kamen manchem die Gedanken, der alte Mann könnte geſtern zum letztenmale durch die Glastür gekommen ſein.

Dann aber, wann ſich die Tür öffnete, ging ein Atmen der Erleichterung durch den Raum und ſogleich mit dem Eintritt des Rates begannen Vorwurf, Witz und Uhrſtreit.

Und alle, welche da lächelten, fürchteten, witzelten und froh waren, wenn die Tür aufſprang, hatten ein Gefühl der Ehrfurcht, denn hinter dieſem ſchneeweißhaarigen Manne lag viele Zeit genau abgemeſſen, hinter ihm raunten tauſende von Stunden, deren jede getreulich ihrer Beſtimmung zugeführt worden war, hinter ihm ſprachen tauſend zur rechten Zeit erfüllte Pflichten, getane Arbeiten: Der Mann hat das ihm verliehene Talent nicht tatlos vergraben.

Hatte er aber auch — gelebt.

Brachte ihm das Leben ſeine großen, ſchönen, tollen Ueberraſchungen, die nur deshalb Ueberraſchungen ſind, weil unſere Augen ſo ſtark an Kurzſichtigkeit leiden. Vielleicht hatten dieſe alten klugen Augen, welche hinter den ſcharfgeſchliffenen Brillengläſern ſo ruhig blickten, dieſe Augen, welche ſo oft auf die Uhr geſchaut haben, eine ſolche innere Sehkraft, daß ſie alle Verbindungen der Notwendigkeiten ſahen. Vielleicht gab es infolgedeſſen für ſie keine Ueberraſchungen des Lebens, ſondern nur

die unumstößlichen Folgerungen eines klaren Gedankens.

Ob die kurzsichtigen oder die scharfsichtigen Menschen glücklicher sind, ist eine Frage, für die uns wohl keine Antwort zuteil wird.

* * *

Alte stille Zeiten. Posthornklang träumt über den engen Gassen der alten stillen Stadt. Kein Eisenbahnpfiff schrillt über die giebeligen Dächer und mahnt an die Zeit, „in der die Menschen keine Zeit haben." Kein Telegraphendraht durchschneidet die sonnengoldene Luft, um mit Zauberschnelle des Menschen Worte in die Welt zu tragen.

Aber ein alter mühseliger Briefträger in einem arg verschossenen alten Amtsrock, der ein Ungetüm von einer schwarzledernen Tragtasche sein Eigen nennt, steigt, nicht ohne einmal aus einer mächtigen Schildpattdose eine Prise genommen zu haben, über die dunkle Stiege des Rathauses empor. Vor dem Amtszimmer des neuen Kanzlisten, der erst hergekommen ist, kramt er in dem Rachen der Tasche herum, bis er endlich den Brief mit den unbehilflichen Buchstaben gefunden hat. Dem alten Niklas wärs gleichgültig, wenn er es wüßte, daß diesen Brief eine blutjunge Dirn in einem fernen Bergdorfe vor einer Woche mühselig geschrieben hat ... Der alte Niklas ist zu alt dazu.

Der Briefträger klopft an die Kanzleitür und übergibt dem Kanzlisten, der an einem schwerfälligen Pult

ſitzt, das Schreiben, räuſpert ſich, ſagt „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ und trampt wieder über die Stiege hinab.

An der kahlen, weißen Kanzleiwand hängt ein Kalender und eine dunkelbraune Schwarzwälderuhr mit weißen Beinziffern. Damit man doch weiß, wie man in der Zeit iſt, nach Jahr, Monat, Tag und Stunde. Der Kalender redet eine ſtumme Sprache, aber der Perpendikel tickt in einemfort: Pflicht . . . Pflicht . . . Pflicht . . .

Viel anderes weiß auch der Kalender nicht zu ſagen.

Ein glänzender Kohlweißling, der im Garten draußen bei den roten Roſen war, fliegt auf einem Sonnenſtrahle durchs offene Fenſter in die düſtere Kanzlei und kreiſt um das Pult, während der Herr Kanzliſt den Brief lieſt, welchen ihm ſeine „unvergeßliche“ Hanni geſchrieben hat. Am Ende der ſchiefen Zeilen — gerade dort, wo das unrichtig gebrauchte Wort „unvergeßlich“ geſchrieben ſteht — iſt eine tintenverwiſchte Stelle, als ob etwas drauf gefallen wäre. — — Der junge Kanzliſt fährt ſich über die Augen — — — dann legt er den Brief weg und ſchaut auf die Schwarzwälderuhr. Dabei erſchrickt er, denn eine Viertelſtunde iſt wegen des kurzen Briefes vergangen. Gleich kniſtert wieder die Feder über das Papier, der Kohlweißling flattert wieder zu den roten Roſen in den Garten hinaus und die Uhr tickt weiter: Pflicht . . . Pflicht . . . Pflicht.

Gar ſo „unvergeßlich“ iſt die Hanni doch nicht geweſen. *Einer* hat ſie nicht vergeſſen. Das iſt der eine, der niemand vergißt: ein kleines Holzkreuz in einem fernen Bergfriedhof gibt davon Kunde . . .

In der Kanzlei tickt die Uhr weiter: Pflicht . . . Pflicht . . . Pflicht, nichts anderes als Pflicht.

* * *

Andere laute Zeichen. Der Posthornton träumt längst nicht mehr über den engen Gassen der Stadt. Dafür schreit der Eisenbahnpfiff der Menschen Unrast aus und der Telegraphendraht, der die goldene Luft durchschneidet, dient dem Sekundenschacher der Menschen.

„Kommt Zeit — kommt Rat" hatte — über seinen eigenen Witz behäbig lachend — der Amtsvorstand gesagt, als er seinem pflichtgetreuen Beamten mitteilte, daß er zum Rat ernannt worden sei.

Wieder vergingen Jahre. Es kam ein adeliger Amtschef, der das viele Arbeiten nicht gewohnt war und es gar nicht gern sah, als der verläßliche Rat aus Gesundheitsrücksichten in Pension ging. Der sagte deshalb: „Ein guter Rat ist teuer" und lächelte auch dazu, aber ziemlich süßsauer.

In der Pension wurde der Herr Rat sehr schnell weiß und alt. Aber es war, als ob er in seine Junggesellenwohnung die Kanzleiuhr mitgenommen hätte, als ob sie unsichtbar ihr „Pflicht, Pflicht" tickte von der Zimmerwand. Jede Stunde des Tages hatte auch jetzt noch ihre genaue Bestimmung . . . Der alte Mann kannte mehr Zeitgenauigkeit als unsere zeitgeizende

Jugend, die auf den Ikarusſchwingen moderner Erfindungen zum Lichte will.

* * *

Vom Turme der im niederrheiniſch-romaniſchen Stil gehaltenen Herz-Jeſu-Kirche fiel ein ſchwerer Glockenſchlag, während im Weſten die letzten Abendwolken verglommen. Ich achtete ſeiner nicht, als ich durch die dämmernde Straße ging, deshalb fiel mir auch nicht auf, daß ſeine Kunde erlogen war. Um die Ecke, mir entgegen, kam der alte Herr Rat geſchritten; — er grüßte und ſprach mich an, was mich umſomehr in Erſtaunen ſetzte, da wir vorher noch nie auf dem Wege miteinander geredet hatten.

„Bitte, ſagen Sie mir, wie viel Uhr es iſt," ſagte der alte Mann.

Ich zog meine Uhr und erwiderte: „Viertel nach acht Uhr."

„Dann geht meine Uhr doch recht," meinte der Rat ganz erleichtert — „die Kirchenuhr hat nämlich eben Dreiviertel geſchlagen."

Dann ging er in die Richtung, wo vor kurzem noch die Abendſonne geſtanden hatte.

Hei, was ſchert ſich die Jugend um eine halbe Stunde!... Aber die halben Stunden werden immer karger und karger, je mehr die Haare bleichen. Das fällt einem ſo ſchwer, wenn man am Abend einſam auf einer Bank ſitzt und wartet und wartet, bis der eine kommt, von dem man gewiß weiß, d a ß er kommt. Da

ſchaut man dann oft auf die Uhr und manchmal liegt auf den Lippen das Wort: Wieder eine halbe Stunde weniger.

Ich meine faſt, der alte Rat wußte genau, w a n n der eine kommen werde, wußte genau, wie viele ſolcher Bureauſtunden er auf Erden noch abzuarbeiten habe bis zu ſeiner Beförderung in die ewige Penſion. Von dieſen wollte er keine verlieren. So wartete der alte Rat auf den e i n e n.

Heute abend kam er pünktlich um 10 Uhr ins Gaſthaus, ſo daß ſogar die Marie lächelnd ihn belobte. Ich aber mußte immer auf die bleiche Glastür ſchauen. Eines Abends wird ſie unter ſeinem Händedruck nicht mehr aufgehen. Der Herr Rat wird dorthin gegangen ſein, wo vor kurzem noch die Abendſonne geſtanden hatte. Einige Schläge machte noch das Herz, dann war alles ſtill...

Ich glaube, ſeine Uhr hörte auch auf zu ſchlagen, wenn das Herz aufgehört hat. Wozu auch? Ihre Worte Pflicht... Pflicht hört niemand mehr. Alſo hat es auch keinen Zweck mehr.

Denn es war Mai

Es war in einer Kleinstadt, in der die Zweige der blühenden Apfelbäume an die schindelbedeckten Hausdächer schlagen, in der unter dem Torbogen sich die Schwalben ihre Nester bauen und verwehte weiße Waldelfenblüten zu den Straßen fliegen. Es war in einer Stadt, in der der Frühling viele, viele Kinder auf die Gassen lockt, wo sie spielen, daß ihr Haar nur so durch's Sonnenlicht weht, in einer Stadt, in der es viele grüne Anger gibt, die auch von den Kindern belebt sind. In den Angern flechten sich die Kinder gelben Löwenzahn ins Haar und laufen vom blühenden Pflaumenbaum zum Kirschenbaum und von dem zum Apfelbaum, wenn sie „Schneider, leih' mir die Scheer'" spielen.

In dieser Stadt trugen die Mädchen an sonnigen Sonn- und Feiertagen gern die Bauerntracht, das Miederleibl mit dem rosenroten Busentuch; sie hatten dann freie Arme, auf dem Kopfe trugen sie einen mit einem buntgestickten Bande gezierten Strohhut, von dem eine weiße Hahnenfeder lustig und unternehmend wachelte.

An solchen Sonntagen gingen ganze Gesellschaften unter Volksliederklang in die Nachbardörfer, Einödhöfe,

in die Bergtäler hinein. Dort wurde nicht ſelten getanzt, ein ungezierter, fröhlicher Volkstanz ... und im ſilbernen Sternenſcheine gingen die jungen Paare Arm in Arm heim.

Von dieſen Mädchen kannte ich eines, das blaue Himmelsaugen und blonde Haare beſaß.

Das war Martha. Bei einem ſolchen Ausfluge hatte ich ſie zugleich mit ihrer grad ſo blonden und ſo blauäugigen jüngeren Schweſter Hedwig kennen gelernt, und abends, als die Berge in den ſilbernen Duft verſanken, gingen wir alle drei Arm in Arm durch den ſilbernen Sternenſchein. Ich kenne die Sternlein und weiß, daß ſie ſchweigen können, deshalb trat ich unter keinen Baum und ließ ſie ruhig zuſchauen, wie ich Martha küßte. Die Sternlein hatten nichts dagegen, ſondern ſie legten einen ſchimmernden Schein um uns, als ob wir beide Heilige wären. Es hatten aber zwei Sternlein mehr zugeſchaut als die Sterne des Himmels; das waren die Kinderaugen der kleinen Schweſter, die ebenſo wie wir vom himmliſchen Glanze umfloſſen dahinſchritt. Auf die kleine Schweſter warteten noch alle Märchen der Sehnſucht.

Martha und ich wurden bald gute Freunde, und ſo oft ich in die kleine Stadt kam, ging ich in das Haus, das in einem Obſtanger ſtand, um ſie zu beſuchen. Hedwig war nun auch ſchon größer geworden, und wer weiß, was ihr der blühende Apfelbaum, der vor dem Fenſter ſtand, alles ſchon zu erzählen hatte, denn es war ja Mai ...

Es war Mai, als die Kinder wieder auf den Gaſſen

ſpielten, die jungen Mädchen zum erſtenmale wieder die Volkstracht anzogen und Muſik und Tanz in den Orten der Stadtumgebung wieder ihren fröhlichen Anfang nahmen. Es war Mai, als die jungen Burſchen und die jungen Mädchen wieder Arm in Arm durch den ſilbernen Sternenſchein nach Hauſe gingen. Und die Sterne ſind, wie wir wiſſen, verſchwiegen ...

Faſt ein Jahr war ich nicht mehr in das kleine Blütenſtädtchen gekommen ... es war wieder Mai, als mich die Eiſenbahn zwiſchen Blütenbaumſpalieren in ihrer raſenden Eile dem Städtchen zutrug. Ich ſchritt über den Stadtplatz und ſah frühlingsfreudig den Kindern zu, die ſich tummelten und kugelten.

Mir wird immer ſo heilig zu Mute, wenn ich Kinder ſehe. Mir iſt, als ob es die gute Sonne gerade auf die Kinder abgeſehen hätte, denn nirgends, nicht einmal auf den blühenden Apfelbäumen ſchien mir ſo viel Himmelshelle aufzuſtrahlen, als auf dem Gelock der ſpielenden Kinder, als in dem Augengeleucht der maifreudigen Kinder.

Ein Büblein rief mir zu:

Setz' einen Kreuzer ins Kreiſel,
Mein Totzen*) ſingt als wie ein Tannenmeiſel.

Ich warf alſo ein Kreuzer hin und der kleine Schwarzkopf ſpekte mit dem Schnurrkreiſel die in einen in die Erde geritzten Kreis gelegte Kupfermünze aus demſelben heraus ...

*) Kreiſel.

Da kam ein blondes Mädchen auf mich zu, deſſen Augen ich kannte. Es waren nämlich jene zwei Sterne, die mit den Himmelsſternen damals im Mai zugeſehen hatten.

Hedwig bot mir die Hand und ſagte: „Grüß' dich Gott. Warum kommſt du denn gar nimmer zu uns? Kommſt du wegen meiner Schweſter nimmer?“

Ich ſagte gleich zu Hedwig, daß ich mit ihr hingehen werde. Natürlich hatten mir es die Leute ſchon geſagt, denn die hatten ja ſonſt nichts zu tun. Die jungen Mädchen hatten es mir geſagt, obwohl ſie ſelber nicht wußten, ob ihnen nicht der nächſte Mai etwas zu erzählen haben werde.

Und ſie ſagen's auf den Gaſſen:
Der die Ehe dir verſprochen,
Habe treulos dich verlaſſen
Und ſein Manneswort gebrochen.

Und ſie ziſcheln in die Ohren,
Daß bei dir zu Hauſe liege
Euer Kindlein neugeboren,
Eure Sünde in der Wiege . . .

Ich ging mit Hedwig durch den blühenden Obſtanger und ſchritt über die finſtere Stiege hinauf, klopfte an die Türe, öffnete ſie und ſchaute hinein. Man mußte durch die Küche ins Wohnzimmer gehen. In der Küche ſaß Martha. Im Herde kniſterte das Feuer und daneben ſtand eine Wiege mit verblaßten Roſavorhängen . . . ich wußte genau, daß in dieſer Wiege einſt die gelegen,

die jetzt vor derſelben ſaß und mein Klopfen überhört hatte, weil ſie ein Schlummerliedlein ſang.

Plötzlich wendete Martha ihren Kopf mir zu. Sie ſah mich an und in ihrem Blick lagen alle Fragen einer verängſteten jungen Seele. Was wird er dazu ſagen? Wird er auch ſo reden, wie die Anderen alle? Wird er lächeln oder ſpötteln? Oder wird er Vorwürfe machen? Kommt er aus Mitleid oder weil er denkt, jetzt kann Jeder kommen? Oder hat ſeine Freundſchaft Beſtand und ſchämt er ſich nicht, mich zu begrüßen?

„Grüß' dich Gott, Martha!"

„Du biſt da?"

„Ja, warum ſollt ich denn nicht daſein?"

„Weil die Leute . . ."

. . . . Dieſe Angſt vor den Leuten und iſt ja doch nur der einzige Weltzweck erfüllt! Jede Mutter iſt heilig, denn ſie allein gibt uns die Ewigkeit. Da ſtand die ganze Ewigkeit vor mir . . . Das in der Wiege war nämlich auch ein Mädchen — das iſt die ganze Ewigkeit: das Kind, die Jungfrau, die Mutter. Alſo dachte ich, und ich ſah den liebevollen Gottgedanken, der der Menſchheit die Ewigkeit verlieh, in dieſer jungen Mutter, auf die die Leute mit den Fingern zeigen, vor mir . . .

Und dieſe junge Mutter, welche ihre göttliche Sendung erfüllt hatte, zagte, bebte, zweifelte und fürchtete mit jedem Blicke ihrer Augen, daß meine Lippen das verſtändnisloſe Urteil der Welt nachſprechen würden. Dieſe Augen bettelten um ein Wort des Erbarmens, der Liebe.

Ich aber wußte keines, denn unſere Sprache iſt zu arm . . . aber ich nahm den blonden Kopf der jungen Mutter zwiſchen meine Hände und küßte die junge Mutter an der Wiege ihres Kindes, lang, heiß, gut und innig an der Wiege ihres Kindes.

Und ich wußte, daß das keine Sünde war. Ich wußte ſogar, daß es eine gute Tat war. Das war meine rechte Sprache über das Urteil der Welt.

An meinem Leibe zitterte ein junger Frauenkörper in herztiefem Weinen. Aber es war ein Weinen der Erlöſung, denn Martha hatte meine Sprache verſtanden . . . mir aber war es, als ob ich etwas Heiliges in den Händen hielte . . . und aus der Wiege blickte das junge Leben hinaus zu dem Fenſter, an welches ein blühender Apfelbaumzweig ſchlug . . . denn es war Mai.

Der Marterl-Sixt

Der alte Marterlſixt hatte eine unruhige Nacht gehabt, denn in ſeiner Malkammer hatte es ſich wieder einmal gemahrt, was immer der Fall war, wenn er ein Totenſchild malen mußte, alſo der Tod im Dorfe geweſen war. Immer in der Nacht, bevor er Arbeit bekam, hörte er unſichtbare Hände, welche die Pinſel und das Malzeug untereinander warfen; waren es ganz nahe Bekannte oder gar Verwandte, ſo hörte er wohl auch die bekannte Stimme reden; waren es Kinder, ſo kam aus einem finſteren Winkel ein Kinderweinen; mitunter hörte er auch das Verſehglöcklein, betende Stimmen und ſchlürfende Tritte . . . In der letzten Nacht aber war es ganz anders geweſen, da vernahm er einen ſchrecklichen Schrei und darauf einen großen toſenden Lärm, der ihn vollends erweckte.

Im Dorfe war niemand krank als die alte Buhinlene, die ihren Namen daher hatte, weil ſie, als ſie noch ein ſchneidiges Diandl war, ein Buhinneſt ausgenommen hatte; mit dieſer Lene war er aber ſo nahe verwandt, daß ſie ſich ſicher in einer erkenntlichen Weiſe gemahrt hätte, hatte ſie ihm ja doch verſprochen, in ihrer

Sterbeſtunde zu ihm zu kommen und ihn um ein paar Vaterunſer für die Reiſ' ins Jenſeits zu betteln.

Der Marterlſirt ging nun in aller Frühe zur Buhinlene, die ganz wohlvergnügt im Bette lag. Sie hatte zwar vom Himmel und ſeiner Schönheit geträumt: wie ſie ganz ſchüchtern am goldenen Tor geſtanden ſei, aber doch die heilige Cäcilie, die eine viel ſchönere Stimme hatte als die kropfete Adelheid am Kirchenchor, und ihre Englein ſingen und muſizieren gehört habe und wie auf einer roſafarbenen Wolke „Unſere liebe Frau" daher gekommen ſei und ihr zugelächelt habe; — dann ſei ſie aber leider aufgewacht, ſonſt hätte ſie wohl noch mehr von der himmliſchen Pracht und Herrlichkeit geſehen und vielleicht auch erfragt, ob der heilige Petrus auf die Fürbitte der heiligen Magdalena, die gewiß auch hergekommen wäre, ihr Schutzkind zu ſehen, ſie beim Tore hineingelaſſen hätte. Sie aber nehme ſchon dieſen Traum als eine gute Vorbedeutung, daß ſie nach dem Tode deſſen teilhaftig werde, was „kein Auge geſehen und kein Ohr gehört habe."

Der Marterlſirt hatte ungeduldig am Krankenbette zugehört, wollte er ja doch wiſſen, wer geſtorben ſei; denn es iſt nicht leicht, ein ſchönes Gemäld' und einen paſſenden Vers ſo in aller Schnelligkeit zu machen.

Ja wenn ein Kind geſtorben wäre, da hätte er ſchon Vorrat. Für die ganz kleinen gab es ganz rote, blaue und gelbe Kreuzlein mit der einfachen Aufſchrift: „Hier liegt eine Unſchuld mit Namen . . .", und auch für die größeren hatte er recht nette Verslein beiſammen.*) Da hieß es zum Beiſpiel:

Sein Leben war ein Augenblick,
Ein Traum sein Erdenglück . . .
(Fieberbrunn.)

Dort drüben stand ja der Pfarrer Valentin, der mußte es doch wissen, „wenn jemand den Löffel weggelegt hätt". Aber auch der Herr Pfarrer wußte nichts und meinte, der Marterlsirt solle nicht so abergläubisch sein.

Fast beleidigt — er, der Marterlsirt, ist gewiß nicht abergläubisch, aber was er mit eigenen Ohren gehört, läßt er sich nicht nehmen — trottet der alte Tuifelemaler durch den kotigen, von der Frühlingssonne erweichten Dorfweg seinem Häuschen zu.

Glaubte der Herr Pfarrer denn am Ende gar, daß er lüge. Nein, der Marterlsirt lüge nicht und die Toten lügen auch nicht, und heute — es ging schon gegen Früh — ist jemand gestorben.

Der Marterlsirt geht in seine Baschgelkammer und hobelt einmal ein Brettlein zurecht, dann sucht er ein paar Pinsel aus und sieht nach, wie es in seinem Malkasten ausschaut.

In dieser Rumpelkammer ist wunderliches Zeug genug; Votivtafeln mit Händen, Füßen, Augen auf blauem Grunde, Marterln mit pfeilschießenden Todskeletten, mit stürzenden, menschenerdrückenden Bäumen, mit Kinderwiegen und Krankenbetten, mit wilden Hoch-

*) Die Totenverse sind, soweit ihr Fundort angegeben ist, volksecht.

waſſern und ertrinkenden Menſchen, mit wildgewordenem Vieh, mit brennenden Häuſern und mit Edelweiß auf blutigen Felſen.

Aber auch Rechbretter mit Inſchriften waren da und Kinderſärge lehnten im Winkel.

Natürlich fehlte es auch nicht an Heiligenbildchen, — auch ein angefangener Stationengang war zu ſehen.

Der Sirt aber holte ſich ein zerſchliſſenes, altes Heft aus einem blauen, mit großen roten Sonnenblumen verzierten Kaſten heraus und begann in dem vergilbten Ding zu blättern. Ja, früher wäre das freilich nicht notwendig geweſen, früher hatte er alle ſeine Reimlein im Kopf gehabt; aber jetzt verlor er ſein Gedächtnis, wie es in dem alten Liede hieß:

„I bin amal a Mandl geweſen,
Dans von die ganz G'ſcheidten,
Hob g'redt mit allen Leuten . . .“

Wie geht's nur weiter? — „Aber iez i mei' Gedächtnis verlier,“ ſo glaubte er wenigſtens . . . nun wußte er alſo das auch nicht mehr!

Als der alte Sirt das einſah, ſetzte er ſich an einem ſchönen Tag hin und ſchrieb die Verslein, die noch in ſeinem alten Kopf drinnen waren, mit zittriger Hand in ſein Heft und ſchrieb, bis in der Hennenſtunde die Augen nicht mehr mittaten.

Aus dieſem Hefte las er nun. Und wie er alles eingeordnet hatte: Kinder, Jungfrauen, Junggeſellen, Eheleute, Greiſe; dann kamen die Unglücksfälle in Wald, Berg, Bach, Schnee, Feuer; dann kamen noch Stan-

desverſe auf Bauern, Wirte, Soldaten — nur nicht für die Geiſtlichen, denn die machte der Pfarrer Valentin ſelber. Dem Sirt ſeine wären wohl zu ſchlecht geweſen für die Hochwürden, obwohl er meinte, daß der, den er dem Frühmeſſer im Nachbardorfe gewidmet hatte, ſich ſchon auch hätte ſehen laſſen können:

Er wollt' ihn ſehen, deſſen Willen
Er uns ſo oft gepredigt hat,
Sein Heimweh war nicht mehr zu ſtillen,
Bis Gottes Liebe ſelbſt es tat . .

(Tobadill.)

Aber der Frühmeſſer erhielt eine marmorne Tafel an der Kirchwand und eine lateiniſche Inſchrift, die nur der Pfarrer verſtand.

Am liebſten von allen ſeinen Totenreimen waren aber dem alten Sirt die, welche auf den Kindergräbern ſtanden, und das darum, weil er keine Kinder hatte und ſie doch ſo lieb hatte und doch einſt gehofft hatte, daß er eins einmal auf ſeinen Knieen halten werde.

Das war damals, als er noch in die Berge gegangen war und Edelrauten geholt hatte und dafür brennrote Nagelen von ſeiner Nann bekam, die er am Sonntag auf den Hut ſteckte.

Die Nann hatte ſchon Kinder, — aber der Vater war der reiche Mühlenbauer und nit der Marterlſirt.

Und eines Tages war die Nann weinend zu ihm gekommen und hatte einen kleinen Sarg und einen Vers beſtellt, und der Sirt hatte einen gemacht, als wenn er ſeinem eigenen Kinde gelten würde.

Er ſtand auf der erſten Seite des Heftes:

Ein Engel flog gen Himmel,
Die Hülle blieb zurück,
Und nichts iſt hier verſtorben,
Als zweier Eltern Glück.

Sterzing (Hörmann).

Dann blätterte der Sirt weiter:

Nur vier Jahre und nicht länger
Lebte ich in dieſer Welt,
Nun bin ich ein Himmelsſänger
Und den Engeln zugeſellt.

(Lanersbach.)

Das war das Kind des Jodelhanſel, der gar ſo ſchön ſingen gekonnt hat und ſeitdem nicht mehr ſingen mag.

Karl Spiß heiße ich,
In den Himmel reiſe ich,
Ich ſag' den Eltern gute Nacht
Und ſchau, was der Herr Jeſus macht.

(St. Jakob am Arlberg.)

War ein luſtiger Kerl geweſen, der kleine, braunäugige Karl, der immer feſt und luſtig antwortete, wenn man ihn fragte, wie ſein Name laute: „Karl Spiß hoaß i."

Die alte Leitnerin hat gar ſo fürchterlich getan, wie ihr kleines Emmele von einem Engel abgeholt wurde; da mußte der Sirt ſchon einen recht troſtſamen Reim hinſchreiben:

Die Kindlein laſſet zu mir kommen,
So ſpricht der Herr der Herrn,
Es dient zu ihrem Nutz und Frommen,
Ihr Eltern gebt ſie gern!

(Steg im Lechthal.)

Die Botenmoni, die hat ein Lediges gehabt und ſo viel Spott leiden müſſen. Im zwölften Jahr iſt ihr Hannele geſtorben und hat freilich ſchon gewußt, was es iſt, ſtill ſein zu müſſen, wenn wer fragt: „Wer iſt denn dein Vater?“ Ihr hatte der Sirt aufs Kreuzlein geſchrieben:

Ich war ein armes, lediges Kind,
Die auf der Welt verachtet ſind,
Jetzt aber bin ich im Himmelreich,
Da ſind wir alle gleich. —

(Prutz, Kitzbühel, Uderns.)

Den Vers hatte aber ſpäter der Cooperator aus dem Friedhof hinaus tun laſſen. Warum, das begriff der alte Sirt nicht; es wird doch nicht „enten“ auch wieder ſo ſein, wie auf d e r miſerablen Welt.

Auch ein anderes Verslein, das dem drei Wochen alten Monele der Krämerſeraphin galt, war nicht mehr im Friedhof zu finden, das hatte dem Cooperator auch nicht gefallen: — —

Noch ein zartes Kind, kaum aus der Mutter Schoß,
Kam der bittre Tod, der mir die Augen ſchloß.

(Tobadill.)

Der Lehrerfranzl war gar ſo ein ſtilles Kind geweſen, das keine lauten Spiele gern hatte und viel in die Bücher ſchaute und dem die Eltern allerhand erzählten aus der bibliſchen Geſchicht, aus der Legend und auch alte Märchen. Da hatte das Franzele aber mit großen Augen zugehorcht!

Dem ſchrieb der Sirt aufs Grab:

Weils Herzchen nur dem Schöpfer ſchlug,
Sein Engel es zum Himmel trug.

(Kappl.)

Und nun kam ein Verslein, das der Sirt in einem alten Geſangbuche gefunden und ſich, weil es ihm gefiel, auch dann aufgezeichnet hatte. Es lautete:

Wenn junge Himmelserben
In ihrer Unſchuld ſterben,
So büßt man ſie nicht ein,
Sie werden vom Vater oben
Im Himmel aufgehoben
Und nicht verloren ſein.

(Silz)

Weder der Sirt noch der Pfarrer ahnten, daß die Quelle dieſes Versleins ein altes lutheriſches Geſangbuch war aus der Zeit, wo noch viele heimliche Bekenner des reinen Evangeliums in den Tiroler Bergen lebten, bis ſie die Unduldſamkeit aus dem „glaubenseinigen" Lande vertrieb.

Der Sirt hatte nun die letzte Seite ſeiner Kinderreime in der Hand und las noch:

Die Eltern liebten mich ſo ſehr,
Gott aber liebte mich noch mehr,
Und nahm mich in ſein Himmelreich
Und machte mich den Engeln gleich.

(Köſſen.)

Jetzt aber fuhr der Sirt auf, denn vom Kirchplatze her kam ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen, das an die trüben, kleinen Fenſterſcheiben ſchlug.

— — — — — — — — —

Eine halbe Stunde vor dem Dorfe ging die „Wildlahne" nieder. Alljährlich, wenn das ſtille Schaffen des Alpenfrühlings, von dem man in den Tiefen und Tälern noch nicht viel merkt, wenn die erſten Bergaurikeln — Platenigeln nennt ſie das Volk — mit ihren goldenen Schlüſſeln auf den Felſenzinken ſtehen, mit den goldenen Schlüſſeln, mit denen ſie das ganze Lichtreich erſchließen, wenn die erſten blauen Eisglöcklein*) mit ihren feingezähnten Kelchen ein zages Oſterläuten am Schneerande anfangen, dauert es nicht lange mehr, daß die donnernde Heroldin der Revolution des Lichtes niedertoſt von der verſchneiten Berghöhe und die Schnee- und Steinmaſſen in die Talmulden in raſendem Sturze niederreißt; — das iſt die wilde Lahn, deren Donnerkrachen nur einen Siegruf bildet: „Der Frühling iſt da!"

Und heute früh war dieſe Kunde erſchollen; — nicht bloß den Marterlſirt hatte ſie aus dem Schlafe geweckt, ſondern auch die anderen Dörfler hatten ſie vernommen,

*) Soldanellen.

und als ſie in der Frühe zum ſonnigen Karjoch emporblickten, ſahen ſie eine weiße Schneefurche niederziehen bis in den Bachtobel, und ſie ſagten: „Die Wildlahne iſt gekommen.“

Der wilde Mann, der im Gebirge zu ſchreien anfängt, wenn es Zeit iſt zu ſäen, wird nun wohl auch nicht mehr lange auf ſich warten laſſen; — früher wollten die alten Bauern mit der Ausſaat nicht gerne beginnen, denn der wilde Mann verſteht mehr als Birnſieden, und wenn man ſeine Ratſchläge nicht abwartet oder nicht befolgt, ſo iſt er beleidigt und zieht aus der Gegend fort. Dann folgt Mißwachs. „Der Ahnl hat's geſagt, und der hat nicht gelogen und wußt' ſchon, warum er's erzählt hat.“

Die jüngeren Bauern, die Grünſchnäbel, die alles beſſer wiſſen, wollten das freilich nicht glauben; aber die würden es ſchon ſehen, wie es ihnen ginge!

Alſo die Wildlahne war heut' früh niedergegangen; — aber der Faltner-Sepp wußte noch mehr. —

In der Wildlahn war ein Menſch!

„Gott tröſt' ihn —, wer unter die Wildlahn kommt, den führt ſie weit — bis zum Richterſtuhl Gottes.“ —

Der Faltner-Sepp war Vormittag im Wald geweſen und hatte unter dem Schnee heraus etwas rufen gehört. — Als der Sirt auf den Kirchplatz kam, hörte er noch die Worte: „Unter der Wildlahn iſt a Menſch.“ — —

„Hab i mir's nit denkt — ja die Toten lüg'n nit — und der Herr Pfarrer hat g'meint, i ſoll nit abergläubig ſein“ . . . Dann nahm der Sirt den Hut

zwiſchen ſeine Hände und ſagte: „Herrgott gib ihm die ewige Ruh'."

Der aber brauchte ſie nicht mehr, denn er — hatte ſie ſchon.

Am Nachmittag brachten ihn die Burſchen auf einer Bahre aus Tannenreiſig. Bleich und blutig lag er da. Seine ſtarre Hand hielt einen Büſchel von Himmelsſchlüſſeln, wie ſie auf den Felſen wachſen. Ob ſie ihm den Himmel aufgeſchloſſen haben?

Niemand kannte ihn. Es war ein Fremder, der wahrſcheinlich von der anderen Talſeite aus aufgeſtiegen war, vielleicht dieſer Platenigeln wegen —, der dann unter die Lahne gekommen war oder dieſe vielleicht ſelber vom Joche gelöſt hatte.

Als der Sirt neben dem Pfarrer an der Tannichtbahre ſtand und zu dieſem ſagte, daß er alſo doch recht behalten habe und daß die Toten nicht lügen, erwiderte ihm der Pfarrer: „Der hat von dir eine Grabſchrift wollen, du mußt eine fertig machen für ſein Kreuzlein."

Der Sirt ſinnierte und ſinnierte, aber es war ihm gar nichts recht. Die anderen Leute, für die er geſchrieben hatte, hatte er alle gekannt; ja die meiſten ſchon von Kind auf; da wußte man dann ſchon, was man da hineinbringen muß.

Aber der war ein Landfremder! — Vielleicht war er verirrt, vielleicht war er gar nur wegen der gelben Blümlein in die Felſen gegangen, was dem Sirt gar ſündhaft ſchien.

Aber der Sirt war ja ſeinerzeit auch in die Edelrauten geſtiegen, wie die Nann —

Herrgott — zu was denn das da? — Der Tote will einen Reim!

Wen man von einem ſo gar nichts weiß, iſt's halt gar ſo ſchwer. —

Auf den Berg biſt du geklommen,
Auf den Berg iſt's hoch und weit;
Du biſt weiter noch gekommen,
Du kamſt in die Ewigkeit. —

Aber der Sirt war nicht zufrieden und er ſinnierte und ſinnierte weiter. Endlich malte er zwiſchen Felſen eine niederſtürzende, weiße Schneemaſſe, auf die Schrofen hin gelbe Blümeln. Aus dem Schnee heraus ſtrecken ſich zwei Arme und ein Kopf, über dem ein ſchwarzes Kreuz zu ſehen iſt. Schwarze Fichten ſtehen zu Seiten des Talrunſes und in der Luft ſchwebt ein Kreuz mit einem wundenbedeckten Heiland d'ran.

Drunter ſteht: „Hier verunglückte am 5. April 1875 ein unbekannter Mann, der unter die wilde Lahne kam.

Sein Name iſt uns unbekannt,
Er kam wohl her aus fremden Land,
Wenn auch am Kreuz kein Name ſteht,
Wir denken ſeiner im Gebet,
Gott hört es auch, denn Gottes Sohn,
Der für ihn ſtarb, der kennt ihn ſchon.

Dem Pfarrer gefiel der Vers und er ließ ihn am

Friedhofkreuze und an einer großen struppbärtigen Hochtanne am Rande der Wildlahne anbringen.

Nicht lange darauf starb der Marterlsixt selber, — weiß nicht, ob er seinen eigenen Tod auch vorhergeahnt hat und ob für ihn einer einen Reim gedichtet hat. —

Sagen

Beim Totwirt*)

Geſchichten aus der Peſtzeit

Ich ſtand wieder einmal an den Schrofen des wilden Kaiſers:

Denn wer den Kaiſer ſah, muß wiederkehren,
Wenn ſeiner Abendandacht rote Flammen
Aufzucken an den rieſigen Altären,
Die aus des Herrgotts Marmorwerken ſtammen;
Wenn an dem Himmel lodert weit und breit
Ein Purpurglänzen aus der Ewigkeit,
Bis wieder ob erlöſchenden Altären
Lautlos die Nacht die Flügel ſchlägt zuſammen.

Es ſind geheimnisvolle Abende, welche den Kaiſer umdämmern. Seltſamen Stimmen muß man lauſchen, Stimmen, die nicht aus dieſer Welt tönen. Der wilde Kaiſer! In dieſen drei Worten wohnt ein Märchen. Ein Märchen? Nein, Hunderte von Märchen und allerhand Märchen. Märchen von dem Venedigermannl und der Goldtrupf, Märchen von ſchätzehütenden Zwergen, von den badenden Bären, allerhand trauliche

*) Mit Benützung eigener Funde und der Sagenſammlungen von Zingerle, Heyl und Karg.

Märchen, wie ſie die Großmutter den hochaufhorchenden Kindern beim Kienfeuer erzählte. Aber es ſchlummern noch andere Märchen in dieſen wilden Gründen. Nicht alle ſind bergſonnenſcheinig — viele ſind wild und dunkel und blutig: Auf dem Totenſeſſel ſitzt das Gerippe eines Wilderers, der ſich verſtiegen, und ohne Losſprechung in der Einöde geſtorben war. Auf dem Totenkirchl liegt ein Rieſenweib, ein Opfer der wilden Jagd des wolkenumflatterten Wodan, auf der Teufelskanzel predigte der Herr der Finſternis das Reich der irdiſchen Liebe, am Sonneck hat der Geizteufel ſeine ſchätzegefüllte Tragkrare, welche jetzt verſteinert iſt, ſtehen gelaſſen, im Teufelswurzgarten hat der Arge einen Zauberanger mit allerlei Kräutern zum Schätzefinden, Gefrorenmachen, Krankmachen und Geſundmachen. Ein ſolches Würzlein verlangte einſt ein Burſch für ſein todkrankes Dirnl und verſprach dem Böſen dafür ſeine Seele. Nun muß er im Garten Wache halten, bis wieder ein Burſch mit dem gleichen Wunſche kommt und ihn ablöſt. Dort kann man auch den Teufel beſchwören, ſchon mancher Wildſchütz ſah ihn dort als rotlodernde Feuerſäule aus ſeinem Flammenreiche emporſteigen. Bei der Jöchlkapelle ſieht man eines verliebten Teufels Klauentritt — kurz, Tod und Teufel haben im Kaiſergebirge große Gewalt. Aber nicht bloß ſie, ſondern auch ihre Bündner, die Heren*), welche als ſchwarze Vögel die Schrofen umkreuzen. Gute

*) In Kargs Buch wird eine Saligfräuleinſage irrtümlich als Hexenſage erzählt.

Kapuziner haben aber auch böſe Menſchenpütze in dieſe Gewände gebannt, damit ſie nicht länger den Hausfrieden ſtören. Dieſe laſſen nun ihre Bosheit an den Bergwanderern aus; ſolche ſind der „reiche Schmuck" und die „Huberbäuerin," welche beide ihres Geizes wegen büßen müſſen. Frevelhafte Kegler, die mit Butterkugeln ſchoben, ſind in die Erde verſunken, in den Fleiſchbankwänden geiſtert ein Bauer, welcher den auf ſchmalen Felsbändern hinſchreitenden Gemſen ſchlüpfrige, ſandüberſtreute Rinden gelegt hat, ſo daß ſie rudelweiſe abſtürzten. Aber der Unmenſch ſollte ſchon im Leben ſeine verdiente Strafe erhalten, denn ſeine eigene Schafherde ging denſelben Weg und ſtürzte ab. Seitdem heißen die Wände Fleiſchbankwände. Im Kaiſer oben iſt aber auch eine weiße Rachegams, welche die allzu blutgierigen Wilderer in die Tiefe ſtößt. Auf der Goinger Halt laufen verfluchte hochmütige Jungfrauen als Mäuslein herum.

Es gibt doch auch gute Geiſter im Kaiſer, ſo den Alberer, welcher das Almvieh ſchützt, freundliche Zwerglein in der Geiſterſchmiedwand und ſalige Fräulein, welche auf Bauernhöfen in den Dienſt treten. Ja, es wäre noch allerhand Wunderbares zu erzählen, vom Silberbründl, vom Geldloch, von dem verlorenen Kinde, alles Märchen der Vergangenheit.

Aber nicht alle Märchen klingen aus vergangenen Zeiten, nein, ihr Widerhall klingt noch immer lockend und mahnend die Felſenwände durch: Das ſind die Märchen der Gegenwart. Was tönen ſie? Blumenglück, Wälderfrieden, Höhenſehnſucht, Sonnen-

freude, Einſamkeit, Freiheit, Ewigkeit! Das Evangelium der Kraft!

Dieſe Stimmen locken und locken.

Aber noch andere Märchen reden ſchaurig von Wetterprall und Muhrenſturz, von Irregang und Hungersnot, von Schwindelfall und Erſtarrungstod! . . . Denkt an den Totenſeſſel! . . . er ſteht noch heute und noch heute wird mit blutigen Lettern ſo manches Märchen vom toten Glück auf die ſteinernen Blätter des gewaltigen Schickſalsbuches geſchrieben, das Gott hier aufgeſchlagen hat. Das Evangelium des Todes!

Dieſe Stimmen mahnen und mahnen.

Aber auch das Märchen der Zukunft ſchläft im Kaiſer und ich wills euch erzählen.

Ich will das Kaiſerlied ſingen:

Am Gipfel des Kaiſerkopfes ſeht ihr aus den Felſen gebildet ein mächtiges Kaiſerhaupt, kronreifgeziert und lockenumwallt und ehrwürdig bebartet. Kaiſer Karl der Große iſt es, der im Berge ſchläft. Der Traum der alten deutſchen Kaiſerherrlichkeit iſt es, der in den Felſenhallen ſchlummert, ſei es am Kyffhäuſer, ſei es im Untersberg, ſei es im Wilden Kaiſer. Tief hinein hat das verzagte Volk ſeine heiligſten Hoffnungen in die dunkelſten Berggründe vergraben — aber wie groß und ſtark muß der Glaube des deutſchen Volkes ſein, der eines Tages die Felſentore mit gewaltigem Donnern ſprengen wird, um den erwachten Kaiſer herauszulaſſen, der das Zeichen geben wird zur großen, zur letzten Erlöſungsſchlacht. In den deutſchen Bergen ſchläft dieſes Märchen der Zukunft, in den deut-

ſchen Herzen iſt es wach geblieben. Und die deutſchen Herzen ſchlagen dem Tage entgegen, bei deſſen Morgenröten der Kaiſer aus dem Berge tritt und das Reich erſteht im alten Staufenglanz.

An dem Tage müſſen alle Deutſchen da ſein in Wehr und Waffen, mit Eichlaub um den Helm, mit Sonne in den Augen, mit Treue in den Herzen, zu halten biedre Gefolgſchaft dem greiſen Heerkönig. Das iſt das Märchen der Zukunft!

Die Stimmen locken und mahnen.

Noch habe ich aber nicht alle Kaiſergeſchichten erzählt.

Es war einmal eine ſchreckliche Zeit*), da ſchwebten flammende Schwerter am Himmel, geſpenſtiſche Reiter auf weißen Schimmeln jagten durch die Täler um Mitternacht, da nähte die weiſe Frau im Walde an den Sterbehemden und gab keine Antwort auf die Fragen, welche man an ſie ſtellte, ſie, die über tauſend Jahre alt war, und die man Willeweiß nannte, weil ſie alles wußte, was war, was iſt und was ſein wird. Von den Grenzen des Berglandes herein ſcholl wildes Kriegslärmen und man erzählte ſich wirre Mären vom Schwedentrank und von den Spaniern. Der Dörfer waren genug angeflammt, der Morde waren genug geſchehen, der Weiber waren genug geſchändet und jetzt zeigten untrügliche Zeichen, daß Gott die Menſchen gar

*) Die Sagen aus der Peſtzeit des 17. Jahrhunderts ſind aus verſchiedenen Gegenden Tirols hier zuſammengetragen. In einer größeren Arbeit hoffe ich das Bild vervollſtändigen zu können. (Es blieb leider bei den Vorarbeiten. D. H.)

nicht mehr lieb habe, daß er noch andere Mittel wisse, ihren Zank und Kampf zu beenden.

Wohl schallten warnende Stimmen aus den Wäldern:

„Eßt Kranebittbeer und Bibernell
Kommt der Tod nicht so schnell."

Eulen setzten sich auf die Kirchturmknäufe und jammerten durch die Nacht, geheimnisvolle Leichenzüge wanderten, nur den Sonntagskindern sichtbar, zu den Friedhöfen. Und die Willeweiß war aus dem Walde verschwunden, sie, welche immer gesagt hatte, sie bleibe, bis die tausend kalten Jahre kommen. Den ewigen Juden hatte man an einem Kreuze rasten und lächeln gesehen! Er, der immer wandern mußte, rastete; er, der immer einen Fluch auf den Lippen trug, lächelte. Nun wußten die Leute auch, warum er rasten durfte, warum er lächelte, — seine Sühnezeit war zu Ende, die tausend kalten Jahre kommen, der Weltuntergang war nahe!

Gott war des langen Menschenmordens überdrüssig geworden, darum hatte er zwei ausgesandt. Der Veit, ein Knecht am Wandlhof*) im Kohlental hat sie gesehen. Von Schwend her waren sie gekommen. Ein alter Bauer mit einer Sense und ein altes Weib mit einem Rechen. Beide waren uralt, die gelbe Haut zitterte auf den Knochen hin und her, aus dem zahnlosen Munde klang keine Stimme mehr, nur mehr ein

*) Der Name ist nicht historisch.

Röcheln wie bei Sterbenden, und in den Augenhöhlen glomm kein Schein.

Das waren der Tod und die Todin; die zahlende Zeit war gekommen. Der Nähne des Veit hatte es oft erzählt: wenn des Herrn Geduld zu Ende, wenn die Willeweiß ihre Totenhemden fertig genäht, wenn Ahasver auf seiner dritten Reise um die Welt an einem Kreuzbild rasten dürfe; dann kämen der Tod und die Todin ins Kohlental, dann schreite die große Sterb durchs Land. Der Tod mäht und die Todin recht zusammen.

Veit schlug ein Kreuz, als er die beiden sah; aber sie zogen vorüber und taten ihm nichts. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, dachte sich der Veit, so bleibt mir doch noch manche Zeit, manch' gutes Werk zu tun; er stieg zur Höhle der Willeweiß in die Kaiserschrofen empor und trug die Sterbehemden der verschwundenen Waldfrau ins Tal. Als er dort ankam, hatte die Pest schon an die Türe des Wandlhofes geklopft — der Bauer lag tot am Boden und war schon schwarz im Gesicht. Die Bäuerin lehnte im Ofenwinkel und betete „Mein Jesus Barmherzigkeit" und wartete auf das Sterben. Sie brauchte nicht lange zu warten. Der Veit nahm sich nun vor, den Toten die Sterbehemden zu geben und sie christlich zu begraben, so lange der Herr ihm Zeit lasse. War aber noch ein zehnjähriges Dirnlein, das Gredei, im Hause. „Die Unschuld könnt der liebe Gott schon doch auslassen", meinte der Veit und gab dem Mädchen Brot und Aepfel, soviel es tragen konnte, und sagte ihm, es möge wandern, so-

weit es die Füße tragen und wies ihm den Weg, den Tod und Todin gekommen waren, denn er glaubte, dorthin dürften die beiden Schrecklichen doch nicht zurückkehren. Das Kind pfoste also gegen Schwend zu.

Zwei Kreuze steckten bald nebeneinander auf schwarzen, frischgeschürften Hügeln, als der Abend den Kaiser überlohte. Als Veit am nächsten Tage vor die Türe ging, sah er, daß im nächsten Hofe keine Rauchsäule aus dem Kamine stieg. Veit empfahl sich den Pestheiligen Pirminius, Rochus und Sebastianus und wanderte dorthin. Am Wege dahin schon flogen mit grellem Gekrächz die Raben auf. Der Botenmartin lag auf dem Gesichte am Boden — er war samt seiner Tragkrare auf die Steine gestürzt, so plötzlich war der Tod gekommen. Im Veitenhofe war das unselige Paar in der Nacht gekommen und war den Schlafenden mit den heißen Händen über die Gesichter gefahren. Die Toten lagen alle in den Betten und das Bettzeug zeigte rote, brandige Flecken. Also gab es Arbeit genug zu tun.

In den wilden Schlüften und Klüften des Kaisers können auch der Tod und die Todin nicht so schnell ausschreiten wie auf der Landstraße. Bis da die letzten Hirten und Sennerinnen, die Wurzelgraber und Pecher alle gefunden sind, das dauert schon eine Weile. Im Dorfe haben es die Abgesandten des Weltgerichtes einfacher, da wandern sie von Haustür zu Haustür und wischen die Segenszeichen C † M † B † mit ihren Händen weg. Als Veit nach St. Johann hinab wollte, fand er eine Wache, die nach ihm zielte, denn aus dem Kohlental war die Pest gekommen. Die St. Johanner verhin-

derten die Geiſtlichen, zu den Kranken zu kommen, die Geiſtlichen zeigten die Wegzehrung nur durchs Fenſter oder ſchoben ſie auf einem langen Backbrett den Sterbenden zu. Der Gottesdienſt wurde im Freien abgehalten. Der Veit rief den Wächtern zu, er möchte ſeine Toten im Friedhofe begraben — aber im Friedhofe war längſt kein Platz mehr. Da fiel dem Veit ein alter Spruch ein:

„Das Grab ſei nah, ſei fern,
Die Erde iſt des Herrn."

Und das muß noch ſo ſein, da ſie alle Jahre ſo viel Segen ſpendet. Sieht es nicht im Frühjahre aus, wenn der leiſe Wind über die tauſend Aehren des grünen, wankenden Kornfeldes weht, als ob der Heiland ſegnend über die ſchimmernden Wellen des Sees Genezareth ſchritte? „Die Erde iſt des Herrn", drum grub der Veit ſeine Toten nahe der Sterbeſtelle in den Boden. Kreuze zu zimmern hatte er längſt nicht mehr Zeit. So ward es Herbſt und der Totenveit hatte immer noch Arbeit.

Die Hexenlies? Ob es die verſchont hatte? Die wohnte droben unter den roten funkelnden Buchen bei einem alten Steine, in den allerlei ſeltſame Zeichen eingemeißelt waren. Dort oben, durch eine überhängende Felswand geſchützt, ſtand die übermooſte Lotterhütte der Hexe. Dort oben ſtanden giftige, grellrote Fliegenſchwämme und unter dem Fallaube lauerten braunrote Schlangen mit einem ſchwarzen Kreuz am Kopfe.

„Beſchwör deine Schlangen," rief der Totenveit der alten kropfigen Hexe zu: „Hab' mit dir zu reden!"

Die Hexe kauerte beim Steine, auf dem ein Feuer brannte und ein Topf mit einem brodelnden dampfenden Brei ſtand. Sie zog mit einer Haſelgerte einen Kreis ins Dörrlaub und murmelte einige Bannworte. Nun raſſelten die rotbraunen Schlangen aus ihren rotbraunen Verſtecken hervor und in den Kreis hinein.

„Wollt ſchauen, ob du noch lebſt. Der Tod und die Todin ſind im Land."

„Nein, leb ich, da drinnen brodelt meine Suppe!"

„So weißt du ein Mittel gegen die große Sterb?"

„Nein, für den Tod iſt kein Kraut gewachſen."

„Was kochſt du denn in dem Keſſel?"

„Habt ihrs nicht rufen gehört aus dem Walde: Kranewittbeer und Bibernell, kommt der Tod nicht ſo ſchnell?"

„Sind die beiden noch nicht zu dir gekommen?"

„Vorbeigegangen ſinds. Weiß nit wohin! Höher in Berg. Habe Kranebittſtauden aufs Feuer gelegt und einen dicken Rauch, daß ſie arg haben huſten müſſen. Ueberhaupt die Leut reden dummes Zeug. Die Willeweiß näht jetzt wo anders Sterbehemden, wo die Peſt noch nicht hingekommen iſt. Dort, wo ſie jetzt ſolche brauchen. Bei ſolchen Zeiten hat ſogar eine alte Waldfrau keine Ruh. Und daß der ewige Jud geraſtet hat; mag wohl ſein, daß es der Herrgott erlaubt hat, denn in Kriegszeiten und in Peſtjahren iſts Wandern mühſeliger als ſonſt. Und daß er gelacht hat, der alte Narr? Der hat halt glaubt, jetzt führen die Menſchen ſchon

über zwanzig Jahre Krieg! Und ſie werden ſo lang ſengen und morden, bis nur mehr wenige übrig ſind. Und die wenigen Friedloſen holt der Herr mit der Peſt heim. So meint der Graubart. Dann kommen die tauſend kalten Jahre, dann iſts mit der Menſchenwelt aus, dann iſt ſeine Wanderung vollendet und ihm iſt verziehen. Drum mag er gelacht haben!"

Die Herenlies ſtand groß da wie eine Seherin und ſagte: „Aber iſt es nicht ſo, ich weiß es."

„Alſo der Weltuntergang iſt nicht nahe?"

„Ich habe den Tod und die Todin geſehen. Hätteſt du mit deinen jungen Augen ſie ſo genau angeſchaut, wie ich mit meinen alten triefenden, dann hätteſt du auch ſehen müſſen, daß die Senſe des Todes eine Scharte hatte und daß im Rechen der Todin ein Zahn fehlte. Denk drüber nach! Mehr ſag ich dir nicht."

In dem Augenblicke war das Feuer auf dem Heidenſteine erloſchen, die Herenlies war verſchwunden, nur ein ſchwarzer Vogel flog krächzend ins Rotlaub einer Hochbuche. Der Totenveit hatte auch Zeit, vom Herenboden zu kommen, denn die Kreuzottern wurden bannfrei und raſchelten auf ihn zu.

Als er ins Tal ſtieg, fielen die erſten Flocken in die Bäume.

Der Winter war vergangen, die Peſt war noch im Lande. Die Toten konnten nicht begraben werden, weil kein Spatenſtich in die Erde drang. Der Totenveit führte alle die Leichen in einen großen Schupfen, der allein im Felde ſtand. Dort gefroren die Toten. Die

übriggebliebenen Leute aßen nun fleißig Kranewittbeer und Bibernell, drum hatten Tod und Todin harte Arbeit. Aber doch verloſchen immer mehr Herdfeuer. Im Kirchhof läutete keine Totenglocke mehr. Der Veit mußte mit ſeinem Schlitten immer weitere Wege machen . . . Einmal fuhr er an einem Bauernhofe vorbei, in dem ſelbſt die Peſt das Zitherſpiel noch nicht verſtummen gemacht hatte. Da klopften zwei übermütige Dirnen ans Fenſter und lachten den Totenveit aus. Der aber ſah einen grauen Nebel über den Zopfkronen der beiden hinſpinnen und ſagte ernſt:

„Das nächſte Mal hol' ich euch!"

Und ſo geſchah es auch.

Als es Frühjahr wurde, kam in das Herz des Veit ein leiſes Hoffen . . . Er gedachte der Herenworte und deutete ſie ſo: mit einer ſchartigen Senſe und einem ſchadhaften Rechen kann nicht alles zuſammengemäht und gerecht werden. Einmal ging er nach Schwend, um nach dem Gredei zu ſehen. Da kam er gerade recht, das Mädchen ſaß allein in der Stube, am Boden aber lagen tot der Bauer und die Bäuerin, die es aufgenommen hatten. Das Gredei ſah aber geſund aus und war groß geworden. Der Totenveit führte nun das Mädel weit hinaus ins Bayeriſche, wo er einen Vetter hatte.

Auf dieſer Wanderung kam er in glücklichere Gegenden, wo die Peſt erloſchen war und die Menſchen wieder arbeiteten. Auch von den Soldaten war die Gegend ſo ziemlich verſchont geblieben. Der Vetter nötigte den Veit einige Zeit zu bleiben. An den ſtillen

Abenden erzählte nun dieſer von allen ſeinen Begräbniſſen und Erlebniſſen. Andere Erlebniſſe als Begräbniſſe gab es im Kohlental wohl kaum. Aber nicht lange blieb der Veit beim Vetter, denn in einer Nacht träumte ihm, daß über dem Felde ſo viele Geier flögen. Er wußte nun, was er zu tun hatte: ihn riefen die Toten heim.

Die Peſt kam nun in alle Täler. Im Spertental, in Aſchau, wütete ſie beſonders. In ſolchen Zeiten vergeſſen die Menſchen ihres abgegrenzten Eigentums, vergeſſen ſogar ihren Hofnamen, ſie heißen nimmer der Hochkogler und die Wiesbacherin, ſondern der Niggler*) und die Gred'n**).

Dem Hauſe verblieb der Name des Ueberlebenden. So finden wir heute noch drinnen Hausnamen wie Niggler, Gred'n***), Petern, Sima†), Kaſpern, Hansler, Kinder. In letzterem Hauſe hatte die Peſt zwei Kinder verſchont.

Die Kohlentaler hatten an einem Taleck gegen das Brückental hin eine Peſtſäule ††) errichtet und es ſchien, als ob das mörderiſche Paar das Tal verlaſſen habe. Um dieſe Zeit kam der bayeriſche Kurfürſt ins Tal und hörte viel Gutes vom Totenveit. Ja ſogar Lieder wurden von ihm geſungen. Deshalb ſuchte der Kurfürſt den braven Totengräber auf und ſchenkte ihm

*) Nikolaus.
**) Grete.
***) Gaſthaus in Aſchau.
†) Simon.
††) Steht heute noch.

den Wandlhof und dazu das Recht, eine Herberge einzurichten — doch ſolle er auch fernerhin das chriſtliche Werk ausüben und die Toten begraben. Nun war der Totenveit Herr auf ſeinem Hofe und ſpendete den Wanderern Labung. Es kam wieder Leben ins Tal — der Totenveit aber zog noch einmal ins Bayeriſche hinaus und holte das blonde Gredei herein, damit es ſeinen Gäſten die Becher fülle. So vergingen Jahre, Geſang, Tanz und Zitherſpiel jubelten wieder im Kohlental.

Aber an der Peſtſäule betete niemand mehr. Umſo luſtiger gings beim Totwirt, ſo hieß jetzt der Wandlhof, her, obwohl der Wirt genug warnte, der Peſt nicht zu vergeſſen, und obwohl das Gredei das bravſte Dianl weitum war. Der Totenveit wußte nämlich, daß er noch Sterbehemden genug habe.

Aber was nützt gut reden, wenn der Teufel von ſteinernen Kanzeln predigt!

Da kam eines Abends, als es gar ſo luſtig beim Totwirt zuging, ein fremder vornehmer Reiter. Hei, ließ der Wein auffahren und Kuchen bringen; und je wilder die Lieder waren, deſto beſſer gefielen ſie ihm. Es war an einem Donnerstag. Als der Zeiger auf zwölf rückte, verbot der Veit den Geſang, denn am Todestage unſeres lieben Herrn Jeſu Chriſti ſoll kein Lied erſchallen. Da ſtimmte der Fremde ſelbſt ein wildes Schwedenlied an:

Wann haſt ein End, du finſtrer Wald?
Ich will ins freie Feld,
Wo lautes Knöchelrollen ſchallt:
Ein Würfeln um die Welt!

Hei, Knöchel bleich und blutig noch!
Und um die Mitternacht
Sie ſteigen aus dem Moderloch
Herauf zur Geiſterſchlacht.

Hurrah, Huſſah in wildem Trab,
Gilt gleich auf welche Brut,
Vorbei am Grab, vielleicht ins Grab,
Die Schweden ſchießen gut . . .

Da ſchlug die Uhr zwölf und der Fremde ſank vom Stuhl nieder auf den Boden. Aber das, was ihn niedergezogen hatte, war nicht der Wein, das war die — Peſt. Die Peſt, die zurückgekehrt war und von neuem zu wüten begann. Die Gäſte jenes Donnerstags konnte der Totenveit alle begraben. Nun kam eine arge Zeit. Alle Nacht hörte man das Klagvogels Schrei, von den einzelnen Höfen machten ſich die Ueberlebenden Feuerzeichen. Aber dieſe Feuerzeichen wurden immer weniger, im Kohlental wurde es wieder leerer und leerer und der Wein beim Totwirt alterte in den Fäſſern. Und der Wirt hatte immer weniger an Totenhemden. Die Rauchſäule über den Buchen der Hexenlies war auch verſchwunden — am Malſtein brannte kein Feuer mehr. Als Veit den Hexenboden betrat, fand er ſie tot am Boden liegen und um ſie herum lagen tote Schlangen. Sie hatte wohl lange Kranebittbeer und Bibernell gekocht, aber „für den Tod iſt kein Kraut gewachſen."

Sie erhielt das letzte Totenhemd der Willeweiß. Der Veit ſchaufelte die Alte am Malſtein ein und betete am Bannplatze ein Vaterunſer. Dort war wohl noch

keines gebetet worden. Jetzt lebten noch zwei Menschen im Kohlentale: er und das Gredei.

Als er durch den Steilwald abwärts stieg, begegnete er der Willeweiß, die wieder nach ihrer Höhle wollte. Also waren die tausend kalten Jahre noch n i ch t gekommen! Nun fiel dem Veit ein, daß des Todes Sense eine Scharte hatte und dem Rechen der Todin ein Zahn fehlte. Nun wußte er auch, warum. Nun begriff er auch, warum für ihn und das Gredei keine Sterbehemden mehr übrig geblieben waren — weil sie keine brauchten!

Als der Veit über die Schwelle seines Hauses trat, sah er, daß ein Schwalbenpärchen im Torbogen sich sein Nest baute.

Nun wußte der Veit, was er zu tun hatte, und er fragte das Gredei, ob es sein Weib werden wollte. Und das Gredei sagte ja.

Einige Zeit später kam vom Land die Kunde, daß die Schweden bei der Klausenkapelle ins Tirolische einbrechen wollten, jedoch nicht weiter konnten, weil die berittene Frohnleichnamsprozession *) der Westendorfer, Brixner und Kirchberger Bauern ihnen entgegenzog. Die Pferde der Schweden seien vor der Hostie in die Knie gesunken und der Schwedenzug sei umgekehrt.

Darum steht heute noch an der Kapelle geschrieben:

„Bis hierher und nicht weiter,
Kamen die schwedischen Reiter."

*) Antlaßritt bei Kirchberg. Der Schwedeneinfall ist nicht historisch.

Und nicht lange danach kam die Kunde, daß nicht bloß die große Sterb, ſondern auch der große Krieg zu Ende ſei. Und ein Kitzbüheler Bauer hatte den ewigen Juden geſehen — aber dieſer lächelte nicht mehr, denn ſeine Strafzeit dauerte noch ins Unermeßne.

Der Veit tat aber nicht mehr Tote begraben, ſondern für die Vermehrung der Lebendigen ſorgen; bald fand beim Totwirt ein fröhlicher Taufſchmaus ſtatt. Dem folgten noch mehrere, obwohl der Veit wußte, daß „für den Tod kein Kraut gewachſen ſei."

* * *

Und heute noch heißt das Wirtshaus zum Totwirt, die alte Schenkung des bayeriſchen Kurfürſten iſt noch nicht vergeſſen.

Vom Kirchdorf, der Heimat Rupert Winterſtellers, war ich durch ziemlich ſteilen Hochwald nach Gaſteig aufgeſtiegen. Die Buchen bluteten ſchon ſpätherbſtlich durch die Wälder, lichte Lärchen flammten empor. Die kraftarme Sonne hatte nicht mehr vermocht, in den Wieſen den letzten Schnee zu tilgen — ein irres Vogellied zitterte um die Peſtſäule und finſter drohend ſtand über dem Waldrücken der Steinobelisk der Mauckſpitze empor. Hier zeigt ſich der Kaiſer ganz eigentümlich. Während er ſonſt ſeine Herrlichkeiten in breiten Flanken auseinander faltet, ſticht hier ein einziges, trotziges, ſteinernes Nein mit furchtbarer Steilheit in den Himmel. Eine erſtarrte Revolution der Erdgewalt gegen die Himmelskräfte ſcheint dieſe Pyramide.

An zwei Gasthäusern wanderte ich vorbei, das Rieſenwahrzeichen des Kaiſers verſchwand hinter einem waldigen Vorberge und nun ſtand ich vor einem weißgetünchten Hauſe mit grünen Fallen*), das knapp an die Felſenwand gebaut iſt. Auf der anderen Seite der Straße liegt ein eingezäunter Fleck Garten, in dem die letzten Blumen verblüht und die letzten Früchte weggenommen waren. An der Hauswand aber ſtanden folgende Verſe:

„Als Moſes auf den Stein einſt klopfte,
Geſchahs, daß Waſſer ihm enttropfte,
Viel größer iſt das Wunder hier,
Man klopft aufs Faß und es fliſſet Bier."

Ueber dem Eingang iſt zu leſen:

„Laß die Neider neiden, und die Haſſer haſſen,
Was Gott mir gönnt, müſſen ſie mir doch laſſen.
Ich bin ein Menſch und weiß mein Ziel,
Wer mich verachtet, taugt ſelbſt nicht viel.
Viel Falſchheit iſt auf mich gericht,
Ich bin der Menſch und acht es nicht."

Links von der Tür ſtehen die Verſe:

„Vom Gaſte iſt es lobenswert,
Wenn er unſchiniert beim Tod einkehrt,
Aber wen der Tod als Gaſt ſich ſtellt,
So iſts um alle zwei gefehlt."

*) Fenſterladen.

Ich kehrte also „unschiniert" beim Tod ein, weil ich überzeugt war, daß er sich auch einmal gar nicht genieren wird, bei mir einzukehren. Drinnen saß ich in einem traulichen, mit Malereien versehenen Weinstüblein. Es waren ziemlich viele Zecher da, welche Volkslieder sangen, daß die dicken sonntäglichen Rauchwolken geradeso durcheinanderpurzelten. Ich ließ mir auch mancherlei erzählen, vom wilden Kaiser — nun, das habe ich euch schon mitgeteilt. Nur eine kurze Geschichte, die ganz und gar wahr ist, die habe ich mir auf die Letzt gespart, damit ihr euch nicht allzusehr vor dem Tod und der Todin fürchtet.

Vor einigen Jahrzehnten war es, da saß auf dem Wirtshofe zum Tod ein kleines rundliches Männlein, der Thomas. Er war ein lustiger Gesell, der einen Spaß machte, aber auch einen solchen verstand. Er scheint Anhänger der pythagoräischen Philosophie, daß die Kugel das Sinnbild der Vollkommenheit sei, gewesen zu sein, denn alles an ihm war rund oder kugelig, sein Bäuchlein, sein Kropf, seine strahlende Glatze, seine Silbertaler am Festtagsrock und seine Ehehälfte. Das sind für diesmal der Tod und die Todin, die Hausleute. Von seinem Kropf erzählte man sich, er habe einen Knäuel verschluckt — aber keinen Zwirnknäuel, sondern einen Knäuel mit lauter Schnaderhüpfeln — wenn der Totenthomas gut aufgelegt war, durfte er nur abwickeln und die lustigen Gsangeln kamen daher, eins nach dem andern. Der Kropf aber wurde deshalb nie kleiner und der Faden ging nie aus; es mußte also einer jener wundersamen, nie endenwollenden Zauberknäuel, wie ihn die saligen

Fräulein vor ihrem Scheiden den Menſchen ſpenden, in ſeinem Halſe ſtecken.

War ſo ein richtiger Alttiroler Wirt, der Totenthomas, wenn er unter der Türe ſtand. Die rundliche Glatze bedeckte eine die Formen genau wiedergebende ſchwarze Zipfelkappe, auf der Weſte ſchimmerten runde Silberſechſer, die blauen Strümpfe umſpannten rundliche Wadel und an den Bundſchuhen glänzten ſilberne Schnallen. Als er gefreit hatte, war ſein Grundſatz:

„Schön rungget, ſchön pungget,
Wie a Haſelnußkern",

und er wählte die rundliche Marie, welche große idealrunde Tiroler Knödel, die an allen Radien gleichmäßig durchgekocht waren, mit kunſtreicher Hand zu fertigen wußte. Sehr gern gab der Totwirt das Rätſel auf:

„'s erſte iſt rund, 's zweite iſt rund, 's erſte und zweite iſt rund, 's dritte iſt rund, 's erſte und 's zweite und 's dritte iſt rund — was iſt das?"

Die Auflöſung lautete: Erde, Aepfel, Erdäpfel, Knödel, Erdäpfelknödel.

Erdäpfelknödel waren es aber nicht, um welche der Tod die Marie zur Todin gemacht hat, ſondern leibhaftige Speckknödel. In dieſen waren die Speckſtücke aber nicht ſo verteilt, daß, wenn ſie Trompeter geweſen wären, der eine den anderen nicht mehr hätte blaſen hören. Die Marie aber mußte das Knödelkochen auch verſtehen, war ſie doch zu Kapfing im Zillertal geboren. Die Kapfinger tragen nämlich den Uebernamen Knödel, weil ſie ſo dauerhafte Kugeln zu formen wiſſen, daß ſie

gegen eine Hauswand geſchleudert, ſtecken bleiben. Und ſo ein „keifer" Knödel iſt was gutes — „der Kaiſer kriegt alle Tag ſolche," meinte ein hungriger Gaisbub.

Dieſe Art von Knödeln liebte der Totenthomas ſehr. Zu den Knödeln gehört aber auch ein gutes Kraut. Deshalb widmete der Tod den rundlichen Krautköpfen im Garten gegenüber dem Hauſe auch die liebevollſte Pflege und der Tag des Krauteintretens galt ihm wie ein Feiertag.

Es iſt aber auch ein Vergnügen, über wohlgepflegte Krautköpfe Heerſchau zu halten. Das glänzt ſo glatt und grünlich in der Sonne! So reinlich und forminnig ſind die Kugeln! Faſt als ſteckten die ſpäteren Geſchlechter der Totwirte ihre Glatzen aus der Erde, ſo däuchte es dem Totenthomas.

Es war im Spätherbſt — im Garten glühten die letzten grellen betrügeriſchen Farben des nahenden Todes auf. Die Aſtern prahlten mit ihren weißen, roten und blauen, runden Sonnenſcheiben, die kugeligen Georginen trugen ihr Schmalzgelb und ihr Samtrot ſtolz zur Schau und verſchiedenfarbige Glaskugeln auf hohen Stecken ſpiegelten die herbſtbunte Gegend — im Krautacker harrten die Köpfe den Tagen der Auferſtehung entgegen. Dort ſtand auch ſeelenvergnügt der Thomas und zählte ſeine Krautköpfe.

Der Herbſtabend verglühte in lohendem Purpur und langſam ſtieg zum Kaiſer nieder eine geheimnisvolle Bergnacht. In der Nacht weben die Lenkenden der Menſchen Schickſal; nur ſelten iſt es dem Sterblichen gegönnt, einzugreifen in den göttlichen Plan, denn der

Menſch denkt und Gott lenkt. Aber manchmal iſt es auch dem Menſchen erlaubt, die unſichtbaren Fäden der Schickſale zu ſchürzen in dunkeln Wundernächten. Und eine ſolche Nacht ſank über den Kaiſer.

Am nächſten Tage trat der Totwirt in den Garten und ſiehe — alle Krautköpfe waren verſchwunden! — — War es eine Geiſterhand, die ſich in der Nacht nach ihnen, einem unumſtößlichen Geſetze folgend: „Denn alles, was beſteht, iſt wert, daß es zugrunde geht," ausgeſtreckt hatte, oder war es eine räuberiſche Menſchenhand, die zu Knödel Kraut brauchte?

Das Rätſel löſte ſich dem Tod, als er ſeelenbetrübt in ſein Haus zurücktrat, denn dort ſtanden an der Wand mit ungelenken Buchſtaben die kohlendunkeln Worte geſchrieben:

„Vir den Tod iſt kein Kraud gewarn." Geiſterhände hätten ſich wohl einer andern Rechtſchreibung bedient.

Alſo, das iſt die letzte Geſchichte vom Kaiſer — ſie iſt aber wahr. Geht ſelber hin und fragt, ob es nicht ſo war. Dann grüßt mir aber den Kaiſer!

Gefehlt

Die kleinen Kinder des Wallfahrtortes Kaltenbrunn im wildbirgigen Kaunſertale waren alle in den ſteilen Anrainen dem Faggenbache zu, wo allerhand Schrofenblumen blühten: blauer Salbei, roſenrote Felſennelken, violette Bergaſtern, hellgelbe Himmelbrände und dunkelbraune Teufelskrallen. Silberblättriger Wermut, der in der Sonne ſchimmert, und dicke Hauswurz mit fleiſchroten Blüten waren zu finden. Ueber die Blumen hin gaukelte der leichtflüglige Diſtelfalter und honigmüd hing der Apollo mit gefalteten Flügeln an ſo manchem Kelche.

Heute gings den Blumen und dem Gekräut ſchlecht, denn die Dorfkinder waren drüber her, war ja doch morgen Mariakräuteltag. Da kam von jedem Bauernhof ein Kind mit einem großen Blumenbuſchen in die Kirche und legte ihn an den Stufen des Altares nieder. Vor dem Amte weihte der Prieſter die Blumen, die dann gegen Muhrbruch und Klauenſeuche, gegen Wetter und Feuersgefahr, ſowie auch gegen menſchliche Gebrechen, wie den matten Tiſel*) oder gar die Dörrſucht**) wirkſame Mittel bilden ſollten.

*) Fiebererſcheinungen.
**) Auszehrung.

Morgen iſt ja ein ganz hochheiliger Feiertag, der Tag der Himmelfahrt Mariä.

Mitten in den Fichten, von einigen Häuſern umgeben, ſieht man die Wallfahrtskirche, umſtanden von Rieſenbergen, die in ſchrecklicher Steilheit aufragen, daß man ſich nur wundern muß, daß der dunkelgrüne Mantel des Waldes ihnen nicht von den Schultern fällt.

An der rechten Bergflanke, etwa eine Stunde über der Kirche, ſtehen einige Bauernhöfe, von grünen Wieſen und gelben Gerſtenäckern umgeben, das ſind die Wieſenhöfe.

*

* *

In der Kirche knieten einige Dorfdirnen, welche Schäffer an der Seite hatten und mit dem einen entblößten, braunen, ſtarken Arme ſich am Fußboden ſtützten, während ſie mit dem andern kräftig den „Spülhuder" handhabten, denn morgen am hohen Muttergottesfeiertage mußte alles blank und ſchön ſein. Insbeſondere wegen des letzten Wunders, das der Karline der Hirtenbub Ronymus erzählt hatte.

Die Adelheid vom Schrofenbauern wollte nun das auch gleich wiſſen, und da, wenn bei den Weiberleuten ſchon auch die andern Glieder arbeiten, der Mund nicht ſtill ſtehen darf, erzählte die Geſchichte die Karline.

Der Ronymus hatte droben über den ſieben Waſſerfällen etwas gar Wunderſames gefunden. Einen Stock mit ſieben Alpenroſenblüten, die faſt ganz weiß waren. Er ſteckte ſie auf ſeinen Hut und eilte durch den ſteilen

Hochwald an den ſieben Waſſerfällen vorbei nach Nufels und von dort nach Kaltenbrunn, um die ſeltenen Blumen der Muttergottes zu bringen. Aber der Tag war gar ſo ſonnenheiß und die Alpenroſen waren ganz welk und hatten roſtige Ränder. Er traute ſich faſt nicht mehr, dieſe Blumen der Muttergottes zu bringen, legte ſie aber auf denAltartiſch, und ſiehe, die Himmelskönigin ließ den Willen fürs Werk gelten und kaum waren die Blumen am Altare, erblühten ſie ſo friſch und ſchön, als wären ſie gerade vom Strauche gebrochen. Da holte der Ronymus freilich gleich den Meßner, der die Alpenroſen in einem ſchönen Glaſe der Muttergottes vor die Füße ſtellte. Das war doch augenſcheinlich ein Wunder.

Aber die Balbina war nicht einverſtanden: „Da hat der Ronymus gar nichts guts tan. Jetzt müſſen die armen ſieben Ritter wieder ein Jahr warten."

„Ja warum denn?"

„In den ſieben Waſſerfällen, die zwiſchen Feuchten und Kaltenbrunn aufeinander aus der Fernerhöhe herabſtürzen, büßen ſieben ſchreckliche Wegelagerer und Raubritter, die Schloßherren auf der Burg Bärneck bei Kauns waren, ihre Freveltaten durch die kalte Pein. Sie ſind in die gletſcherkalten Waſſerfälle gebannt, und nur wenn an einem Sonntag um Zwölfuhrläuten mittags keine Wolke am Himmel ſteht, dürfen ſie auf eine Stunde heraus ins Sonnenlicht, ſich zu wärmen. Und als jahrhundertlanges Angedenken an die blutigen Greueltaten dieſer ſieben Ritter blühen in einem Felſenſpalt des oberſten Waſſerfalls an einem Stocke ſieben Alpenroſen. Die waren vor alten, alten Zeiten blutrot,

werden aber durch Gottes Barmherzigkeit alle Jahre heller und heller; wenn sie ganz weiß sind, sind die Ritter erlöst und ist das vergossene Blut gesühnt.

Vielleicht hätte die Sonne dies Jahr die Alpenrosen ganz weiß gemacht, und die Ritter wären erlöst gewesen und der Kaunserschloßschatz wäre zu heben gewesen — er hat eh um Johanni geblüht wie lauter Pfingstrosen. So aber müssen die sieben Ritter in den sieben Wasserfällen noch ein Jahr warten."

„Jetzt wär' der Balbine gar 's Wunder der Muttergottes nit recht! Man merkts, daß der unchristliche Wiesjaggl a Vetter von dir ist. I schlieg dir am liebsten in Spüelhuder um n' Grind.*)

„Wenn d' di traueſt," war die Antwort der viel stärkeren Balbine, „di schlag i zsamm zun an Krapfn." „Hearts auf in der Kirchen!" meinte Kathi und machte dem Streit ein Ende. — —

Das Kaltenbrunner Muttergottesbild war schon vor alter, alter Zeit in der Wald- und Birgwildnis zwischen Gestein und Gesträuch gefunden und an einer kalten Quelle verehrt worden. Im 13. Jahrhundert ansiedelte hier ein Ritter von Schenkenberg, um einen in Italien begangenen Mord zu sühnen. Er ließ eine Kapelle bauen, die aber bald durch einen Brand, der jedoch das wundersame Bild verschonte, zerstört wurde.

Neben der Kirche steht der Widum. Von seinen Fenstern hängen schwere, glührote und blutdunkle Nelken herab. Und hinter diesen Nelken war man auch mit den Vorbereitungen zu dem morgigen Feste beschäf-

*) Kopf.

tigt. Die alte, zahnluckige Häuſerin flickte die alte, verſchoſſene Muttergottesfahne, deren Seide bei der letzten Waldprozeſſion ins Wieſele, einer Einſamkirche zwiſchen Fendels und Feuchten, ein arges Loch bekomen hatte.

Der Pfarrer war auch mit einer ſolchen Flickarbeit beſchäftigt, der ſtopfte die Löcher in den Seelen, durch die das Böſe Eingang findet, mit ſeinen Worten, mit ſeiner Predigt, die er eben einſtudierte. Es ſollte eine rührende Muttergottespredigt werden morgen am hohen Feiertage.

Aus dem Nebenhauſe floſſen weiche Flötentöne in die ſonnengoldene Luft; der Schulmeiſter probte ein altes Marienlied.

Nur Einer ſchien von der ganzen frommen Abendſtimmung nichts zu merken. Dies war ein älterer Mann mit ſchneeweißem Schnurrbart, gebräuntem Geſicht, ſtarker Naſe und ſcharfblickendem Auge. Seine Kleidung beſtand aus Lodenkittel und einem mit übergroßer Lämmergeierfeder geſchmückten Filzhut, aus einer hirſchledernen Hoſe und bleichweißen Wollſtrümpfen.

Ja richtig, die Hauptſache darf man nicht vergeſſen, denn bei dem Manne gehörte das zur Kleidung: der Stutzen über der Schulter.

Die Seitenhänge des Kaunſertals ſind waldbeſtanden und ſo ſteil, daß man die überfirnten Hochgipfel vom Tale meiſt gar nicht ſieht, nur bei den ſieben Waſſerfällen ragt das gewaltige Felshorn des Schwabenkopfs vor und droht in die Tiefe.

Nicht weit davon ging der alte Jäger mit ſtarken Schritten den Bergweg empor. Ein blondes Kind, das

wohl zu einem der Berghöfe gehörte, kam ihm entgegen, erblickte ihn jedoch kaum und verſteckte ſich gleich hinter einer mächtigen, wetterbärtigen Feuchte. Dort duckte es ſich zuſammen, ſoviel es nur konnte, und zitterte und fürchtete ſich und atmete erſt befreit auf, als der Mann am Baume vorüber war. Aus ſeinem Verſtecke heraus jedoch getraute ſich die Kleine erſt, nachdem das nächſte Wegeck ihn verdeckte. Jetzt kroch ſie vorſichtig hervor und eilte, ſo ſchnell die kleinen Füßchen mittaten, manchmal über das verwirrte Wurzelwerk des Bergſteiges ſtolpernd, dem Tale zu.

Das war ja der Wiesjaggl geweſen, von dem die Bas Trine ſo viel erzählt hatte, und der nie in die Kirche ging.

Der aber war ſchon droben in der Waldgrenze, wo die Fichten nimmer mitklettern mögen und die Zirbelgratſch ſchreit. Der Schütz kümmerte ſich weniger um den Trujner (Viehſteig), an deſſen Entſtehung die Almkühe mehr arbeiteten, als die Menſchen, ſondern ſtieg über Stock und Stein durch die Almroſenraine taleinwärts. Die Alpenroſen waren da ſchon verblüht . . . weiter droben hätte er freilich tiefe Schattenkeſſel gewußt, in denen ſie gluteten wie das Blut eines Ermordeten.

Das war merkwürdig, als er bei den ſieben Waſſerfällen vorbeiſchritt, mußte er an die alte Sage von den ſieben Rittern und den ſieben Alpenroſen denken, und jetzt wieder. — — Alpenroſen — was kümmerte er ſich um Alpenroſen, ihm ſtand nach anderem der Sinn.

Der fürchterliche, grabdunkle Turm des Schwaben-

kopfes ſteht drohend da, als wolle er alle Augenblicke auf die vier armen Einwohner der Sennhütte ſtürzen, über der Verpailalpe. Die alte Sennin Roſina, die das Tal der „lâda Koga“ (dummer, langweiliger Kerl), das Paznaun, wie ſo viele andere Sennerinnen, ihre Heimat nannte, und Angélla, die Beiſennin aus dem Pitztal, molken die Kühe, welche eben in den Hag getrieben worden waren. Menegil, der Hirt, und Balthaſar, der Hüterbua aber ſaßen derweil am Hagzaun, rauchten aus ihren kurzen Nageln und läuteten mit den Füßen hundaus (ſchlenkern).

Da ging der greiſe Jäger vorbei . . .

„Jeſus, Marie und Joſef, der Wiesjaggl,“ ſchrie die Beiſennin auf und ſtieß im Schrecken mit dem Fuße den Milchemper (Eimer) um. Sie kümmerte ſich nicht weiter um die ausfließende Milch, ſondern ließ den Euter los und ſchlug ſchnell ein Kreuz.

„Dumme Kueh, kannſt nit achtgeben,“ brummte die Paznaunerin, was ihr als Antwort ein „Lâda Kog, haſt 'n Wiesjaggl nit g'ſehn?“ von der Angélla eintrug.

Richtig, jetzt ſah ihn die Paznaunerin auch, dort ſtieg er ja in der Richtung gegen das Madatſchjoch . . . ja, wenn das ſo war, dann war das Milchunglück verzeihlich, betete doch die alte Sennerin ſelber ſtill ein Stoßgebetl.

„Haſt das a ſchon gheart vom Speckbacher?“ . . . miſchte ſich Menegil, nachdem er ſeinen Nagel friſch geſtopft und in Brand geſteckt hatte, ein . . . und nun wußte ein jedes etwas zu erzählen, nur Balthaſar ſaß mit offenem Maule da und hörte zu.

Unterdeſſen warf der rote Abend ſeine Flammen auf den Felſenturm, der plötzlich wie eine Feuerſäule in den Himmel loderte. In einer moſigfeuchten Runſe blühte ein ganz junges Speikblümlein, das erſt heute ſein blaues Auge zum erſtenmal aufgemacht hatte. Darum war es auch noch ſo unerfahren und fragte ſein älteres Schweſterchen ängſtlich:

„Heut werden wir wohl verbrennen müſſen?"

„Da heroben verbrennt nichts mehr — höchſtens die Zirbel oder die Almhütten da unten, wenn ſie der Blitz trifft," lautete die Antwort des erfahreneren Schweſterchens.

„Aber ſchau, es brennen ja die Gletſcher," meinte das Blümlein wieder.

„Ach was, mit deinem dummen Geſchwätz, das wirſt du noch oft ſehen. Das iſt ja das Alpenglühen. — Hörſt du die Abendglocke von Feuchten heraufklingen? Jetzt iſt's Zeit, ſchlafen zu gehen."

Und die beiden Blumen ſchloſſen die Augen.

Die Almleute drunten beteten den Abendgruß und krochen bald ins Heu, denn ſie ſagten morgens der Sonne, daß ſie faul ſei und nicht zur rechten Zeit aufſtehen wolle; nicht umgekehrt, wie im Tale, wo die Sonne oft lange vergeblich die Menſchen mahnen muß.

Der Wiesjaggl nahm den Hut nicht vom Kopf und betete nicht, ſondern pfiff ein wildes Lied.

Er ſchritt durch eine Schutthalde, in der Schneeflecken, von Lilaeisglöckchen beſäumt, im Schatten eines wildzackigen kleinen Grates — der Madatſchkögel — den Bemühungen der Sone den ganzen Sommer hin-

durch widerſtanden. Zwiſchen dem Schwabenkopf und ſeinen ſchwarzen Wänden und dem Zackengrate hindurch führte der Weg des Jägers auf ein kleines Joch, von dem aus ſich der Blick auf den Madatſchferner und die doppelte eisumgürtete, übermächtige Watzeſpitze auftat.

Langſam verglomm und verdunkelte der Himmel. Aber die Berge hielten das Licht noch feſt und wie Feenſchlöſſer aus Roſenquarz ragten ſie ins Dunkel. Droben am dunkeln Himmel begannen Millionen weißer Berganemonen, die Sterne, ihre Blüten aufzuſchließen.

Aber die Hand der Nacht nimmt doch langſam und ſtill alles Gold von Fels und Firn, — doch ſie vergütet wieder, was ſie nahm. Nicht lange ſtanden Fels und Firn ſchimmerlos, es ſtieg der Mond, der ſein Silber auf die Kanten legte, auf denen früher das Gold lag.

Die Watzeſpitze iſt ein gar ſtolzer Bergkönig. Er trägt eine Doppelkrone und dieſe beſteht am Morgen und Abend aus Gold, in der Nacht aus Silber und bei Tage aus purem Diamant.

— — — — — — — — —

Langſam kamen die Berge aus den Morgennebeln, welche die eiſige Nacht zuſammengeſponnen hatte, hervor. Zuerſt das ſteingewordene Menetekel, das ſich aus den ſchwarzen Schrofen des Schwabenkopfs aufbaut. Dann auch der Watzeſpitz mit den felsgeſchiedenen zwei Eisteraſſen, ferner ſtieg die dunkle Verpailſpitze langſam aus dem vollen Grau und ihr folgte das Kryſtallhorn der Rofelewand.

In das Grau der Nebel ſchlich ſich ein blaſſes Gelb, das aber doch ſchon ſoviel Lichtkraft beſaß, dem erſten grauen Schneehuhn die Augen zu öffnen, daß es aus dem Moränengeſtein ſchlutternd zu kurzem Fluge empor-flatterte. Das Gelb jedoch entbrannte immer mehr und zerfaſerte das Grau langſam. In den Schwabenkopf-felſen auf der Pitztaler Seite, in deren Ritzen höchſtens noch eine frierende rotweiße Eisranunkel — Gamskröß nennt ſie der Jäger — ein beſcheidenes Plätzchen als letztes Blumenzeichen des Lebens ausfüllte, hoch über dem Steilgletſcher des Verpailferners ſtand Einer, dem ſchon das allererſte Nebelgrau die Augen aufgeſchloſſen hatte, der Wiesjaggl.

Der alte Wildſchütz wußte ein Adlerneſt und wartete nun im Steilgefels, bis der Adler ſich in die Lüfte heben werde zum erſten Morgenſonnenfluge.

Im Oſten über den aufblaſſenden Eiswellen der Oetztaler lagen noch ſchwere Dunſtſchwaden, in die ſich langſam das Gelbrot der ſteigenden Sonne einſchlich. Aber das trübe Gelb wurde dunkler und dunkler und wandelte ſich zu einem grauverſchleierten Purpur und endlich ſtieg die Sonne.

Sie hatte keine Strahlen. Sie ſendete nicht den blanken Schein aus, der das Leben ſpendet. Sie hatte keine Gnaden. Sie ſchien wie eine blutrote rieſengroße Hoſtie, deren Blut in den Himmel, in die Nebel, in die Firne floß. Dieſer Hoſtie fehlt der reine Schein des göttlichen Lichtes, fehlt die Kraft der Erlöſung.

Aber kaum war die Sonne ganz über den Firnen-rand emporgeſtiegen — es mußte ſchon Sonnenblut in

den felsverſteckten Horſt gefallen ſein — da rauſchte es an der noch mattbegluteten Wand mächtig auf und ein großer dunkler Adler ſchwebte mit weiten Schwingen aufwärts.

Nun ſtand die Sonne gerade hinter ihm und es war, als hätte der Adler eine blutige Gloriole, die ihn umloderte.

Der Wiesjaggl hatte die Büchſe an der Wange und der Schuß krachte hinaus in den Morgenfrieden, daß die Schneehühner erſchreckt aufhuſchten und die Jochfinken ängſtlich piepten.

Aber der Adler ſchwebte ruhig vor der Sonne.

Gefehlt!

Vom Felſen her ertönte ein gräßlicher Schrei: „Es iſt aus!“ — und der Stutzen fiel über die Felſen hinab. Er ſchlug nicht auf, vor er nicht auf dem Steilgletſcher aufprallte, über den er dann hinabſchoß, um in einer blauen Gletſcherſpalte zu verſchwinden.

Aber der alte Mann wäre bald ſeinem Gewehre, das ihn ſo viele Jahre begleitet hatte, gefolgt, denn in ſeinem Schrecken hatte er ganz vergeſſen, wo er ſtand, und ſtreckte beide Arme in die Luft, ſo daß er ſicher den Halt verloren hätte, wenn nicht die ſchnell wiederkehrende Beſinnung durch einen ſchnellen und kühnen Schutzgriff den Jäger vor dem ſchrecklichen Abſturz bewahrt hätte.

„Es iſt aus! — Es iſt aus! — Es iſt aus!“ ſchrie der alte Mann wie wahnſinnig und die ſchwarzen Wände gaben eine dumpfe Antwort zurück.

Er war nicht mehr derſelbe, er hatte g e f e h l t.

Ruhig hing der ſchwarze Adler im Himmel und der Greis ſchaute mit weiten, fragenden, ſchrecklichen Augen auf den Vogel, wie wenn das alles nicht möglich, wie wenn es ein Traum wäre.

Er hatte den Adler gefehlt!

Die Sonne warf dem Schützen ihren Blutſchein ins Auge, ſo daß er es geblendet ſchloß . . . Und als er den Adler nicht mehr ſah, meinte er wieder, das könne nicht wahr ſein und der Aar müſſe drunten am Firnfelde liegen und ſein rotes Blut müſſe über das weiße Eis ſtrömen . . . Der Mann öffnete die Lider wieder und er ſah den Adler noch immer an der ſelben Stelle ruhig fittigen.

Es war alſo aus!

Ja, ſicher, denn es hatte ihm ſogar den Stutzen entriſſen, den er ſeit einem halben Jahrhundert in die Höhe getragen hatte. Dann war ja alles aus: Schützenfreude, Bergfreiheit, ſeine Macht war aus, dann war ja ſein Leben auch aus.

„Es iſt aus!“ ſchrie er noch einmal und rannte, als würde er verfolgt, über die finſteren Schrofen hinab. Der ſtutzenloſe Schütze achtete nicht auf die Sicherheit der Tritte, er vertraute ſeinen Fuß haltloſen Schuttbändern, die unter ihm zur Tiefe bröckelten, an, ſuchte wahllos ſeinen Griff an Steinen, von denen mancher donnernd auf das Firnfeld ſprang, er ſah nicht, daß da unten ein großes weißes Leichentuch ausgebreitet war, das glänzende Firneis, bereit ihn aufzunehmen.

Und dabei ſchrie er fortwährend: „Es iſt aus!“

Aber die Tiefe wollte den Raſenden noch nicht. Es

war, als ob unſichtbare ſtarke Hände die Platten hielten, auf die ſein Fuß trat, als ob ſie die Steine in den Niſchen feſteten, die ſeine Hand ergriff, und erſt nachdem ſie ihm Halt geboten, ſauſten die Trümmer widerhallend nieder.

Ein Sprung von einer Felſenbank und der wahnwitzige Kletterer ſtand gerettet am Jocheiſe.

Drüben am Watzeſpitz brach von dem oberen Hängegletſcher eine gewaltige Eiswächte los und donnerte zerſplitternd auf den unteren Firnpanzer hinab. Kleine Eisſtücke umflogen den auf dem Madatſchjoche ſitzenden Jäger, der jetzt ſtarr ins Weite blickte, als wollte er Abſchied nehmen von aller Bergſchönheit . . .

„'S letzte Gricht", ſagte der Alte leiſe.

Dann ſetzte er ſich auf der Moräne nieder und ſtützte den Kopf in ſeine Hände und dachte an alte, alte Zeiten zurück . . . als Vater und Muter noch lebten, als der Hof noch ihm gehörte, als er die Büchſe noch nicht kannte, die heute in die Fernerkluft gefallen war, die ſein ganzes Glück und ſein ganzes Elend war.

— — — — — — — — —

Wie er das erſtemal auf der Gemsjagd war als ſechszehnjähriger Burſch! Grad da beim Schwabenkopf wars, aber damals kümmerte er ſich auch noch um Edelrauten, Speik und Gamskröß, weil er dieſe für die Roſalia, die Beiſennerin in der Verpailalm, brauchte.

„Heut werſt's bald knallen hör'n, wenn mein' erſte Gams fallt", hatte er zu Roſalia geſagt, „ſchnellen werds, daß der ganze Berg wiederhallt. Nachher denkſt dir, das iſt 'n Jaggl ſein' erſte Gams und der Jaggl

ſchaugt nur wo um a paar Blüemln für ſei Sali, nacher kommt er zu Thaje.“ (Alphütte.)

Im Geſchröf der Watzeſpitze war es lebendig geweſen, als ob der Gemſenkönig Geburtstag hätte und die ganzen Gemſen der Umgebung glückwünſchen kämen ... Der Nähne (Großvater) hats oft genug am grünen Ofen erzählt, daß der Gemſenkönig an dem oberen nur ihm zugänglichen Ferner zwiſchen den beiden Gipfeln der Watzeſpitze ſein Silberſchloß habe. Der Gemſenkönig trägt ſtatt einer Krone große, ſilberne Krückeln, und wer die gewinnt, der ſieht alles Silber, das in der Erde verborgen iſt, durch die Erdſchichten leuchten und braucht nur dort nachzugraben, wo der Silberglanz aufflimmert.

Ein Venedigermannl hat einmal ein ſolches abgeſtoßenes Horn gefunden und ſah den Bergkopf über dem Piller ſilbern aufleuchten. Es ging dorthin und grub alles Silber aus der Erde. Seitdem hat der Berg den Namen: Venet.

Erlegen aber kann den Gemſenkönig nur der, welcher ihn ſtellen kann. Es gibt uralte Zauberbücher, in denen dieſe ſchwierige Kunſt mit vielen andern enthalten iſt. Der Schwarzbarber*) im Pitztal beſitzt ein ſolches.

O wie hatte er als kleiner Bub auf die alten Märchen des Großvaters großäugig gelauſcht und in ſeiner Kinderſeele reifte der Wunſch, nur einmal auf die Gemſenjagd gehen zu dürfen.

Dieſer Wunſch war alſo in Erfüllung gegangen ...

*) Sagen- und Märchengeſtalt Tirols (Meiſterdieb).

die Gemſen zogen durch die Felſen und Kare und über den leuchtenden Firn und der Stutzen knallte und weckte der Berge murrenden Wiederhall, aber keine Gemſe fiel.

Und drunten, hatte er ſich gedacht, wird die Sali die Schüſſe zählen und ihn auslachen, daß die weißen Zähne blitzen, wenn er keine Gemſe bringt: — — „Teufel!"

Da ſtand plötzlich ein Wildſchütz vor ihm und zeigte ihm ſeine Gemſe, welche eben über den Plang-gerosferner hinabſprang, aber auf einmal im Laufe anhielt und ruhig ſtehen blieb. „Jetzt ſchieß," ſagte der Jäger kurz. Ihm ſchien die Schußweite viel zu groß zu ſein, jedoch da die Gemſe gar ſo ruhig ſtand, ſchoß er doch — und — ſiehe die Gemſe lag im Blute am Firneis. Der fremde Jäger ſagte noch: „Wenn man ſtellen kann, iſt das Gamsſchießen nicht ſchwer" und ſtieg in einen ſchwarzen Abgrund.

Seitdem ging es ihm in Birg und Tal ſchlecht, ſeine Eltern ſtarben, er übernahm das Anweſen, aber Haus und Acker verfiel, weil er es nicht in Stand hielt und entweder im Wirtshaus trank und Karten ſpielte oder hoch oben in der Bergjagd war. Jedoch es ſchien ſein Rohr verzaubert zu ſein, nicht ein armſeliges Murmeltier fiel ihm, von den Gemſen gar nicht zu reden. Und die Sali hätte ſo gern einen Tegel*) voll von heilkräftigem Urumentelſchmalz**) gehabt.

„Ich ſags dem Naſſereiner Leonhard, der iſt ein beſſerer Schütz wie du, der weiß ſchon eh, daß die Luft Löcher genug hat, und ſchießt keine neuen hinein", lachte

*) Tiegel.
**) Murmeltierfett.

die Sali, „die eine Gemſe, die du geſchoſſen haſt, die war ſtockblind, ſonſt wär die dir auch davon geſprungen. Der Naſſereiner Leonhard wird mir mein Hafele ſchon füllen.“

Am nächſten Tage nach dieſen Worten ſtieg er über das Wallfahrerjöchl*) ins Pitztal, wo der Schwarzbarber, ein gefürchteter Robler, Wildſchütz und Zauberer wohnte. Den wollte er aufſuchen, denn er wollte ein Zauberbuch bekommen oder wenigſtens das Stellen lernen.

Der Zauberer ſtieg nun mit ihm zum Rifflſee hinauf und es dauerte nicht lange, ſatzte**) eine Gemſe über den Firn.

„Jetzt ſtelle ich ſie,“ ſagte der Schwarzbarber.

Und die Gemſe ſtand, als wäre ſie zu Stein geworden.

„Und jetzt ſchau!“

Der Schwarzbarber hatte ſeinen Lodenrock ausgezogen und ließ ihn durch den linken Aermel ſchauen und da ſah er, wie der Teufel die arme Gemſe an den Hörnern feſthielt.

„Wenn du ein Zauberbuch haben willſt“, meinte der Schwarzbarber, „mußt du den Herrn alles Zaubers ſelber beſchwören. Du mußt dich die Nacht in der Kirche einſperren laſſen und am Kreuzgange einen Kreis ziehen. Wenn die Glocke Mitternacht ſchlägt, mußt du in den Kreis treten und darfſt ihn nicht mehr verlaſſen und

*) Uebergang ins Pitztal.

**) ſprang.

darfſt dich nicht fürchten und darfſt kein Wort ſagen, was immer auch kommen mag."

* * *

„Hätt' ich meinen Eltern g'folgt," ſchrie der Greis am Firnjoch, um das ein kalter Eiswind pfiff, geängſtigt durch alle dieſe Bilder, die durch ſeine Seele zogen, auf. Dann dachte er an die fürchterliche Nacht in der Kirche zurück. Kaum hatte es zwölf Uhr geſchlagen, raſte ein feuriges Geſpann, das ihn zu überfahren drohte, heran, aber er wich nicht; dann kam ein altes Weib mit einem ſchweren Ruckkorb herangehumpelt und fragte ihn, ob er keinen Wagen geſehen habe, ſie möchte ihren Ruckkorb auflegen, da ſie ihn nicht mehr ertrage. Aber er gab keine Antwort. Dann brach die Alte unter ihrer ſchweren Bur*) zuſammen und bat ihn flehentlich, er möchte ihr doch aufhelfen. Er aber ſagte nichts und blieb im Kreiſe. Es dauerte nicht lange, ſchwankte ein ſchweres, von feurigen, wilden Roſſen gezogenes Heufuder gerade auf ihn zu und drohte ihn zu erdrücken. Doch er verließ ſeinen Platz nicht, worauf das Heufuder in Luft, die es geweſen war, zerſtob. Schon glaubte er, es ſeien jetzt die Schreckniſſe zu Ende, da ſchaute er zufällig über ſich und ſah, daß gerade über ſeinem Haupte an einem ſchwachen Bindfaden ein Mühlſtein hing. Auch dieſer plötzliche Schrecken trieb ihn nicht aus dem Zauberkreiſe. Jedoch was er jetzt ſah, machte ihn zittern und erblaſſen: Seine beiden toten Eltern kamen herangewankt und

*) Bürde.

hatten Tränen in den Augen und falteten und hoben die Hände und knieten nieder und ſagten ſchluchzend: „Tu's nit!“

Aber er ſchwieg.

Da wurde es purpurrot um ihn, eine Feuerkugel flog in den Kreis, und als die Flammen ſich teilten, ſtand der fremde Jäger vom Watzeſpitz vor ihm und hatte das von einer Kette umſchlungene Zauberbuch in den Händen.

„Biſt du doch gekommen?“

„Gib mir dein Buch, daß i die Gamſen ſtellen lern'.“

„Das Buch kriegt niemand umſonſt.“

„Was koſtets?“

„Die Seel.“

„Was, die ewige, unſterbliche Seel? . . . da kannſt dein Buch b'halten.“

Schon wollte er — er hörte durch die Flammen die Eltern immer deutlicher rufen „tu's nit“ — aus dem Kreiſe ſpringen, aber der Jäger hielt ihn feſt.

„Ich will dir noch etwas ſagen . . . ich krieg deine Seel nur unter einer Bedingung . . .

Als es Eins ſchlug, verſchwand der fremde Jäger — er aber hatte das Zauberbuch in der Hand.

* * *

Wirr ſtiegen die Bilder in der Seele des alten Mannes auf. Die Roſalia hatte ihr Hafele bald voll Urumentelſchmalz, aber nicht bloß Murmeltiere fielen ſeinem Rohre zum Opfer, ſondern auch Gemſen, Stein-

böcke und Geier . . . und ſo mancher Förſter hatte es erfahren müſſen, daß dieſer Stutzen nicht fehle. Auch der Naſſereiner Leonhard mußte daran glauben, als er oben in einem Kar auf der Murmeltierjagd mit ihm zuſammentraf.

„Du füllſt der Sali 's Glas nimmer", riefs, und gleich darauf krachte ein Schuß. Am nächſten Tage kreiſten die Geier über dem Kare.

Aber als er der Roſalia das Murmeltierfett brachte, wollte ſie es nicht, ſie wollte mit dem blutbefleckten Menſchen überhaupt nichts mehr zu tun haben und war an einem Frühmorgen von der Verpeilalm verſchwunden. Er hatte ſie nie wieder geſehen. Sie war wohl auch ſchon — unten.

*

* *

Ja und wie war's damals im Advent. Er wollte nicht bloß der beſte Wildſchütz ſein, ſondern auch der beſte Raufer. Um im Robeln unbeſieglich zu ſein, muß man ſich eine Hoſtie, eine große, wie ſie der Prieſter am Altare hat, in das Knie nähen. Es war ein ſchneeſtöbernder Dezembermorgen, an dem er ſich hinter dem dunkelnden Altare verſteckte und wartete, bis der Pfarrer das goldene Amt*) las. Die Kirche war gedrängt voller Leute. Während der Prieſter die Meſſe las, zog er ſich die Stiefel aus, und als die Wandlungsglöcklein erſchallten und der Prieſter die Hoſtie emporhob, trat er aus dem Dunkel hervor, riß dem Geiſtlichen den Leib des

*) Rorate.

Herrn aus den Händen und mußte, da die Kirche so überfüllt war, über die Köpfe der Beter hin, aus der dämmernden Kirche fliehen. Die Hostie nähte er sich ins Bein und war seither auch der gefürchtetste Raufer ringsum.

*

* *

Einmal hatte er sogar ins baierische Gebiet hinüber-gewildert und die Förster waren schon hart hinter ihm, er sah schon gar keinen Ausweg mehr und verwandelte sich deshalb in einen Baumstrunk. Kaum war dies geschehen, kamen auch schon die Verfolger an diesen Platz und einer derselben setzte sich auf den Strunk und begann auf ihm Tabak zu schneiden. Das Messer, das in seinen Rücken drang, tat ihm sehr weh, und der Mann auf der Firnschneide glaubte den Schmerz heute noch zu fühlen.

Ein anderes Mal hatte er die Förster gestellt, daß sie sich nicht rühren konnten und ruhig zusehen mußten, wie er die geschossene Gemse auf den Rücken lud und ein Trutzlied pfeifend an ihnen vorbeischritt.

Einmal war er mit dem Schwarzbarber ins Engadin hinüber gezogen und sie kamen in eine alleinstehende Almhütte, in der ein Senner und ein Hüterbub waren und baten um ein Nachtlager, welches ihnen auch bereitwillig gewährt wurde. Aber der Alte war ein schlauer Fuchs, er hatte es längst heraußen, daß die beiden Wilderer waren, und wollte sich auch einmal ein ordentliches Stück Geld verdienen. Nur deshalb hatte er das Nacht-

lager gewährt. Als er nun merkte, daß die beiden ſchliefen, machte er ſich ſchnell auf die Socken und holte die Förſter, die beim Morgengrauen die Almhütte umſtellten. Als die zwei am Morgen erwachten, ſahen ſie ſich gefangen und hörten den Zuruf der Förſter, ſie ſollten ſich gutwillig ergeben, ſonſt ſei es „Mathäi am Letzten"*) Aber ſie erwiderten: „Schießt nur ihr zuerſt, dann ſchießen wir." Durch dieſen Mut verblüfft, berieten die Jäger, und das kleine Hirtenbübel bat ſie um Schonung, während der Alte, der ſich ſchon im Beſitze des Fanggeldes ſah, die Förſter an ihre Pflicht erinnerte. Die Kugeln der Jäger gingen alle fehl. Darauf aber ſchoſſen der Schwarzbarber und er alle nieder — den alten Verräter auch — nur das Bübel, das für ſie gebeten hatte, verſchonten ſie.

Dieſer Morgen kam ihm heute ſo blutentſetzlich vor und früher hatte er geprahlt damit, ebenſo wie mit ſeinem Speckbacherſtückel.

Den hatte er unſichtbar gemacht und befahl ihm gleim**) neben ihm, der einen krachenden Karren ſchob, zu gehen, damit die Feinde ſeinen Schritt nicht hörten. So brachte er den Schützenmajor durch das feindliche Lager am hellen Tage, ohne daß die Soldaten etwas gemerkt hätten, und geleitete ihn nach Hall.

Und einmal, als er wieder von den Förſtern verfolgt wurde und plötzlich vor einer Felswand ſtand und keinen Ausweg mehr wußte, zwang er den uralten, graubärtigen Klammann, der ſeit Ewigkeitsgedenken hier

*) Zu Ende.
**) nahe.

wohnte, den Felſen auseinander zu reißen und entfloh durch die Kluft. Als er wieder im Freien war und die Verfolger mitten in der Kluft ſtaken, zwang er den Klammann, der es nicht tun wollte, den Felſen wieder zu ſchließen. Die Felſen erdrückten die Verfolger, die heute noch im Steine eingeſchloſſen ſind.

Da kam dem Manne am Grat eine ſeltſame Frage zu Sinn: Könnte Gott mit ſo einem Menſchen Mitleid haben?

Gott? An den hatte er ja ein halbes Jahrhundert nicht mehr gedacht und dafür über dreizehnhundert Gams geſchoſſen, desgleichen auch viel Reh und Haſen *).

Daß er heute an Gott denken mußte, von dem er eigentlich gar nicht mehr wußte, was er ſei . . .

Das war deswegen, weil . . .

* * *

Einmal war er ja auch mitleidig geweſen. Damals, als er eine Gemſe in das fürchterlichſte Geſchröf des „alten Mannes" verfolgte. Doch er ſelber kam im Steilgefels nimmer weiter, darum bannte er die Gemſe. Da ſah er, daß dem geängſtigten Tiere blutige Tränen in den Augen ſtanden . . . und er ſchoß nicht, er löſte den Bann und ſchonte das Tier . . . Als er einige Wochen

*) Im Kaltenbrunner Friedhof fand Zingerle noch am Grabe des Wiesjaggl die Verſe

Hier ruht ein Wildſchütz unverdroſſen,
Hat über 1300 Gams geſchoſſen,
Desgleichen auch viel Reh und Haſen
Und vertut dabei ſein eigen Waſen. (Anweſen.)

ſpäter im Oetztale in ein Wirtshaus kam, trug ihm die Wirtstochter das Beſte auf, was ſie im Hauſe hatte, und nahm, als es zum Zahlen kam und er fortgehen wollte, um keinen Preis ein Geld an. Er befragte ſie um den Grund und erhielt zur Antwort: „Du haſt mich damals am „alten Mann“ auch nicht erſchoſſen, als ich mich durch Hexerei in eine Gemſe verwandelt hatte. Du haſt mir mein Leben gerettet und ich hab noch am ſelben Tag den heiligen Namen Jeſu in mein Zauberbuch geſchrieben und bin nie mehr zum Hexentanz am Hundsſchrofen*) oder am Hexenkopf**) geflogen.

Da hatte er ein Leben und eine Seele gerettet, die wird wohl bitten für ihn vor Gottes Thron.

* * *

Jetzt ſtieg wieder ein ſchreckliches Bild in der Seele des alten Mannes auf, der da droben am Firnrand ſeine Generalbeichte vor ſich ſelber hielt. Aber das fühlte er in ſich, er war kein Prieſter, der löſen konnte:

Das ſchreckliche Bild war der Totenkopf und der Kugelmodel.

Früher hatte er darüber gelacht, aber heute kam ihm alles ſo ſchrecklich vor, ſo ganz anders als früher: — das Blutkugeln gießen. Mit der Blutkugel braucht man bloß in der Richtung nach dem Tiere zu zielen, dann muß dieſes fallen, denn die Kugel will Blut und fliegt von ſelber ſeiner Quelle zu. In achtundvierzig Stunden aber müſſen die Kugeln aus dem Laufe ſein, ſonſt wird die

*) Hexentanzplatz zwiſchen Ried und Fendels.

**) Hexentanzplatz.

Sehnſucht nach dem Blute ſo groß, daß die Kugel aus der Röhre ſpringt und ſich ihr Blut aus der Bruſt des Schützen holt. Wie oft hatte er die ſichern Kugeln aus dem Totenſchädel eines von ihm erſchoſſenen Förſters gegoſſen! Man mußte das glühende Blei beim einen Auge hineinſchütten und dann aus dem andern in den Kugelmodel herausfließen laſſen, dann waren die Kugeln treffſicher. Heute aber hätte er den Schädel des von ihm Gemordeten nicht in die Hand nehmen können.

Und warum nicht? . . . ja weil heute . . .

* * *

Richtig . . . er war ja noch einmal mitleidig geweſen mit vielen, vielen Menſchen. Das war damals bei der Annenprozeſſion . . .

Das war ſo geweſen. Am Annatag ziehen die Dörfler der Umgebung zur Einſamkirche Wieſele zwiſchen Fendels und Feuchten im tiefſten Walde. Durchs grüne Geäſt der Fichten ſtreifen die roten, blauen und gelben Kirchenfahnen. Und alte, fromme Lieder klingen durch die Wipfel, in denen die Tannenmeiſen ihren gewöhnlichen Gottesdienſt halten.

Damals ſtand er hoch an den Abhängen des Ochſenkopfes,*) die von Alpenroſen erglühten, ſah die Prozeſſion herankommen und bannte ſie, ſodaß ſie keinen Schritt mehr weiter konnte. Nun begannen die Geiſtlichen ihre lateiniſchen Gebete und er droben konnte ſeine Zauberſprüche nun wohl herſagen, aber ſie fruchteten nichts, denn das Gebet der andern machte ihre Wirkung

*) Mathonkopf.

zunichte. So lang gebetet wird, kann der Zauber weder ſchaden noch helfen. Er hatte damals nur einen Spaß machen wollen und ſah jetzt mit Beſorgnis, wie die Morgenſonne immer tiefer vom Berge in den Wald hineinſchritt. Jetzt mußte er den Bann löſen, denn ſowie der Sonnenſtrahl einen Menſchenkopf trifft, fällt der Menſch um und iſt tot. Die ganze Prozeſſion ſtand vor dem Tode, der ſich ſchon freute, ſo viele Menſchen auf einmal zu bekommen. Schon ſtreifte der erſte Sonnenſtrahl das vergoldete Kreuz einer Kirchenfahne, da ſetzten zum Glück die Geiſtlichen eine zeitlang mit ihrem Pſalmieren aus und er konnte die Löſungsworte ſprechen und die Prozeſſion war gerettet.

* * *

Dieſe Leute und der Speckbacher und das verſchonte Engadiner Hirtenbübel und die Oetztaler Wirtstochter, die werden wohl bitten für ihn vor Gottes Thron.

Aber die paar Seelen kommen gar nicht vor Gottes Thron, da ſteht ganz zuvörderſt der Naſſereiner Leonhard mit der blutigen Stirn und verklagt ihn des Meuchelmordes, da ſind die vielen ermordeten Förſter und Jagdgehilfen, die in der Klamm im Steine eingeſchloſſen worden waren, die aus den Vinſchgauer Goldſeen,*) deren Leichen er ins Waſſer geworfen hatte, die von der Engadiner Alpenhütte mit dem alten Senner, ja ſogar die Serfauſer Wetterher, die ihm einmal auf einem Jagdzuge ein ſchreckliches Hagelwetter bei der Furgl**)

*) Bei Graun.
**) Uebergang ins Paznaun.

gemacht hatte, ist da und verklagt ihn des Mordes, denn er hatte sein Messer in die schauerlichen Wetterwolken geworfen, obwohl er gut gewußt hatte, daß dieses der Wettermacherin ins Herz dringen werde.

Aber die Prozession — das waren doch viele Menschen, denen er damals das Leben gerettet hatte . . .

Ja, die hatten nichts zu bitten für ihn. Er hatte ja damals gar nichts Gutes getan, er hatte nur nichts Böses getan. Er hatte nur ein Unrecht wieder gut gemacht.

Das was er für seine guten Taten hielt, lag darin, daß er die bösen nicht ausführte.

So wars bei dem Oetztalermädel und beim Hirtenbübel. Die sind nicht gekommen, um für ihn zu bitten.

Dafür aber stehen tausende von Tieren mit unschuldigen Augen da und alle diese Tiere haben eine Stimme und alle sagen: Mörder.

Nun fiel dem alten Manne die Ewigkeit ein, von der vor langer, langer Zeit der greise Pfarrer immer gepredigt hatte, die viel schrecklicher ist als die Hochwildnis daheroben.

Was da Felsen ist, ist drüben hochauflohende Flammen, was Gletscherströme sind, ist drüben kochende Glut, in der Millionen Menschen leiden. Aber ärger als die Glut quälte etwas anderes.

Das, wovon Großvater erzählt hatte. Wie ihm nur heute alles das zu Sinn kam?

Der Nähne hatte erzählt: Durch die ganze brennende Hölle erschallen die dumpfen Schläge der glühen-

den Höllenuhr, deren Zeiger, zwei Flammen, immer an derſelben Stelle bleiben, da es in der Ewigkeit keine Zeit gibt. Aber jeder Verdammte ſieht die Stunde, die ſie zeigen, anders, jeder ſieht die Stunde, in welcher er verſtorben iſt, und er mag noch ſo oft hinblicken auf das glühende Zifferblatt, die Uhr zeigt immer noch die Todesſtunde, die ihm ſagt: „Du biſt eben geſtorben, noch iſt kein Augenblick verbüßt.“ Und dazu klingen die Schläge der Höllenuhr: Immer-nimmer, immer-nimmer, immer-nimmer und die Uhr bleibt nicht ſtehen in Ewigkeit.

Das quält die Verdammten am meiſten, hat der Nähne geſagt.

Warum ihm heute das alles einfiel?

Weil heute alles aus war.

* * *

Denn der Herr des Dunkels hatte ihm damals geſagt: „Wenn deine Blutkugel einmal f e h l t, dann iſt die Zeit um, in der ich dir dienſtbar bin mit meinem Zauber. Dann iſt aber auch deine Zeit um, nur wenige Tage ſind dir noch vergönnt zu leben. Biſt du in dieſer Stunde noch ſo gut geblieben, daß der, welcher über mir ſteht, dir verzeihen kann, dir ſeine Barmherzigkeit noch zukommen läßt, dann biſt du gerettet, dann habe ich keinen Teil an dir, . . . wenn dich aber Gott verſtößt, dann biſt du mein.“ —

Und heute war die erſte Blutkugel aus dem Rohre gedrungen, die ihr Ziel nicht gefunden hatte, der ſchwarze

Adler war nicht aus der Morgenhöhe gefallen — die Zeit war um, es war aus.

„Ich will zu Gott! Ich will Gott fragen!“ ſchrie der Greis und ſprang auf am Firnrande und raſte toll über den Ferner hinab, ſo daß er den Hut verlor. Dann ſprang er auf die Moräne und eilte durch das trümmerüberſäete Kar an den Madatſchkögeln vorbei, dann ſtolperte er über die Alpenroſenhügel des Steilraines . . .

— — — — — — — — — —

Aus dem Tale dröhnten die Pöller und die Almleute knieten vor der Verpailhütte, um eines mit Glockenklingen und Kirchenliedern und Pöllerknall zugleich aus der Tiefe aufſteigenden Segens teilhaftig zu werden. Und wie ſie ſo beteten: „Herr vergib uns unſre Schuld“, ſchrie plötzlich eine Stimme darein: „Ich will zu Gott!“

„Jeſus, Maria und Joſef, der Wiesjaggl!“ ſagte die Beiſennin und bekreuzte ſich, als ſie den mit fliegendem Weißhaar vorbeirennenden Greis ſah, der bald im Hochwalde verſchwand.

— — — — — — — — — —

Schwerer blauer Weihrauchdunſt lagerte in der engen Kirche und dämpfte den Kerzenſchein, ſowie den Goldglanz der Heiligen und des Altares. Die Weihebuſchen lagen, da ſie am Hauptaltare im Wege gelegen wären, an den Stufen eines Seitenaltares, der auch eine Muttergottesſtatue trug. Die Blumenkönigin ſchaute auf die Alpenblüten nieder, um ſie noch zu ſegnen, bevor ſie auf Roſenwolken in den Himmel ſchwebt, wo die Blumen niemals welken.

Der Pfarrer hatte eine ſchöne Marienpredigt gehalten und auch der wunderſamen, neuerblühten Alpenroſen nicht vergeſſen.

Dreimal erklangen die Glöcklein der rotweißgekleideten Miniſtrantenbuben und deren Kinderſtimmen drangen hell durch den Orgelbraus: „Sanctus, sanctus, sanctus!“

Ganz vorn, in der erſten Bank hinter den Kindern, knien die Karoline, Balbine, die Adelheid und die Kathi mit Flitterkränzen im Haare — ſie hatten beim Umgang die Muttergottesſtatue tragen dürfen.

Als das Sanctus verklang, wurde die Kirchtür aufgeriſſen, und ein funkelnder Sonnenſtrahl floß hell in die Kirche. Krachend ſchlug die ſchwere Kirchentür zu, die Leute ſchauten um, und obwohl der Ankömmling ſich ſchnell und ſcheu hinter einer Stützſäule des Emporiums verſteckte, war er doch ſchon von einigen Kirchenbeſuchern geſehen und erkannt worden.

Ein Wort ging ſcheu durch den blauen Kirchenraum von Mund zu Mund:

„Der Wiesjaggl iſt in der Kirchen.“

Und das Wort kam auch zu den erſten Betſtühlen und die Karline ſagte zur Balbine: „Dein Vetter, der Wiesjaggl iſt in der Kirchen.“

„Der Wiesjaggl“, entfuhr es faſt laut dem Munde der Balbine.

Das Wort hörten die Miniſtrantenbuben und flüſterten es ſich zu und der Pfarrer hörte es und ſtockte im Gebete.

Was mochte denn die Urſache ſein, daß der Wies-

jaggl in die Kirche kam? Das war ja ein reines Wunder. O heilige Maria, vor du in den Himmel fährst, tue du auch noch ein Wunder, dachte oder betete der Herr Pfarrer, bevor er in seinem Texte fortfuhr.

Der da hinten aber barg sich, soviel er konnte, im Schatten der Säule.

Nun erschallten aufs neue die Glocken, die Ministranten knieten nebeneinander in die Mitte der Altarstufen und hoben das goldgestickte Meßkleid empor.

So war es auch damals gewesen, als der Mann hinter der Säule dem Priester beim goldenen Amte die Wandlungshostie aus der Hand riß. Seitdem war er nie mehr in der Kirche gewesen.

Der Greis hinter der Säule neigte sich vor und blickte mit weitem, starren Auge zum Altare, denn der Anblick der Hostie, des Gottesleibes mußte ihm Gnade geben, wenn Gott noch Barmherzigkeit üben könnte, wenn es noch nicht zu spät war.

Der Priester hob die Hostie.

Grad so wie die Sonne am Morgen, hatte sie keine Gnade, grad so war sie blutrot.

Dem Priester fiel vor Schrecken die Hostie aus der Hand auf den Boden, denn ein entsetzlicher Schrei gellte aus dem Hintergrunde der Kirche:

„Die Hostie ist voll Blut. Spar' dir's Weiterlesen, Pfaff, ich weiß schon, was kommt: Herr ich bin nicht würdig! Gott ist nicht mehr barmherzig! Die Hostie ist voll Blut."

Damit rannte der Wahnsinnige aus der Kirche dem Hochwald zu, dorthin, wo die sieben Wasserfälle tosen.

Die Meſſe wurde abgebrochen, denn die Kirche war entweiht. Es war nur gut, daß die Blumen ſchon vor dem Gottesdienſte ihre Weihe erhalten hatten, ſonſt wäre gegen den Wetterſchlag nichts Geweihtes im Hauſe geweſen. Die Kinder nahmen zagſam ihre Buſchen und gingen mit den andern aus dem Gotteshauſe. Joachim, der älteſte Bauer des Dorfes, wußte am Kirchplatze zu erzählen, daß es in alten Sagen heiße, nur die ganz von Gott Verſtoßenen, denen er nicht einmal gewährte, die reine Hoſtie ſtrahlenweiß zu ſehen, haben auf keine Barmherzigkeit zu hoffen. Sie haben keine Augen mehr für die Reinheit, ſie ſehen ſelbſt die unbefleckte Hoſtie blutig. Das Gnadenbrot der Welt hat für ſie keine Gnade.

Inzwiſchen hatten ſchwere Wetterwolken den Schwabenkopf umzogen und die ſieben Waſſerfälle brüllten ein Lied der Vernichtung. Ueber den ſieben Waſſerfällen ſtand der irre Greis und ſann darüber nach, daß er auch die Sonne hatte bluten geſehen. Jetzt ſah er ſie gar nicht mehr, denn die ſchweren Nebel, die immer ſchwerer und finſterer wurden, verdeckten ſie.

Der Jochwind heulte, der Firn brüllte, und auf einmal waren alle Kräfte entfeſſelt, Regen wütete nieder, goldene Blitze zerriſſen die ſchwarze Himmelsbruſt und ſchreckliche Donnerſchläge folgten ihrem Leuchten.

Dann dachte der Greis darüber nach, daß Gott ſelbſt den Rittern, die ja auch Mörder waren, nach langer Pein verzeihen werde. Denen wurden die blutroten Alpenroſen reinweiß; ihm aber wurde die reinweiße Hoſtie blutrot.

Er hatte einmal den Nähne erzählen hören, daß die Alpenroſen — Donnerroſen hieß er ſie, — die Gewalt hätten, den Blitz vom Himmel herabzuziehen. Dort blüht gerade ſo ein blutroter Büſchel. Der Greis brach einige Blüten und ſteckte ſie an ſeine Bruſt, da er keinen Hut mehr hatte und ſtieg langſam bergauf ins Wetterdunkel hinein.

Durch das Toſen der ſieben Waſſerfälle tönte von Zeit zu Zeit der Ruf . . . „Herr, ich bin nicht würdig" . . . aber der Ruf wurde ſchwächer und ſchwächer und auf einmal hörte man ihn gar nicht mehr, denn das Toſen der Waſſerfälle war ſtärker als der Menſchenſchrei.

Als es am nächſten Tage aufgeheitert hatte, fand der Hirtenbub den Hut des Wiesjaggl. Aber er ſollte ſich deſſen nicht lange freuen, denn die Beiſennin warf ihn ins Almherdfeuer. Die Zauberbüchſe liegt für immer im Eisabgrund. Und das iſt gut ſo. Seinen Bergſtock fand ein Jäger. Ihn ſelber niemand.*)

*) Weiteres Material zu dieſem Sagenzyklus, ſowie die für ihn geltenden wenigen hiſtoriſchen Daten findet der Leſer in Zingerle, Sagen aus Tirol (Seite 774) und Renk, Aus dem oberſten Inntal Tirols (Seite 76 ff.). Die Sage läßt den Wiesjaggl erlöſt werden und erzählt noch die ſchrecklichen Begebniſſe bei der Erlöſung.

Märchen

Und im Anfang war . . .

Wenn das Eis so webt und Blumen bildet, scheint es mir oft, als ob diese vielverschlungenen Gebilde rätselhafte Runen des Schicksals seien. Ich weiß ein uraltes Märchen vom Eise aus dem Paradiese, in welchem das Eis zum Menschenschicksal wird. Das war damals, als das Licht und die Nacht, die Glut und der Frost noch im wilden Streite waren, als die Kämpfe der Schöpfungstage tosten. Das Eis hatte die Herrschaft über die Erde; noch heute reden unsere Berge davon mit steinernen Worten. Aber die Sonne gab dennoch nicht den Kampf auf, leuchtend flogen ihre Speere auf seinen blitzenden Panzer und das Eis mußte weichen aus den Tälern, welche sich mit Fruchtkraft füllten, und es flüchtete sich tief hinein in die Berge, wo es noch heute einen wechselnden Kampf kämpft.

In den Tälern aber wuchsen Bäume, Sträucher, Blumen und Früchte; die Erde bevölkerte sich mit Tieren und endlich kam der Mensch ins Paradies. „Und Gott sah, daß es gut war", heißt es in dem Buch der Bücher. Und die Menschen waren nackt und glücklich. Die Bäume gaben ihnen Früchte, welche sie aßen, und Schatten,

Digitized by Google

in dem ſie ruhten, und die Quelle gab ihnen Waſſer, das ſie tranken. Und ſie durften ſich lieben, wenn ſie wollten.

Und ſie ſahen die Sonne und fühlten, daß es ſchön ſei,
Und ſie ſahen die Blumen und fühlten, daß es ſchön ſei,
Und ſie ſahen ſich ſelbſt und fühlten, daß es ſchön ſei.

Sie legten ihre Arme einander um die Hüften und gingen glücklich unter den Palmen. Sie taten nichts, als ſchauen und fühlen, daß es ſchön ſei.

Daß die Menſchen glücklich waren, ärgerte den Geiſt des Böſen, der von ſeinen Firnpaläſten niederblickte auf das Glück. Der böſe Geiſt wollte, daß die Menſchen unglücklich würden, denn er konnte kein Glück ſehen.

Aber die Menſchen liebten ſich und zeugten Kinder und die liebten ſie wieder.

Aber der böſe Geiſt wollte, daß ſie ſich haſſen und verfolgen und töten, denn er konnte nicht lieben.

Als er ſo auf die Fröhlichen neidvoll hinabblickte, ſah er abſeits von den Anderen einen Knaben ſtehen, der blaß und ſchmächtig und traurig war und ſich nicht mit den anderen Kindern im Spiele tummelte. Der Knabe hatte dunkles Haar und dunkle Augen.

Den nahm der böſe Geiſt und führte ihn auf einen hohen Berg. Droben am Firnkamm fragte er ihn, ob er den Menſchen da unten Geſetze geben wolle. Mit einem ſtolzen „Ja" antwortete der Knabe.

„So bleibe unter dieſem Felſen, über den die Eiszapfen hängen und die Tropfen fallen. Achte der Aenderungen, und wenn du das Weltgeſetz gefunden haſt, dann erſt ſteige ins Tal. Ich aber will dir hier heroben Bäume

wachſen laſſen und Getier ſchaffen, auf daß du Speiſe habeſt."

Mit einem Zauberworte umblühte ein reicher Garten den Firnfelſen. Der Knabe blieb allein. Er ſah die Sonne aufgehn und ſah ſie untergehn. Wenn ſie am Himmel ſtand, war es warm und gut, wenn ſie untergegangen war, kalt und böſe. Er ſah ſie kommen und gehn und kommen und gehn.

Zugleich hörte er die Tropfen von den Eisſträhnen fallen, einen nach dem andern . . . der, der, der . . . man muß unterſcheiden: der erſte . . . der zweite . . . der dritte.

Nun hatte er zählen gelernt.

Aber auf einmal konnte er nicht mehr zählen, weil es zu dunkel wurde und er die Tropfen nicht mehr fallen ſah. Jedoch es wurde — das wußte er ja ſchon — ſpäter der Himmel wieder grau, gelb, rot, blau, wieder rot, wieder gelb, wieder grau, wieder ſchwarz. Nun zählte er die Tropfen zwiſchen den einzelnen Farben; dann auch die Tropfen, welche im Dunkeln fielen. Er brauchte ſie ja nicht zu ſehen, er hörte ſie ja fallen. Und er bildete zwei Worte: Tag und Nacht.

Aber die Tage und Nächte umfaßten nicht immer die gleiche Anzahl Tropfen. Er ſah nun auch die anderen Veränderungen um ſich. Der Weg der Sonne war ein anderer geworden. Manchmal wurde die Sonne am Tage verſteckt und nur einzelne Lichtſtrahlen brachen unter Gekrach über ihm hervor und viele Tropfen fielen nieder, er begann zu zittern.

Lange war er zwiſchen Früchten gelegen und hatte nachgedacht.

Dann aber wurde es überhaupt kälter ... Das Laub der Bäume wurde rot, es fiel von den Zweigen und die Früchte fielen auch.

So lag er noch lange zwiſchen Dörrlaub und dachte nach.

Aber der Wind wirbelte ihm das Dörrlaub in die Lüfte, ſo daß er keine Decke mehr hatte und ihm immer kälter wurde. Statt der Tropfen fielen jetzt viele weiße Sterne vom Himmel. Der Knabe fror und hungerte und nannte das die große böſe Zeit. Die Nacht, in welcher er nicht ſah, hatte er die kleine böſe Zeit genannt.

Nun hatte er ſchon viele Namen: Morgen, Tag, Abend, Nacht, Stunde, Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Die Zwiſchenräume hatte er alle genau nachgezählt.

So lag er noch lange zwiſchen Eis und Schnee und dachte nach.

Da ward es ihm kalt und er ſtieg in's Tal zu den Menſchen.

Drunten ſagte er den Fröhlichen, was er wußte: „Seht ihr die Sonne aufgehen und untergehen? Dazwiſchen iſt es gut und böſe. Es iſt nicht immer dasſelbe. Drum müßt ihr fürchten und hoffen. Ihr müßt immer an das denken, was kommt, und nicht an das, was iſt. Ihr dürft euch nicht freuen, wenn es warm iſt, ſondern ihr müßt ſorgen, daß euch ſpäter nicht kalt wird."

Aber die Menſchen freuten ſich weiter. Sie hatten

in den Tiefen des Paradieſes die Aenderungen nicht ſo verſpürt. Die Fröhlichen lachten ihn aus und der Jüngling paßte nicht mehr unter die Menſchen, er war ein Einſamer geworden, weil er dachte.

Wenn er es den Menſchen doch zeigen könnte!

Als der Schnee wieder von den Bergen gegangen war, ſtieg der Jüngling wieder empor zu den Firnkämmen. Hinter dem eisüberzackten Felſen, von dem die Tropfen fielen, ſtand der böſe Geiſt und ſprach: Einen ſolchen Felſen mußt du den Menſchen ſchaffen, damit ſie in der Blütezeit für die Fruchtzeit ſorgen, beim Tag für die Nacht.

Lange ſaß er dort und dachte und formte aus weicher Erde allerlei Geſtalten . . . Als es wieder einmal Blütezeit geworden war, hate er zwei Schalen aus Ton in ſeinen Händen, von denen die eine in einer beſtimmten Zeit eine beſtimmte Anzahl Tropfen an die andere abgab. Nun konnten die Menſchen berechnen, wann die kleine und die große böſe Zeit kommen werde.

Nun ſtieg er wieder zu den Menſchen in die Tiefen. Aber dieſe erkannten ihn nicht mehr, denn ſein Haar hatte die Farbe des Eiſes angenommen.

Er zeigte den Menſchen die Schalen und ſprach: „Sehet, ihr Menſchen, aus dieſer Schale fällt ein Tropfen und wieder einer und wieder einer. Und wenn ſo viel tauſend gefallen ſind, wird es dunkel, und wenn ſo viel tauſend gefallen ſind, wird es wieder hell, und wenn ſo viel tauſend gefallen ſind, wird es Fruchtzeit, und wenn ſo viel tauſend gefallen ſind, wird es kalte Zeit. Und bei jedem Tropfenfall müßt ihr etwas tun, da-

mit ihr beim nächſten glücklich ſeid, damit ihr beim nächſten nicht leidet. Bei jedem Tropfenfall müßt ihr fürchten und hoffen und arbeiten und euch Alles genau ausrechnen."

Alſo verkündete er den Menſchen das Weltgeſetz: „Ihr ſollt nicht mehr für das Heute leben, ſondern für das Morgen."

Da ſank er um und war tot. Er war der erſte Menſch, der ſtarb. Er mußte ſterben, denn er hatte das Weltgeſetz verkündet und ſein Ziel erreicht. Aus ſeiner Schale rannen keine Tropfen mehr. Seine Zeit war abgelaufen. Aber ſein Geſetz blieb.

Der Zeitmeſſer war erfunden, die Augen des böſen Geiſtes leuchteten böſe, denn er hatte ſein Ziel erreicht.

Das Geſetz blieb: die Menſchen beten nicht mehr für's Heute, ſondern ſie ſorgen für's Morgen. Sie legen ſich bei jedem Tropfenfall neue Furcht, Hoffnung, Arbeit, Unfreiheit auf. Sie haben nicht mehr Zeit für Singen, Tanzen, Eſſen, Trinken, Schlafen und Lieben. Statt der Ruhe kam Zweifel und Angſt in ihre Seele. Das Sorgen und Hoffen war da. Nun kamen die Menſchen vor lauter Glückſchaffen nicht mehr zum Glück.

Sie können nicht mehr lieben, denn ſie fragen: „Wie wird es morgen ſein?"

Das bereitete dem böſen Geiſte, der nicht lieben konnte, die größte Freude.

Und wenn die Menſchen genug für's Morgen geſorgt haben, dann iſt plötzlich kein Morgen

mehr. Dann iſt man tot. Und das Glück? Iſt aus der Welt gezogen.

Der böſe Geiſt, der kein Glück ſehen konnte, war zufrieden: Das Glück war das Zeitloſe geweſen, und der Herbſt der Menſchheit war da.

Alſo diktierte die Zeit ihre eiſigen Geſetze in's Glück der Menſchen. Das iſt das ewige Schickſalsmärchen vom Eiſe.

Blutstropfen

Es ist ganz zutiefst im innersten Talgrunde, wo die Märchen hausen. Dort liegt ein stillblauer, regloser See, der spiegelt Felsen und Fichten und Wiesen, die ihn einrahmen. Ein kleines Hüttlein spiegelt er auch. Im Hintergrunde desselben starren fürchterliche glatte Felsen, welche die Leute die graue Mauer heißen, hinauf bis zur Höhe, wo eine ewige Eiskrone glänzt. Dort oben sind sieben große Gletschertore, welche aber niemand betreten darf. Aus jedem derselben strömt im Sommer ein Firnbach und stürzt in unaufgehaltenem Falle über die Felsenwand. Nach kurzem Rieseln über das Geröll vereinigen sich die sieben zu einem Bergstrom, der dem See seine Wasser schenkt. Ueber diesen Fall hinauf kommen selbst die flinken Forellen, deren sich so viele in der klaren Flut tummeln, nicht. Die sieben Gletschertore darf man nicht betreten, — denn dort hinein haben die dunklen Mönche, welche ins Tal kamen, als seine Bewohner noch Heiden waren, das Kreuz neben der Hütte aufstellten und die neue Lehre von der Liebe verkündeten, die alten Heidengötter gebannt. Die Talmänner sahen es nicht gern, daß die Mönche Feuer in den Alpenrosenhügel hinter der Hütte,

Digitized by Google

der Thor geheiligt war, warfen . . . aber Thor hatte in ſeinem Malmer keinen Blitz für ſie, alſo war er wohl der ſchwächere und mußte vor ihren fremden Zauberſprüchen hinaufwandern in die Eislöcher. In der mittleren Grotte wohnt der Wode mit ſeinen Raben, die man manchmal über die Felſen fliegen ſieht, auslugend, ob denn das Reich der Liebe noch immer beſteht; rechts wohnt Thor, der noch in den Gewittern rauſcht und die Glut der Alpenroſen an ſeinem Hügel längſt wieder entzündet hat, links wohnte die blonde Berchta mit ihren Kindeln, die über dem Glück fleißiger Spinnerinnen wacht. Und noch andere Heidengötter wohnen in den Höhlen — zu heiligen Jul- und Mitſommerzeiten aber treten ſie aus den Grotten und ſauſen die Felſen herab und ziehen hinaus durchs Tal. So in den rauhen Nächten, wenn die ſieben Waſſerfälle gefroren ſind. Davon ſagt ein altes Lied, das der Fiſcher Anſelm in ſeiner Hütte drunten um Weihnachten ſingt, wenn er dem Götterzuge ſeine heiligen Gaben vor die Türe ſtellt.

Nun ſind die Tannen ſchneereifträchtig
Und hält der Wald den Atem an,
Die Gräſer haben ſilberprächtig
Sich ein Geſchmeide angetan.
Der Bach geht leiſe unter Brücken
Von ſchimmerklarem Eiskriſtall.
Um dieſe Schönheit zu erblicken,
Hält ſtaunend ſtill der Waſſerfall,
Bis er wie Greiſenhaares Strähne
Hoch von der Felſenſtirne hängt; —

Die Baldur nachgeweinte Träne
Vom Herzen in das Auge drängt.

Das iſt die Zeit der heiligen Nächte,
Wo neues Hoffen allen frommt,
Wenn durch die weißen Winterprächte
Der Zug der Aſen wieder kommt:
Nach Norden Wodan iſt gezogen,
Hat Baldur uns zurückgebracht,
Und wiederum in gold'nen Wogen
Zerbricht das Licht die Winternacht.
Blond Berchta kommt mit ihren Kleinen,
Thor nahm den Hammer ſich zurück,
Und wo die Himmliſchen erſcheinen,
Setzt an den Heimherd ſich das Glück.

Ja, er war halt immer noch ein halber Heide, der Fiſcher Anſelm, und lauſchte den Mären vom roten Gold viel lieber als den Worten: „Wenn Du zwei Mäntel haſt, ſo gib einen Deinem Bruder!“ Nun dürft ihr aber nicht glauben, daß der See überall von Felſen umtrutzt ſei; nur im Hintergrunde bauen ſich die Rieſenwände, und von dieſen herüber trägt ſogar manchmal ein Sommerwindchen ein Samenkorn, ſo daß auch an den wieſigen Berghängen zuweilen ein Edelweißſternlein erblüht und nicht bloß an dem flutumrauſchten Felſenſockel der Eiswacht. So nannte das Volk den von unten nur ſichtbaren Firndom, der ſich über den Wänden aufwellte, als wollte er mit ſeinem Gipfel die Sonne ſtreifen. Bergföhren zogen von der Höhe nieder, dazwiſchen freilich auch wieder manche Zeile der Zerſtörung, manche

Bergschuttrunse. Die Berge milderten gegen den Talausgang hin ihre Formen. Vollends dort, wo Anselms Fischerhäuslein stand, war ein Wiesenfleck, wie er wohl kaum im Paradies schöner zu finden war. Da blühten dunkelrote Primeln, von denen die Sage geht, sie seien unter Friggas Füßen hervorgesproßt, als sie über eine steinige Halde ging und blutete. Da erschlossen die Gentianen ihre lichtdurstigen Glockenkelche, um möglichst viel Himmelblau zu trinken, da schwenkten rosige Felsennelken ihre Köpfchen, und sonnige Bergastern sprachen leise das Blumenwort: „Mensch, freu' Dich der Sonne!" Auch die feierliche Berglilie stand hochstenglich neben der goldenen Arnika. Die kleinen Felsenblöcke, die sich da und dort aus der Wiese aufstuften, trugen schimmernde Kissen von weißem Steinbrech . . . überall aber zwischen dem Grün lag es, als wären dunkle Blutstropfen darein gefallen; — das waren die schwerduftenden Brunellen, welche das Volk auch Blutstropfen nennt. Hinter der Fischerhütte aber leuchtete im Frühsommer der glühende Alpenrosenhügel des Thor, wie wenn eine Abendwolke vom Himmel gefallen wäre. —

Aber die schönste aller dieser Blüten habt ihr noch gar nicht gesehen. Richtig, da klirrt schon das kleine Schubfensterlein der Fischerhütte und ein Mädchen mit schlankem, weißem Arm gießt ein Edelweißstöcklein, das gerade seine ersten Blüten dem Lichte öffnet. Ein Hirtenbub hatte es ihr einmal von der grauen Mauer gebracht. Und jetzt lugen die braunen Augen auch hinaus in den wundersamen Sommer-

ſonnentag . . . und wir wiſſen nun auch, warum das Mädchen, das Fiſchertöchterlein, „Braunella“ heißt. Freilich hätte es auch Goldella genannt werden dürfen, denn das Blondhaar über der Stirn war ſo, als hätten es die kleinen Berchteln an einem Hochſommertag auf den ſilberglänzenden Eisſtufen vor den Firnlöchern aus Sonnenſtrahlen geſponnen.

Der Fiſcher Anſelm war lange ſchon am Tagwerk, er ſtellte den rotgetupften Forellen im See nach, denn morgen war Sonnwendtag; — daß der alte Mann ſich gar nicht an das Chriſtliche gewöhnen konnte, — morgen war St. Johannestag und der Namenstag des guten Königs Johannes, der außerhalb des weiten Waldes, der ſich mit ſeinen Fichten bis an den Seeabfluß heran-drängt, in einem Marmorſchloſſe mit goldenen Zinnen wohnte. An dieſem Namenstag ſollten gar prächtige blaue, rotgetupfte Bergforellen auf der ſilbernen Tafel-platte liegen . . . und die Goldfüchſe, die der Fiſcher dann dafür bekam, legte er in einen alten Strumpf; — die ſollte einmal ſein Töchterlein, ſein goldiges, das er kurzweg Ella nannte, bekommen, wenn einmal einer zu ihr geſagt hat: „du, ich hab dich lieb.“ Das ſollte bälder ſein, als der Fiſcher dachte. Heute aber wollte der Fang gar nicht recht gelingen, denn die klugen Fiſchlein merk-ten an dem ſonnenhellen Tage alle Liſten und Nach-ſtellungen ihres Feindes, der ſchon lange mißmutig an der Arbeit ſaß, gar leicht und ſchnell und entſchlüpften ihm immer wieder.

Alſo Ella begann ihr Tagewerk erſt jetzt — ſie klirrte das Fenſter zu und trat aus der Hüttentür in den

Blütenanger und pflückte einen Strauß ihrer heiligen Namenspatrone, der Braunellen, die das Volk auch Blutstropfen nennt. Und wie sie so pflückte, zog sie, ohne es zu wollen, ein Stämmchen der Wurzel aus. Das tat ihr sehr leid, denn das sollte man nicht tun. Das ist undankbar gegen die Blumen, die einem das Leben verschönen. Sie holte deshalb auch gleich ein Tongeschirr und setzte das Stämmlein ein und stellte es aufs Fensterbrett. Dabei sah sie, daß es zwei weiße handförmige Wurzeln hatte, die sich in einander verschlangen. Da fiel ihr auch ein, daß die jungen Leute, wenn sie den Herzensbund schlossen, die Braunelle zum Zeugen ihres Handversprechens anrufen. Der Vater hatte diese Blumen auch „Gotteshand" geheißen. „Dich will ich zum Zeugen anrufen, wenn einmal einer zu mir sagt: Ich hab' dich lieb und will bei dir bleiben, bis uns der Tod scheidet." Also sprach sie zu der Blume am Fensterbrett. Dann ging sie wieder zu ihrer Arbeit und band die Blutstropfen zu einem duftenden Strauße. Dann trat sie zu dem Christuskreuze, das die Mönche aufgestellt hatten, als sie die Heidengötter in die sieben Eislöcher bannten, und befestigte den Strauß an den blutigen Füßen des Heilands. „Hast für mich dein Blut vergossen, so will ich dir meine Blutstropfen geben, lieber Jesus!" — Also sprach sie. Das war ihr tägliches Morgengebet im Sommer, wenn die Blumen blühten, und es war, als ob der Heiland leise nickte und milde herablächelte auf das Kind, das sich jetzt so ganz seiner schönen Gotteswelt erfreute und sein Goldhaar mit einem Kranze von Braunellen schmückte. Ella ahnte

nicht, daß die drei Namen Braunelle, Blutstropfen und Gotteshand für die Blumen noch nicht genug waren, daß die Blume noch einen neuen Namen erhalten sollte und zwar gerade durch sie . . . und daß das alles so bald sein werde . . . und daß sie noch ganz andere Blutstropfen werde hergeben müssen — Herzblutstropfen, die solange niederfielen, bis das Herz aufhörte zu schlagen.

Ella war ein Sonnwendkind . . . in der sternreichsten Nacht des Jahres, als ihr Vater in der Küche dem Ahnfeuer neue Nahrung gab, auf daß es wieder ein ganzes Jahr mit seinem heiligen Heimherdbrand durchleuchte, als ringsum die roten Feuer auf den dunklen Bergen Baldurs Tod verkündeten, als die Flammenräder feurig in die Tale schossen und alte Lichtsprüche dazu erklangen, als junge treue Paare über die Flammen sprangen und die Flüsse glitzernde Lichtschifflein in die Nacht trugen, — in dieser Nacht wurde Ella geboren. An diese Zeit dachte der Fischer am Seerand im Schatten der letzten Hochwaldfichte zurück. Immer und immer vergeblich hatte er die Angel in den Seeabfluß gesenkt, und wenn er die rotbetupften Fische so dahin schießen sah, war es ihm, als sehe er im Wasser lauter Blutstropfen. Das hatte ja seine Frau auch gesehen, als sie vor fünfzehn Jahren um Sonnenwenden Ella gebar und dann am nächsten Tage dafür das Leben lassen mußte. Seine Frau Gerda war immer Heidin geblieben. Mit einem ihrer letzten Blicke schaute sie zum Fenster hinaus und rief: „Blutstropfen, lauter . . . Blutstropfen . . . Hüte mein Kind . . . vor . . . den Blutstropfen . . ."

Dann ſtarb ſie ... die Braunellen blühten im Anger ... und im Alpenroſenhügel grub Anſelm ein Grab für ſeine Frau ... Daß er dieſe Gedanken gar nicht losbrachte heute! ... Und wenn die Fiſche hin und herſchoſſen, flirrte der Bach vor Blutstropfen.

Ja, der Bach hatte noch eine weite Reiſe vor ſich. Aber allzu beſchwerlich war ſie nicht. Das Hochtal ſenkte ſich nur ganz allmählich und faſt nirgends mußte das Waſſer mit ſeiner gletſchergeborenen Urkraft ſich wilden Weg bahnen durch das Geſtein, das ebenſo uralt war wie das Eis über der grauen Mauer. Meiſt ging ſein Weg ziemlich ruhig durch die weiten, weiten Wälder und die Forellen ſchwammen ſtromaufwärts. Warum ſollte er jetzt noch lange kämpfen, hatte er ja doch ſchon durch ſeinen erſten todkühnen Sprung über die graue Mauer jene Grenze überſprungen, die den ewigen Tod vom ewigen Leben, das Firneis von den Blumen ſchied. Die Wälder, die der Bach zu durchqueren hatte, waren wohl weit und dicht, aber es führten gute Wege hindurch, die immer beſſer wurden, je näher der Bach zu dem Strome im großen Tale kam, zu dem mächtigen, blauen Strome, in dem das Marmelſchloß des Königs Johannes mit ſeinen goldenen Zinnen ſich ſpiegelte. Auf dieſen Waldwegen ſcholl oft widerhallender Hufſchall, ſchmetternder Hifthornruf, wenn der König mit Edeln und Getreuen zu fröhlichem Gejaide zog.

Und morgen iſt Sonnwendtag — des Königs Namenstag — morgen iſt es fünfzehn Jahre her, ſeit Braunella mit ihren Braunellenaugen die in ihrer Größe vollendete Sonne zum erſtenmale ſah. Warum

hat er ſein Kind Braunella heißen müſſen und nicht Goldella, weil doch ſeine Frau in der letzten Stunde gewarnt hatte vor dem Blut? — — Herrgott — — da ſchwammen ſie ja wieder im See, die Blutstropfen! ... Nie mehr wird er ſein Kind Braunella nennen! — Nur mehr Ella ... und daß ſie ſich immer Braunellen ins Haar flechte, wird er auch verbieten ... ihm iſt ſo ängſtlich heute, ... die Heidenfrau hat viel gewußt, — ſie war oft an den ſieben Waſſerfällen geſeſſen, die redeten wie Mimirs Born Worte uralter Weisheit, die redeten von ... Und morgen iſt Sonnwendtag und der Alpenroſenhügel leuchtet wie ein Schatz, der in der heiligen Zeit emporgeſtiegen und der Unſchuld harrte, die ſeinen Bann löſte. Wie Gold glänzte er, wie rotes Gold ...

Was war das? Anſelm hob die Angel, die vom Sonnenſtrahl und Wellen umſpielt glänzte, als wäre es lauteres Gold, und ſiehe, an ihr zappelte eine Rieſenforelle, die hatte ſtatt der blutroten Tupfen ſolche aus Gold und hatte goldene Floſſen und trug auf dem Kopfe eine Krone von Gold. Und, o Wunder — ſie war nicht ſtumm wie andere Fiſche, ſondern ſie ſprach: „Fiſcher, du mußt mich wieder frei geben!“ „Fällt mir nicht ein,“ ſagte Anſelm, der ſchon des Königs Johannes Goldſtücke, die er in den Strumpf für Ella legen wollte, im Geiſte zählte. Wir wiſſen ſchon, daß er die Sagen von roten Goldſchätzen lieber hörte, als das Wort des Herrn. Der König würde gewiß nicht kargen mit den goldenen Münzen, wenn das Fiſchlein mit den Goldtupfen, mit den Goldfloſſen und der wunderſam zierlichen Goldkrone auf der Silbertafelplatte läge. „Da wär ich ein Narr! Du

kommſt mir gerade recht zu des Königs Namenstag" lachte der Fiſcher. „Ich muß zurückkehren in mein Reich," ſprach der Fiſch. „So, wer biſt du denn eigentlich?" „Ich bin der Forellenkönig Goldfloß," erwiderte der goldbeſternte Schuppenmann. „Da wäre ich ſchön dumm", meinte Amſeln, „wenn ich dich frei ließe. Wenn die Forellen keinen König mehr haben, dann ſind ſie ſchon ſo blöd und ſchnappen alle in meine Angel und ich krieg vom König Gold und Gold und Gold." „Und du wirſt dein beſtes Gold verlieren — Denk an deine Frau!" — Aber der Fiſcher nahm den Forellenkönig von der Angel und ſchlug ihn gegen einen Stein, daß er ſogleich tot war. Das Goldkrönlein rollte gegen den See und Anſelm hätte es wohl nie mehr geſehen, wenn er nicht ſchnell ein Kreuz darüber geſchlagen hätte. Unterdeſſen aber hatten ſich bei den Eislöchern dicke, ſchwarze Wolken zuſammengezogen und der Donner brüllte und der See brüllte und Thors Hammer ſah man aus den Wolken blutrot blitzen.

Ella war lange ſchon in die Hütte getreten und richtete, ehvor das Gewitter mit voller Macht losbrach, alle ſieben wundertätigen Zauberkräuter: Wermut und Haſellaub, Lavendel und Farnkraut, Kranebittſtauden, Eiſenhut und Karwendel, die da gegen Wetter, Blitz und Tunder, Muhr, Hagel, Eisbruch und Gahwinden halfen, zuſammen und warf ſie ins heilige Ahnfeuer. Da ging die Tür auf und der Vater, ſchon von den erſten Regengüſſen arg durchnäßt, trat ein. Er ging zum zirbenen Spind und nahm ſeinen braunen ausgezinkten Gamslederrock heraus und rüſtete ſich zum Ausgang.

„Wohin denn heut, Vater — in den Eislöchern wildet es ja entsetzlich, als ob die ganze wilde Fahrt losbrechen wollte," fragte Ella. „Ja, und wenns Haselstecken schneit," antwortete der Alte, „ich muß zum König Johannes, daß ich ihm rechtzeitig zum Namenstagmahl bringen kann, was ich heute gefangen hab. Es ist etwas gar seltsames und wunderbarliches. Den Forellenkönig hab ich erwischt. Schau seine Krone an, wie zart und schön die ist. Und die Goldflossen. Und die goldenen Sternchen am schuppigen Königsmantel, — das wird reichen goldenen Lohn geben." — Plötzlich verzerrten sich die Züge des Alten und er sprach mit ängstlich zitternder Stimme: „Ella, Ella, tu die Braunellen aus dem Haar! Ich kann die Blutstropfen nicht sehen." Ella wollte ihre Lieblinge verteidigen: „Warum, warum? was haben dir die Blumen getan?" „O du mein Kind! — Denk an deine Mutter, als sie starb — Nimm lieber Alpenrosen ins Haar" — aber erschreckt hielt Anselm inne: „Nein, nein, auch das nicht, denn die Alpenrosen sind Donnerrosen und der gewaltige Thor schleudert aus seinem Hammer den Blitz auf Denjenigen, der sie trägt." „Aber Vater," wendete Ella ein, „es gibt ja gar keinen Thor." Da fuhr nach diesen Worten ein fürchterlicher Blitz aus dem schwarzen Gewölk in die einzige, uralte, hohe Zirbel, die aus dem Alpenrosenhügel aufstand, so daß sie im nächsten Augenblicke als eine rote Riesenflamme zum rasenden Himmel, der alle seine Gewalten entfesselt hatte, emporloderte. Ernst stand der Vater beim Fenster und zeigte auf den brennenden Baum und sagte: „Lästere nicht, Kind! — Wir Menschen

wiſſen alle nichts. — Siehſt du nun draußen, ob es einen Thor gibt? . . . Du aber nimm die Braunellen aus dem Haar und ich will dir, weil morgen dein Geburtstag iſt, echte Roſen bringen, wie ſie in des Königs weitem Garten blühen.“ Gehorſam nahm Ella die Braunellen aus den blonden Locken und fragte: „Vater, aber bei dem fürchterlichen Unwetter wirſt du doch nicht den weiten Weg durch die Wälder machen?“

„Eja freilich! Mir altem Höhlenbären ſchadet das nichts und gegen den Blitz hab ich ja Farnſamen in der Taſche. Ich will dir ja ein Geburtstagsgeſchenk bringen: Königsgold und Königsroſen! Aber das kann leicht ſein, daß ich nicht mehr vor dem Dunkelwerden zurückkomme oder im Walde in einer Höhle übernachten muß; drum will ich heut ſchon den Geburtstagswunſch und den Sonnwendſegen über dich ſprechen.“ —

„Oh wart, Ella, da fällt mir etwas ein. Einmal im Leben ſoll auch das arme Fiſcherkind eine Krone tragen.“ Und er legte das Krönlein auf Ellens Goldhaar. Dieſes fing nun an, gar wunderſam zu leuchten und zu ſprühen. Und dem Alten gings durch den Sinn: Schöner iſt keine Königin . . . und ihm war, als ob das Glühen und Leuchten etwas Wunderbares zu bedeuten habe. Dann hieß er Ella auf den Herdrand ſitzen, auf dem das heilige Ahnfeuer praſſelte und kniſterte, helle Funken ſprühte und grelle Lohen zuckte, und ſprach langſam und feierlich:

„Im blauen Flachs, im grünen Gras
Der Sunnwendkäferſtrahl —
Frau Berchta mit der Eiſennas,

Die Berchtel geht im Tal.
Und alle Felder ſegnet ſie
Ganz leiſe, Schritt für Schritt,
Ein Sonntagskind begegnet ſie,
Ein andres aber nit!

Du biſt mein blondes Mädele,
Du biſt ein Sonntagskind,
Geh' auf das Fanggenbödele
Im Sonnwendglanz geſchwind,
Und wenn du dort die Berchtel ſiehſt
So ſegnen Feld und Land,
Daß du dich betend niederknieſt
Am grünen Ackerrand!

Wenn ſich ein Funkenkäferlein
In deine Haare ſenkt,
So denk', es ſei ein Heiligenſchein,
Den dir die Berchtel ſchenkt,
Damit du holſt den Rocken, Kind,
Wenn du erwachſen biſt,
Wenn Gold wie deine Locken ſind
Das Haar des Flachſes iſt.

Dann ſpinne Berchtelſegen ein
Und Sunnwendglück ins Haar;
Frau Berchta wird zugegen ſein,
Mein Kind, für immerdar!
Dein Brauthemd, Mädel, wird es dann,
Drum nimm es recht genau,

Daß du für einen deutschen Mann
Wirst eine deutsche Frau!"

Dann nahm er Ella die Krone aus dem Haar und legte ihr segnend die Hand aufs Haupt: „Laß mir das Ahnfeuer nicht ausgehen in der bösen Nacht," sagte er noch, nahm seinen Jagdspieß, wenn etwa ein Bär über seinen Weg trotten sollte, und ging hinaus in Sturm und Graus. Ella aber bat den Braunellen die erlittene Unbill ab und setzte den Kranz wieder aufs Haupt und lauschte beim Prasseln des Herdfeuers, das sie von Zeit zu Zeit höher stöberte, dem unaufhörlichen Rollen der Donner. Endlich verfiel sie in einen leichten Schlaf und träumte, daß sie eine Königin sei.

Mittsommernacht. — Droben über der grauen Mauer in den kristallzackengeschmückten Eishöhlen toste und donnerte es, als wollte der ganze Gletscher brechen und ins Tal stürzen. Auf einmal blitzte ein seltenes blaues Licht auf und ein großer Mann mit wehendem, weißem Barte ritt auf einem Schimmel durch das strahlende Gletschertor. Ein blauer Mantel umflatterte den Schimmelreiter, ein mächtiger Breithut überschattete seine Stirn, aus der das eine Sonnenauge in die Nacht blitzte. Um Wodans Haupt flogen die beiden Raben. Dem Allvater folgte ein unendliches Heer und Jagdgesind. Die einen waren im Waidwams und trugen Hifthorn und Speer und die andern Schwert und Brünne und auf den Helmen rauschten mächtige Adlerflügel. Die sieben Tore waren wohl der Eingang zu den gewaltigen Räumen Walhalls, die sich unter dem Silberdache des

Firns dehnten, um alle die Götter und Helden zu faſſen. Aus der Höhle rechts raſſelte das blitzzuckende Ziegengeſpann, auf welchem Thor, mit dem Stärkegürtel gegürtet und den Hammer ſchwingend ſtand. Von ſeinem Haupte wehte, einer roten Lohe gleich, der gebundene Haarbuſch. Links aber kam ein milder Schein aus der Grotte, die blonde, blauäugige Berchta trat im weißen Linnenkleide mit einem Flachsblütenkranz im Haare, an jeder Hand ein unſchuldiges Kindlein führend, bis an den Felsrand vor. Ihr folgten unzählige kleine Berchteln.

Morgenrotſtrahlen drangen aus einer andern Höhle; da ritt Fro, der jugendliche, auf ſeinem goldborſtigen Eber; wieder aus einer anderen ſchritt die liebliche Iduna mit den Aepfeln der ewigen Jugend, aus der ſechſten Höhle klang ein mächtiges Sturmlied der Mittſommernacht, das Fragi auf ſeiner Goldharfe angeſtimmt hatte, und bald kam auch der Sänger aus dem Innern des Berges. Aus der ſiebenten Höhle endlich flogen ſilberne Schneeflocken, welche die heraustretende Frau Holle auf die höchſten Bergſpitzen und Gletſcherkuppen ſtreute. Und hinter jeder der Gottheiten kam noch ein ſtattliches Heer von Aſen und Helden. Drunten im Tale aber erwachten die Tiere des Waldes und der Felſen und kreiſchten auf vor Schrecken und begannen zu heulen vor Angſt, denn ſie wußten es gar wohl, daß in der Mittſommernacht die wilde Jagd hervorbreche aus den firnentrückten Wohnungen der Götter und Helden. Beſonders die böſen, die Raubtiere wußten, daß heute Allvaters nie fehlender Speer drohe. So flohen

die Ure und Elche, die Bären, Füchſe, Wölfe und Luchſe in fürchterlicher Angſt durch den Wildwald talauswärts. Aber Allvater hatte den Schimmel ſchon zum Sprunge gemuntert, zum Rieſenſprunge über die ganze graue Wand bis dorthin, wo in einem Muhrtobel die ſieben Gletſcherbäche ſich vereinigen. Ihm nach ſtürzte das ganze wilde Heer über die ſchrecklichen Felſen, den ſieben Waſſerfällen entlang herab, und als alle am Seerand ſtanden, warf der Wode den erſten Speer nach dem grimmen Wolfe, der den Mond hatte freſſen wollen. Und nun raſſelten die Speere des wilden Heeres! Im Tale bekreuzten ſich die Leute und warfen geweihtes Krautwerk ins Feuer und ſagten: „Jeſus Maria, es hagelt.“ Die wilde Jagd aber raſte durch die Wälder des Tales hinaus.

* * *

Im tiefen, wetterdurchtoſten Walde irrte einſam ein junger Mann, während neben ihm die Aeſte ſtöhnten, die Muhren rollten, die Blitze aufgleißten und einzelne Höhenbäume in Flammen verwandelten und der Regen das Bachrauſchen und der Donner das Sturmbrüllen zu übertönen verſuchte.

Und es wurde immer ärger und ärger; es war, als ſollte alle Gewalt des Unwetters ſich auf das eine Haupt, das obdachlos im Walde war, entleeren. „Das war eine böſe Luchsjagd heut; und wie wird das enden?“ ſagte der frierende, durchnäßte irrende Waidmann zu ſich ſelber, als eine brüllende, fliehende Schar Wildes in

wahnſinniger Angſt vorbeiraſte und ihn zu Boden geriſſen hätte, wenn er ſich nicht an einer ſtarken Lärche, die ja dem Donnergotte geweiht ſind und in die kein Blitz ſchlägt, feſtgehalten hätte. Er war kaum einige Schritte gegangen, da ſauſten auch ſchon die Verfolger auf fahlen Roſſen, deren Nüſtern Feuer ſprühten, unter Hundegekläff und Speergeklirre heran. Das war die wilde Jagd. Der Jäger warf ſich, ſo ſchnell er konnte, auf die Erde und ſtreckte ſeine Arme aus, ſo daß ſein Körper ein Kreuz bildete und ihm die Wilden nichts anhaben konnten. Und er hütete ſich wohl aufzuſchauen, denn er wußte gar gut, daß die Berchteln dem ein Auge ausbohren, der aus müßiger Neugier ihre Fahrt begaffen will.

Als die Jagd vorbeigezogen war, wurde es allmählich ſtiller, der Regen ließ nach und der Sturmwind peitſchte die Fichten nicht ſo wild mehr und die Blitze zuckten bläſſer und bläſſer und die letzten Donner vergrollten unwillig in den hinterſten, dunkelſten, tiefſten Bergſchluchten, aus denen kein Widerhall mehr hervorſtieg. Aber draußen im Tale tobte noch mit allem Sturm das böſe Gejaid, deswegen ſchritt der junge Mann talaufwärts und ſchritt weiter, bis er plötzlich glaubte, es ſei heute der Tag der Winterſonnenwende. Denn es war alles weiß um ihn. Der Mond, der nun zaghaft zwiſchen einzelnen wilden Wolken hervorlugte, ob der Sturm die Erde ganz gelaſſen, leuchtete auf eine Winterlandſchaft. Fußtief lagen die Hagelkörner. Schon wollte der Verirrte wieder umkehren, als er plötzlich auf einem weißen Hügel einen langſam verlöſchenden hohen Baum erblickte, der ſeine letzten Glutlichter auf eine kleine Hütte

warf. „Gott ſei dank, da ſind wenigſtens einmal Menſchen geweſen," entfuhr es ſeinen Lippen, und als er näher trat, ſah er, daß auch in der Hütte ein Licht brannte.

„Gott ſei Dank! Bei Menſchen!"

Er blickte durchs kleine Fenſterlein und erſchaute beim Flackerſchein des Herdfeuers ein blondes Mädchen ſitzen, das einen dunklen Kranz im Haare trug. Der Jäger klopfte ans Fenſter.

Groß iſt die Macht der Sonnwendſonne! Als ſie lodernd über der grauen Wand emporſtieg, ſchleuderte ſie ihre blankſten Speere in das überſchauerte Tal und ſiehe, der Hagel mußte weichen und löſte ſich in ſprudelnde Waſſer und die Alpenroſen am Hügel mit dem verbrannten Baume leuchteten wieder vor und das Grün der Wieſe kam wieder.

Und als die Sonne ihre goldenen Strahlen an dem Edelweiß- und Braunellenſtöcklein vorbei durch das kleine Fenſter in die Hütte warf, ſah ſie einen jungen, ſchwarzlockigen Mann in den Kleidern eines Fiſchers auf deſſen Bette ſchlafen. Draußen im Anger hatte der Gekreuzigte ſchon ſeinen friſchen Braunellenſtrauß, aber einen viel größeren als geſtern, als hätte ihm Ella für eine große Guttat beſonders Dank geſagt. Das Morgengebet war diesmal auch viel länger und inniger geweſen als gewöhnlich. Ella ſpannte einen Strick von dem Kreuzbaume bis zur Brunnenſäule und an den hängte das Mädchen ein weiches, aber zerſchliſſenes Jagdwams in die hellen Strahlen. In ihren Augen tat ſie eine Bitte: „Liebe Sonne, ſei ſo gut und trockne

dies für . . . Ansgar, der da drinnen ſchläft.“ Dann bückte ſie ſich und verſteckte eine einzige, ganz kleine Braunelle in ihrem Haar. Die würde der Vater, wenn er heimkehrt, doch wohl nicht ſehen. Und eben in dieſem Augenblick trat der Fiſcher aus dem Walde und Ella ſprang ihm mit einem frohen Gruße entgegen.

„Kommſt du endlich, Vater?! Ich war ſchon in Angſt um dich bei dieſem ſchrecklichen Unwetter. Hat der gute König Johannes an deinem ſeltſamen Namenstaggeſchenk eine große Freude gehabt?“ Aber die Miene des Alten war finſter und böſe und er ſprach mit knirſchenden Zähnen: „Freude? Ja, gegen mich armen Teufel hat ſich eben alles verſchworen, daß ich es nie zu einem roten Heller bringen kann! Dieſes Teufelswetter hat mir gewiß der boshafte Forellenkönig zuſammengebraut, damit der König nicht daran denke, mir roten Goldlohn zu geben. — Bring' mir trockene Kleider, ich bin ganz naß von dem Waldſchliefen und Suchen, das natürlich vergeblich war. Und frag' nicht ſo viel, ich bin gar nicht aufgelegt zum Reden.“

„Aber Vater? Was iſt denn eigentlich?“ bettelte Ella.

„Müßt Ihr Weiber denn alles wiſſen?“ knurrte Anſelm dagegen. „Was wird's denn ſein? Es dürfen im ganzen Lande heut keine Sonnwendfeuer angezündet werden und die Hoftafel iſt abgeſagt, ebenſo das große Turney, zu dem die Edeln aus allen Teilen des Reiches gekommen ſind, denn der Namenstag des Königs wird gar nicht gefeiert. In der Königsſtadt aber wehen ſchwarze Fahnen von den Giebeln und ſchwarze Tücher

von den Balkonen und die Leute gehen in ſchwarzen Kleidern. Die Mädel warfen ihre Tanzſchuhe, die ſie geſtern hergerichtet hatten, hinter den Ofen und die Muſikanten haben ihre Inſtrumente umſonſt geputzt. In den Gärten rauſchen keine Springbrunnen mehr, in den Bäumen ſingen keine Vögel mehr und die Blumen neigen welk ihre Häupter. Daß ich dir alſo keine Königsroſen und auch kein Königsgold mitgebracht habe, kannſt du dir alſo denken, und wenn der König keinen Namenstag feiert, brauchſt du natürlich keinen Geburtstag zu feiern."

Plötzlich trat in das Auge des Alten ein funkelnder Zorn:

„Haſt du ſchon wieder ſo einen Blutstropfen im Haar? Weg mit dem Teufelszeug, das an allem Schuld iſt." Und er riß die Blume aus dem Goldhaar und zertrat ſie mit einem Fluche. Das Mädchen aber kniete nieder und bat mit aufgehobenen Händen: „Verzeiht Vater, ich wills gewiß nimmer tun!" Dann ſtand ſie auf und ſagte weiter: „Ihr habt mir aber noch immer nicht geſagt, was geſchehen iſt, und ich kann Euch nicht verſtehen. Sagt es mir, ich hab' dann auch eine große Neuigkeit für Euch."

Brummend erwiderte dieſer:

„Alſo der Königsſohn iſt ins wildeſte Gebirge hinauf, in die Höhlen, wo die Luchſe hauſen, gegangen, um einen ſolchen zu erlegen und iſt nicht mehr zurückgekehrt. Er iſt unter das ſchreckliche Unwetter, bei dem allerhand Zauber im Spiel war, gekommen. Man hat wohl gleich geſtern nachmittag zu ſuchen angefangen, man hat am

Abend geſucht, und in der Nacht ſind ſie mit Fackeln in Wald und Fels gezogen und haben jeden Winkel durchſucht und nichts gefunden; denn der Sturm hat ja jeden Hifthornſchall und jeden Hülferuf überbrüllt und das Licht der Fackeln drang nicht drei Schritte weit in die Nacht. — Und die Nacht war die Sonnwendnacht, da iſt das Sonnwendheer los und das hat den Prinzen mit ſich genommen. Da iſt freilich alles Suchen umſonſt und du kannſt dir denken, daß der König Johannes auf meinen dummen Forellenkönig nicht mehr denkt, wenn er in irgend einer unzugänglichen finſteren Bergesſchlucht ſeinen toten Sohn Ansgar — —"

„Ansgar!" jubelte Ella. „Sieh, Vater, die Braunellen haben's doch gut gemacht" und das Mädchen öffnete die Tür: „Da Vater, haſt du deinen Königsſohn — er iſt bei mir."

Funkelnde Sonne lag über dem friedlich Schlafenden. „Und jetzt ſtecke ich mir wieder Braunellen ins Haar, mein lieber Vater und ich weiß jetzt auch, was mein Traum bedeutet!"

„Dein Traum?"

„Ich träumte von einer Krone!"

„Mein Kind, das iſt die Sonnwendkrone, die ich dir mit dem Sonnwendſegen aufs Haupt gelegt," ſprach ernſt der Alte. Und die Sonnwendſonne ſtand hoch am Himmel und ſah ihr Bild im See.

*

* *

Digitized by Google

Die Sonne war noch auf ihrer blauleuchtenden Himmelsbahn nicht weit geschritten und der erwachte Königssohn war noch in den Fischerkleidern, als im Walde Stimmen laut wurden und des Königs Boten aus den Fichten herausritten und bei der Fischerhütte ihre Pferde einstellen wollten, um sogar droben in den Felsen der grauen Wand, um in den heiligen sieben Eislöchern den verschwundenen Prinzen nach des Königs Befehl zu suchen. Wie froh waren sie also von Herzen, als sie den Königssohn wohlerhalten in der Hüttentür stehen sahen. Den Furchtsamen hatte vor dem Grauwandgeschröf gebangt, allen aber vor den unheimlichen Eislöchern, in denen die Heidengötter von den Priestern eingebannt waren.

„Heil Ansgar, unserm Königssohn, und Heil seinen Rettern!" erscholl der Ruf, den die Bergfelsen der grauen Wald getreulich widergaben. Ansgar ging in die Hütte zurück und kam in seinem Jagdkleide wieder und er befahl, das zwei edle Pferde ihm und dem Fischer überlassen würden. Das Fischertöchterlein mit dem Braunellenkranz im Haar aber hob er selber auf seinen milchweißen Zelter. Die zwei pferdverlustigen Knappen sollten die Hütte hüten, bis die andern wiederkämen. Nun scholl noch ein Hifthornstoß zu den Felsen empor und dann trabte der Zug, so schnell es ging bei dem steinigen Wege, durch das Tal aus. Und es war, als ob die Sonne mit alledem im vollsten Einverständnisse wäre, denn sie verschenkte ihr leuchtendstes Gold und drängte es gewaltsam durch die dichtverschränkten Fichtenäste, so daß es auf den Weg fallen und diesen

auftrocknen mußte. — Zwei der ſchnellſten Reiter wurden vorausgeſendet, um die Ankunft zu melden.

Der andere Zug bewegte ſich langſamer und am allerlangſamſten das weiße Rößlein, welches zwei zu tragen hatte, wohl weil es die ſchwerſte Laſt trug. Unter einer mächtigen Schirmtanne, die ihre Zweige faſt bis zur Erde ſenkte, hielt es endlich ganz ſtill . . . der Schwarzſpecht, der gerade an dem Baume in emſiger Arbeit war, hielt plötzlich mit ſeinem Klopfen ſtill und flog zum Neſte hinauf und erzählte der Spechtin, daß unter dem Baum ſich zwei geküßt hätten. Dann aber konnte das weiße Rößlein bald wieder ſchneller gehen und ſchloß ſich dem Zuge wieder an. Dieſer erreichte, bevor der Abend niederſank, die Stadt, in der man die frohe Botſchaft ſchon vernommen hatte. Die ſchwarzen Fahnen waren ſchon eingezogen und bunte Wimpel flatterten durch die goldene Luft, von den Türmen klangen alle Glocken, die Mädchen holten ihre Tanzſchuhe wieder hervor, die Muſikanten probierten ihre Hörner und in den Gärten rauſchten die Springbrunnen wieder. In der Schloßküche flammten die Feuer wieder auf und der Oberkoch legte den goldgetupften Forellenkönig ins ſiedende Waſſer, bis er blau wurde wie der Himmel der Sonnwendnacht, an dem die goldenen Sterne ſchimmern. Der König Johannes hatte den Purpurmantel umgelegt, die Goldkrone aufs Haupt geſetzt und ritt mit ſeiner Gemahlin Adalgiſa bis zum Stadttore, wo ſie die Heimkehrenden trafen. König und Königin küßten den wiedergefundenen Sohn und das Goldkind auf ſeinem Zelter. Die Leute, welche jetzt alle Feierkleider trugen, hatten Blumen auf

die Wege geſtreut und riefen Hoch und Heil, ſo viel ſie Kraft in ihren Lungen hatten. Und auf den Bergen flammten die erſten Sonnwendfeuer auf. Im Schloßhofe half gar der König ſelber dem Fiſchermädchen aus dem Sattel. Für Ella lag ein mondbleiches Prinzeſſinnenkleid bereit und für Anſelm ein ſtattlich Ritterwams. Nachdem ſich die Beiden und der Prinz umgekleidet hatten, rief eine goldene Glocke zum Mahle. Hoch am Throne ſaß der König und ſeine Gemahlin, rechts der Kronprinz und Ella, links der Fiſcher Anſelm. Dann folgte zu beiden Seiten eine unabſehbare Reihe von Fürſten, Grafen und Rittern mit ihren Gemahlinnen und Töchtern. Und die zierlichen Pagen trugen allerlei leckere Gerichte auf, bei denen euch das Waſſer im Munde zuſammenlaufen würde, wenn ich ſie nennen und aufzählen wollte. Aber das tu' ich nicht, denn mir iſt es grad ſo ergangen, weil ich nicht eingeladen war. Das Köſtlichſte kam aber doch zuletzt. Auf einmal bliesen die Herolde in die Trompeten und herein getragen wurde auf einer Silberplatte der Forellenkönig Goldfloß mit der funkelnden Krone. Da nahm der König Johannes die Krone, welche zauberhaft leuchtete und ſprühte und legte ſie auf Ellas Goldhaar und ſprach: „Ich ſchenke dieſe Krone dir, die meinen Sohn gerettet hat, und wir beide wollen heute ein frohes Feſt miteinander feiern, du deinen Geburtstag und ich meinen Namenstag. Habe Dank für alles Liebe, das du meinem Sohne angetan haſt." Da praſſelte draußen im Garten ein prächtiges Feuerwerk los, wie die älteſten Leute noch nie eines geſehen hatten, und an den Bergen funkelten die Sonn-

wendfeuer mit den Sternen des Nachthimmels um die Wette. Nach dem Mahle war ein Hofball, bei dem der Kronprinz mit Braunella den erſten Tanz und noch viel andere tanzte, denn Braunella war die ſchönſte von allen. Endlich verloſchen die Lichter im Schloſſe, und als es dem wachwütigſten Schloßhahn ſchon zum Krähen im Halſe kitzelte, ſtiegen, von Pagen begleitet, Anſelm und ſeine Tochter in die Schlafgemächer empor. Da ſagte Ella leiſe, indem ſie auf die kleine Krone deutete: „Mein Traum! —“ Am nächſten Tage fand das große Turney ſtatt, bei dem Ella neben dem König ſaß. Der Kronprinz aber war unten am Kampfplatz und trug die Farben Ellas, blau und gold, die Farben der Sonnwendnacht, am linken Arm. Und Ansgar warf alle Ritter in den Sand und empfing aus Ellas Händen den Siegespreis, einen Braunellenkranz. Eine volle Woche dauerten die Feſtlichkeiten, die erſt aufhörten, als dem König Johannes der Magen weh tat. Da wurden Anſelm und Ella von einem großen Gefolge heimgeleitet, nachdem ſie noch reiche Geſchenke erhalten hatten, in den ſtillen Talgrund unter der grauen Mauer.

* * *

Dann iſt es wieder ſtill geworden tief drinnen in den Bergen. Nur ſanfter Herdenglockenklang ſchallte über die zitternden Wellen des Sees, manchmal tönte der Pfiff einer Gemſe oder eines Murmeltieres von der grauen Mauer oder es rollte ein Stein herab; aber ſonſt ſchien es, als ſchliefen die Geiſter droben in den Eis-

Digitized by Google

löchern wieder. Die Schneehühner huſchten in den Karen auf und fernher hörte man manchmal einen Hirſch. Aber noch eine Tierſtimme, die ſeltſam in dieſer Einöde klang, hörte man nicht ſelten.

Das war das Wiehern eines Pferdes. Das edle Roß gehörte Ansgar, dem Königsſohn, der jetzt gar oft ins Hochgebirge zur Jagd zog und dann regelmäßig ſein Pferd beim Fiſcher einſtellte. Einmal hatte er gar einen mächtigen Steinbock mit gewaltigen Hörnern von der grauen Wand herabgebracht. Nach ſolchen Jagdzügen war er meiſt ſehr müde und raſtete beim Fiſcher und wärmte ſich am Herde und ſagte, Ella ſolle ſich zu ihm ſetzen. An ſolchen Abenden aber ſchmorte entweder ein tüchtig Stück Hochwildfleiſch am Spieße über dem kniſternden Feuer oder es taumelten köſtliche Forellen im brodelnden Waſſer umher. Wenn dann die Sterne aufzogen am Nachthimmel, meinte Ansgar, es ſei zu ſpät zum Heimritt, ließ ſich von Anſelm alte Geiſterſagen erzählen und legte ſich dann ins Heu, da der Fiſcher kein drittes Bett beſaß. Am nächſten Morgen aber half er Ella Braunellen pflücken für den Heiland am Kreuze und für ihre Locken. Und ſo vergingen Wochen des Sommers. Eines Morgens aber, als die Sonne gar ſo rot von der grauen Mauer herab blutete, ſagte Ansgar, der wieder herinnen übernachtet hatte, zu Ella am Strande des Sees: „Weißt du, warum die Sonne ſo rot iſt? Rot ſind die Tropfen des Herzbluts. Und ebenſo wie die Sonne, das Herz der Welt, die Tropfen ihres Herzbluts für alle verſtrömen läßt, weil ſie alle lieb hat, ebenſo müſſen auch wir unſer Herzblut hingeben für die, welche wir lieb

haben. Drum müſſen auch wir zwei unſere Blutstropfen gerne für einander hingeben und uns gut ſein und uns lieb haben bis in den Tod. Ella, haſt du mich lieb und willſt du meine Königin ſein?"

„Ansgar, ich bin eine arme Fiſcherdirn."

„Mein Vater hat dir ſelber die Krone in deine Locken gelegt — haſt du mich lieb, Ella?"

„Ich hab dich lieb. —"

Der See ſpiegelte ein Bild, das ſchönſte, das es gibt auf Erden, zwei junge, glückliche Menſchenkinder, die ſich umſchlingen und küſſen und ſich treu und gut ſein wollen fürs ganze Leben. Dann führte Ella ihn zum Fenſter hin, wo der Braunellenſtock ſtand und zog das Stämmlein aus der Erde und ſagte:

„Die Blutstropfen unſrer Herzen ſetzen wir beide dran, drum will ich auch dieſe Blumenblutstropfen zu Zeugen anrufen und auch der blutbetropfte Heiland da drüben mit ſeinem Morgenſtrauße ſoll es hören. Das ſeien die Zeugen unſeres Bundes fürs ganze Leben. Siehſt du, Ansgar, die Wurzeln dieſer Blume? Zwei reine, weiße ineinander verſchlungene Hände ſind es, die ſich Treue geloben. Man nennt die Blume deshalb auch Gottes-Hand. So wollen auch wir jetzt unſere Hände vereinen. Solche reine, verſchlungene Hände ſind die Wurzeln des Glücks. Drum wollen auch wir einen heiligen Eid ſchwören, uns treu zu ſein, bis uns der Tod ſcheidet, und dem, der den Schwur bricht, ſoll die Hand verdorren und ſchwarz werden wie eine Teufels-Hand." Die beiden reichten ſich die Hände und der Heiland am

Kreuze hat den Schwur gehört. Ella aber ſteckte das Stöcklein ſorgſam in die Erde, damit es keinen Schaden leide.

*

* *

Und durch die Sommernächte am Bergſee zog ein Lied, daß die Fiſchlein lauſchten, weil eine ſo helle, ſo glückliche Stimme es ſang:

Und ich ſoll eine Königin ſein?
Und tragen die Krone über der Stirn?
Und bin geboren am eiſigen Firn
Und bin ſo gering und bin ſo klein
Und bin eine Fiſcherdirn!
Und ich ſoll eine Königin ſein?
Ein Fiſch hat mir die Krone gebracht
Und ich hab ja nur an die Lieb gedacht
Und mir glänzte der Krone goldener Schein
In der heiligen Sonnwendnacht!
Und ich ſoll eine Königin ſein?
Und bin ihm nur ſo gut,
Wir ſchworen bei dunklem Blut,
Und wär er ein armes Fiſcherlein,
Ich wär ihm grad ſo gut!
Ich möchte keine Königin ſein!
Ich litte gerne die Not
Und zög' durch Morgen- und Abendrot
Und zöge mit ihm landaus, landein,
Und zög' mit ihm in den Tod!

*

* *

Und Prinz Ansgar kam gar manchesmal und brachte gülden Geschmeid. — Dann ging aber der Sommer zuende, die Gentianen und die Primeln waren längst schon verblüht und der Alpenrosenhügel hatte ganz ausgeglüht — und je seltener die Braunellen wurden, desto seltener kam auch Ansgar. Wenn er aber wieder ins Tal zog und beide nur so wenig Blumen mehr fanden, daß für den Herrgott nicht mehr genug waren und sich Ella mit einer einzigen begnügen mußte, da blieb er nicht mehr des Abends beim Herdfeuer und hörte nicht mehr auf die Geistergeschichten des Alten. Und wenn ihn Ella fragte, warum er selten komme, erwiderte er, die Jagd im Hochgebirge sei jetzt zu gefährlich bei Reif und Eis und seine Mutter ängstige sich so. Dann fragte Ella wohl auch den Herrgott am Kreuz, dem sie so viel ihrer Blutstropfen gegeben hatte. Der aber schwieg. Vater Anselm aber wanderte noch oft hinaus zum Königsschlosse, um seine Forellen zu verkaufen, aber weder der König, noch der Prinz ließen sich sehen und der Oberkoch machte alle Geschäfte ab. Einmal aber sah er ganz etwas anderes.

Er war eben in den Schloßhof getreten, als eine Anzahl reichgekleideter Pagen ehrerbietig ein weißes Roß an silbernen Zügeln führten. Das Roß kannte er wohl, auf dem war einst seine Ella geritten. Aber das schöne Weib, das auf dem Zelter saß, kannte er nicht. Ein weißer Turban, mit Perlen und funkelnden Rubinen verziert und von einer prächtigen Reiherfeder gekrönt, lag auf dem edlen, von blauschwarzen Flechten umrahmten Haupte. Ein seidenweißer, goldgestickter Mantel floß von den Schultern. Purpurne Seide umschloß den Kör-

per. Anstatt des Rockes trug die Reiterin weite, bis an die Knöchel reichende Seidenhosen von der gleichen Farbe und die Füße steckten in goldenen, an der Spitze nach oben gebogenen Schuhen. Und wo man hinsah, blitzten Rubinen und Perlen.

Kaum war das Schloßtor dröhnend in die Angel gefallen, eilte auch schon der Prinz Ansgar über die teppichbelegte Marmeltreppe, um der fremden Schönen selbst aus dem Sattel zu helfen.

„Komm, Fatme," sprach er zu ihr und geleitete sie über die Treppe empor. Da fiel sein Blick auf Anselm und über seine Wangen schoß ein jähes Rot und eilig stieg er die letzten Stufen der Stiege aufwärts. — Lange erst, nachdem die goldenen Türen zugefallen waren, stieg Anselm über die Stufen und ging zu seinem Freunde, dem Oberkoch. Den fragte er, wer denn das fremde Fräulein sei. „Das ist die Tochter eines mächtigen Heidenfürsten und stammt aus einem Lande, wo die Rubinen fast an den Sträuchern wachsen, wie bei uns die Alpenrosen," erwiderte der Oberkoch. „Sie ist schon längere Zeit bei uns am Hofe und liebt die Jagd. Ihr Falkner ist zumeist Prinz Ansgar." Anselm ging langsam waldein und sagte am nächsten Tage zu seiner Tochter: „Ella, wenn nur die Mutter nicht recht gehabt hat mit den Blutstropfen!"

Ella sagte gar kein Wort darauf, sondern sie ging zum Fensterbrett, wo das Braunellenstöckl stand, das für heuer seine letzte Blüte getrieben hatte. Aber diese war noch frisch und neigte nur wenig das Köpfchen, denn die kalte Herbstluft strich auch durch die Fensterritzen. Der

Vater war aber ſeitdem ein wunderlicher Mann geworden. Er führte ſeltſame Reden mit ſich ſelber, wenn er vor dem Herdfeuer, das die nie verlöſchende Sonnenglut barg, mit großen Schritten auf und ab ging. So ſagte er oft: „Es iſt doch beſſer, wenn man ſeinen Mantel dem Bruder hingibt, als wenn man nach rotem Golde verlangt. Der Forellenkönig hat doch Recht gehabt, nun verliere ich mein beſtes Gold! Warum hab ich ihn getötet? Sagte nicht der mit den ausgeſpannten Armen da drüben: Du ſollſt nicht töten?“ — Ella verſtand dieſe Reden nicht, ſie wußte nicht, daß ſie ſelber des Vaters beſtes Gold ſei. Aber bald litt es den Alten nicht mehr in Küche und Stube, er ſtürzte hinaus in den Herbſttag und ſtieg zu den Felſen und Karen empor, wo keine Blumen mehr blühn und ſchrie: „Du ſollſt nicht töten!“ Und die Felſen gaben ihm dumpfe, dunkle Antwort: „Du ſollſt nicht töten!“ Und ſo oft er auch verzweifelnd ſchrie, ſie wußten ihm nichts anderes zu ſagen als: „Du ſollſt nicht töten!“

Der Prinz Ansgar aber war nicht mehr in das Hochtal gekommen, in dem die Morgenſonne ſchon lange Arbeit brauchte, um den ſilbernen Reif von Blatt und Blüte zu löſen.

Eines Morgens war Anſelm ſchon, als noch die Sterne funkelten, in die Königsſtadt gezogen, denn er hatte am Vortage Botſchaft erhalten, möglichſt viele Forellen zu bringen. Und als er hinauskam, war die Stadt gerade ſo geſchmückt, wie am Abend des Johannestages: bunte Wimpel wehten in der Luft, Glocken klangen und Blumen lagen auf der Straße. „He Ge-

vatter," fragte Anſelm einen bekannten Weißgerbermeiſter, „kannſt du mir nicht ſagen, was habt Ihr denn heut für ein Feſt?" „Das iſt zu Ehren der Prinzeſſin Fatme, in deren Land die Rubinen an den Stauden wachſen, wie bei uns die Alpenroſen. Sie ſchwört heute den falſchen Heidenglauben ab und der Biſchof wird ſie taufen. Doch ich muß mich eilen, denn — hörſt du, die Glocken läuten ſchon zuſammen! Willſt du nicht auch mit in die Kirche?"

„Ich muß ſchnell in die Schloßküche mit meinen Forellen," erwiderte Anſelm. „Hab Dank für deine Auskunft." Nachdem er die Forellen abgeliefert hatte, kehrte der Fiſcher der Stadt ſchnell den Rücken, denn er wußte genug und ſchritt waldeinwärts. Und auch Ella wußte genug. Als ſie aufgeſtanden war und auf den Anger hinausging, um dem Herrgott ihre Blutstropfen zu geben, fand ſie keine einzige Blume mehr. Da trat ſie vors Kreuz und ſagte: „Mein Herr und Heiland, ich kann dir keine Blutstropfen mehr geben, außer du willſt andere Blutstropfen."

Da war es ihr, als ob der Heiland das dornengekrönte Haupt neige. Sie ging nun ſtill ins Kämmerlein, um das Blütlein an ihrem Stöckl, das letzte, das ſie hatte, für den Herrgott zu brechen. Aber die Blume war welk und geſtorben.

„O meine Blutstropfen, o meine Krone," ging es dem Mädchen durch den Sinn. Wenigſtens die Krone hatte ſie noch. Aber als ſie den Spind aufſperrte, in dem ſie dieſelbe verwahrt hatte, ſah ſie, daß keine Krone mehr da war. Nun war wohl keine Täuſchung mehr möglich.

Und Ella weinte den ganzen Tag. Abends, als die erſten Sterne über die graue Mauer aufzogen, ſah ſie am See ein wunderſames Leuchten, das ſie ſich nicht erklären konnte. Sie ging deshalb an den Strand und ſiehe, mitten im See ſchwamm eine leuchtende Krone, ihre Krone. Der See hatte ſie ihr gegeben, der See hatte ſie ihr genommen und es war aus mit dem Liede:

„Und ich ſoll eine Königin ſein?
Mit der Krone über der Stirn —"

Als der Vater ſpät nachts aus der Stadt heimkehrte, fand er ſein trauriges Kind noch wach. Ella erzählte ihm alles. Der alte Mann aber ſagte nichts darauf, als: „Die Mutter hat doch recht gehabt mit den Blutstropfen . . . mit den Blutstropfen." Dann ſchrie er, daß es durch die Nacht gellte: „Du ſollſt nicht töten."

Draußen hatten ſich die Sterne längſt wieder umzogen und in den Eislöchern droben orgelte ein wildes Lied. Der erſte Herbſtſturm pfiff um die Felſen und rüttelte an den Fenſtern der Fiſcherhütte. Plötzlich fiel etwas klirrend zu Boden. Ella ſprang aus dem Bette und machte Licht. Der Wind hatte das Braunellenſtöckl auf die Diele geſchleudert. Das Pflänzlein lag bloß auf Erde und Scherben. Und als Ella näher hinſchaute, ſah ſie, daß von den weißen Gotteshandwurzeln die eine ſchwarz geworden war wie eine Teufelshand. Nun wußte ſie, daß der Schwur gebrochen war. Aengſtlich horchte das Mädchen in die Nacht und, als ſie wußte, daß der Vater wieder eingeſchlafen ſei, ſchlüpfte ſie in ihre Kleider,

drückte leiſe die Türe hinter ſich zu und ging in die ſauſende Nacht.

* * *

In der Kirche brauſte die Orgel: Großer Gott, wir loben dich! Vorn am Altar kniete Prinz Ansgar mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, ganz in purpurne Seide gekleidet. Neben ihm in weißem Seidenkleide, von dem die Rubinen funkelten wie Blutstropfen, kniete Fatme — ſeit der Taufe hieß ſie Giſela — über ihr ſchwarzes Haar floß ein weißer Schleier, auf dem eine Goldkrone lag. Vor ihnen ſtand in glänzendem Ornate mit hoher Mitra der Biſchof und ſprach: „Und ſo gebe ich euch denn zuſammen zum Bunde für das ganze Leben und ihr ſollt euch treu ſein, bis euch der Tod ſcheidet."

Da drang hinter einer Kirchenſäule ein gräßlicher Schrei hervor und ein ärmlich gekleidetes Mädchen ſtürzte durchs hohe Domportal auf die Straße. Und als am Altare der Biſchof die Hände ineinander legen wollte, trat er ſchaudernd von dem Brautpaare zurück, denn des Prinzen Hand war ſchwarz geworden wie eine Teufelshand. Die Orgel verſtummte und die Kerzen verloſchen.

* * *

Als der Vater in der Frühe ſein Kind nicht mehr gefunden hatte, ging er in die Wildniſſe, um es zu ſuchen und irrte den ganzen Tag in den Felsklüften der grauen

Wand, damit er wenigſtens die Leiche fände, wenn Ella ſich ein Leid angetan hätte. Aber ſo oft er auch den Namen ſeiner Tochter rief, die Felſen gaben ihn nur ſpottend zurück und ſpäter verſchlang ihn der Sturm, der immer lauter aus den Eislöchern hervorpfiff. Dort oben waren heute die Geiſter wieder los und Frau Holle ſtreute mit vollen Händen Schneeſterne in den Sturm. Der Mann in den Felſen ſah nichts mehr vor ſich, als fliegende, flimmernde Schneeſterne. Drum ſtieg er langſam hinab ins Tal. Ella trat aus dem verſchneiten Wald und kniete ſich in den Schnee vors Kreuz. Und ſie betete zum Heiland empor: „Die Mutter hat recht gehabt. Du haſt, mein lieber Jeſus, du haſt dein Herzblut für mich vergoſſen. Und ich wollte dir ein paar armſelige Blumen als mein Herzblut geben! Nun nimm mein wirkliches Herzblut, ich fühle, wie es aus dem Herzen weicht, nun nimm mich zu dir.“ Da löſten ſich die Arme vom Kreuze und Jeſus ſtieg herab und nahm das Mädchen bei der Hand.

„Ich habe für dich mein Blut vergoſſen,“ ſprach er mild, „und du haſt mir dein Herzblut gegeben. Ich führe dich in ein ſchönes Reich, dort ſollſt du Königin ſein und eine ewige Krone tragen.“ Und die Flocken wirbelten und woben ein Leichentuch. Aus dem Walde aber ſtürmte nach kurzer Zeit der Königsſohn und rief nach Ella. Aber die gab keine Antwort mehr, die lag tot zu den Füßen des Kreuzes. Ansgar hielt die Totenwacht.

Da drang ein ſchrecklicher Ruf durch das Schneegewirbel: „Du ſollſt nicht töten ... Du ſollſt nicht töten!“ Aber das war nicht das Wort des Geſetzes, ſondern das

war ein wahnſiniger Hohnſchrei darauf, das war der Ruf eines Menſchen, der morden will und dazu lachen kann.

Als Anſelm die Tote und ihren Leichenwächter ſah, da ſchrie er noch einmal mit grellem Gelächter: „Du ſollſt nicht töten!“ . . . Dann riß er das Chriſtuskreuz aus dem Boden und ſchlug den Königsſohn nieder.

Blutstropfen lagen auf dem weißen Schnee und noch lange tönte durch den Sternenwirbel der Ruf: „Du ſollſt nicht töten!“ Endlich verſchlang ihn der immer wütender werdende Sturm. In den Eislöchern droben löſten die Geiſter wilde Lawinen, die über die graue Mauer niederkrachten.

*

* *

Erſt am nächſten Langes konnte man wieder in den Talgrund kommen. Aber da war kein See mehr zu finden und die ſieben Gletſchertore waren auch nicht mehr da, denn es war der Berg niedergebrochen. Und von der wilden Fahrt hat man auch nichts mehr gehört. Nur in den Schutthalden blühten noch einige Blutstropfen. Aber wenn man ſie aus der Erde zog, zeigten ſie eine weiße Gotteshand und eine ſchwarze Teufelshand ineinander verſchlungen. Und ſeitdem blieb es ſo. Und die Blume hat einen neuen Namen bekommen: „Die Teufelshand“. Geht nur hin und fragt die Blume . . . und die älteſten Leute können euch auch ſagen, warum ſie ſo heißt.

Die zwei Ringe

Es war einmal vor alten, alten Zeiten ein ganz kleines Mädele, das ganz blonde Haare und ganz blaue Augen hatte. Dieſes war von der Mutter mit einem blitzblanken Häcklein auf die hohe Lärchwaldwieſe, in welcher der ſeeroſenreiche Pfrillenſee lag, geſchickt worden, daß es dort dickes Reiſig zuſammenhacke. In der Wieſe blühten blaue Gentianenglocken und dieſe flocht ſich die kleine Bertel in das blonde Haar. Das Beil lag blitzend auf dem Lärchſtrunk. Ueber die Wieſe funkelte noch die Sonne, jedoch hinter dem Hochwalde — dort wo die letzten Zirben ſtehen — zogen ſchwarze Wolken auf, die nichts Gutes verkündeten. Auf einmal hörte das Mädchen ein mächtiges Brauſen vom dunkeln Hochwald her — und durch das Sauſen klang eine helle, flehende Stimme, welche rief:

Schlag' drei Kreuz in den Baum!
Schlag' drei Kreuz in den Baum!
Schlag' drei Kreuz in den Baum!

Die kleine Bertel — der die Großmutter an den langen Winterabenden beim kniſternden Kienfeuer allerhand alte Geſchichten und darunter auch die, daß man Salig-

fräulein durch die Baumbekreuzung vor dem wilden Manne retten könne, erzählt hatte, fürchtete ſich nicht, ſondern hackte, dem Rufe folgend, die drei Zeichen mit ihrem Beile in den Strunk. Auf ihm ſtand nun plötzlich ein wunderſchönes Fräulein. Dieſes hatte ein ſchimmerndes goldenes Haar, auf dem ein blauer Flachsblütenkranz lag, der genau dieſelbe Farbe hatte, wie ihre Augen. Das Kleid des Saligfräuleins — denn ein ſolches war es — ſchien aus den Blättern der weißen Seerosen, wie ſie zwiſchen den runden, grünroten Blättern drüben ſchwammen, gewebt zu ſein.

Das Fräulein zitterte am ganzen Leibe — und warum, ſollte die kleine Bertel bald einſehen. Ueber dem Hochwald, wo die ſchwarzen Wolken ſtanden und das große Sauſen klang, zuckten jetzt blaſſe Blitze auf und aus dem Rauchgeſchwele ſprengte auf einem weißen Roſſe ein wilder Reiter. Ein großer, blauer Mantel umwallte ihn, auf dem Haupte des rieſigen, alten Mannes, deſſen langer Graubart im Sturmwinde wehte, lag ein großer, ſchwarzer Breithut. Er hatte nur e i n Auge, aber dieſes blitzte ſo fürchterlich, daß Kleinbertel angſt und bang wurde. Einen mächtigen Jagdſpeer ſchwang der Reiter und von dieſem tropfte roſenfarbenes Blut, das wohl von der blaſſen Mädchenleiche, die quer über den Rücken des Pferdes lag und deren goldene Haarflechten um die weißen Roßſchenkel ſchlugen, herrühren mochte. Neben dem Pferde raſte eine Meute ſchrecklicher, blutdürſtiger Hunde, von deren ſcharfen Gebiſſen das Blut rann. Das war der wilde Jäger!

Und wenn klein Bertel nicht die drei Kreuze in den

Stamm geſchlagen hätte, ſo wäre es dem zitternden, blonden Fräulein gerade ſo ergangen, wie ihrer Schweſter, deren Leiche vom Pferde hing.

Die Hagelſchauer praſſelten nieder, die Blitze lohten blutrot, die Donner brüllten und fanden Widerhall in den fernen Eisgebirgen, die Hunde kläfften, der wilde Jäger ſchwang drohend den blutigen Speer und tobte und wütete, aber er konnte weder dem unſchuldigen Kinde noch dem ſaligen Fräulein auf dem geſegneten Baumſtrunke etwas anhaben. So zog er denn wieder mit dem Gewitter durch den Hochwald ab und bald lag wieder die Sonne auf dem Plan.

Das Fräulein ſtieg nun vom Baume nieder und nahm die kleine Bertel bei der Hand und führte ſie zum See, der grad ſo blau war wie des Fräuleins Augen und in dem die tauſend Seeroſen ſchwammen, aus denen glänzende Waſſerſpinnen das Elfenkleid geſponnen hatten. Da ſprach das Saligfräulein: „Kleinbertel, du haſt mir das Leben gerettet und darum will ich dich auch belohnen. Du ſollſt glücklich ſein!“ Dann beugte die Fee ſich nieder und fuhr mit ihrer weißen Hand durch die blauen, goldſchimmernden Wellen und brach eine noch geſchloſſene Seeroſe. Dieſe hielt ſie, nachdem ſie die Knoſpe leiſe angehaucht hatte, in einen Sonnenſtrahl, der verloren aus einem dunkeln Fichtenzweiggewirr hervorkam. Und ſiehe, — die Roſe öffnete ihre Silberblätter, — eines nach dem andern —, bis endlich ein goldener Stern ſichtbar wurde. Und auf dieſem lag ein goldenes Ringlein. Die Fee nahm es und ſteckte es Bertel an den Finger und ſprach dazu:

„Es iſt ein Glücksring, der dir jeden Wunſch erfüllen ſoll. Aber ſei mit Wünſchen klug und vergiß nicht, was das wahre Glück iſt. Sollteſt du aber einmal meiner bedürfen, — dreimal im Leben darf ich den Menſchen helfen und beiſtehen —, ſo komme an dieſen See und rufe dreimal:

Flachshilde im Seeroſenſchnee
Komme aus dem ſilbernen See!

Dann werde ich hören, was du mir zu ſagen haſt."

Nach dieſen Worten ſank das Fräulein in die Flut.

Am Bergrand ging die Sonne purpurfunkelnd nieder und ſchleuderte noch einige Goldflammen in den See, aus dem jetzt die Roſen gar wunderſam zu duften anfingen und aus dem ſich ein leiſes Klingen erhob, als läuteten die Glocken einer verſunkenen Stadt.

Ueber dem Hochwald aber war ſchon wieder ein pechſchwarzes Gewitter aufgezogen und Bertel fürchtete ſich, es könne der wilde Mann — den Wodan hatte ihn die Großmutter genannt — wiederkommen und dachte auch an ihre arme Mutter, was die für eine Angſt haben werde und wie ſie brummeln werde, weil ſie ſo lange ausgeblieben ſei. Ja wenn ſie der Mutter doch etwas anderes mitbringen könnte, als das armſelige Reiſigbündel! — — — Herrgott, das hatte ſie ja auch liegen laſſen droben im Hochmahd! — Wenn ſie nur das wieder hätte, denn ſonſt iſt des Scheltens kein Ende, wünſchte ſich Klein Bertel.

Und richtig, kaum hatte ſie den Wunſch getan, —

ſchwubdich-haſtdumichgeſehen, kam das Reiſigbündchen auf ihren Rücken geflogen! Alſo hat das Ringlein halt doch eine Kraft, dachte ſich das Kind, und jetzt kann die Mutter wenigſtens Feuer anmachen . . . aber ob ſie im Hafen eine Suppe zum drüberſtellen hat, das iſt freilich eine andere Frage! — Herrgott, wenn dieſes Reiſigbündlein doch von Gold wäre, fuhr es Kleinbertel durch den Sinn, dann hätte alle Not zu Hauſe ein Ende.

Vielleicht war das Wunder ſchon geſchehen! Neugierig nahm Bertel das Bündel von den Schultern und ſchaute nach, aber der Blick des Kindes war enttäuſcht, denn das war und blieb gewöhnliches Reiſig — ſo weit reichte alſo die Kraft des Ringes doch nicht.

Langſam ſtieg das Mädel durch den Wald ab und wurde immer müder und ängſtlicher. Jetzt ſah es durch die graudunkelnden Nebel in das Tal, wo ihre ärmliche Hütte ſtand. — Richtig, dort ſteht die Mutter ſchon unter der Haustüre und ſchaut den Berg empor, ob ihr ſchlimmes Kind denn noch immer nicht kommt! — Heute gibt es ſicher noch Schläge! Das hat man dann zum Schluß, wenn man Feen das Leben rettet, ſtatt fleißig Reiſig zu ſammeln. Heute hat ſie auch gar nicht viel geſammelt und doch iſt das Bündel ſo ſchwer, daß ihr faſt die Füße zuſammenbrechen. Und ihr ſcheint, das Bündel wird noch immer ſchwerer und ſchwerer. Endlich iſt Kleinbertel an der Hüttentür und die Mutter fängt zu brummeln an, — da wirft das Kind das Reiſig zu Boden. — Ja, du lieber Gott, was iſt denn das? — Wie hell das aufklingt und wie ſeltſam! — Das iſt ja

Gold, funkelndes Gold — und nun hat alle Not ein Ende.

*

* *

Jungbertel wohnte in einem prächtigen Schloſſe am See und ſpielte an deſſen Ufern mit goldenen Kugeln. Wenn ſie eine ins Waſſer warf, daß es hoch aufplatſchte und dann ſchillernde Ringe zog, mußte ſie einer der grünen Frösche herausholen aus dem dunkelgrünen Algengewirr des Grundes. Dieſes Spiel trieb ſie ſo lange, bis alle Frösche müde waren, denn es machte ihr gar großen Spaß. — Dann aber hatte ſie gleich wieder einen anderen Wunſch und wollte ſilbernes Edelweiß haben von den Höhen, deren trotzige Felſen ſie in den Himmel ſtechen ſah. Dieſe Sterne mußte ihr Heinrich, der braune Hirtenbub, der dann dafür einen Kuß bekam, von den Hochwildniſſen herabholen.

Mit dem Heinrich hatte ſie ſchon vor Jahren geſpielt, — allerhand ſelbſterfundene Spiele, darunter auch das „Heiratelets". Das war zur Zeit, als ſie noch ein armes Mädele und kein reiches Fräulein war.

Oft kam es ihr zu Sinn: dem armen Heinrich könnte ich wohl auch ein Schloß oder wenigſtens einen ſchönen Bauernhof ſchenken, daß er nicht gar ſo armſelig leben muß . . . aber immer ſagte ihr eine innere Stimme: „Tu's nicht!" Und ſie tats auch nicht —, denn er ſollte eben Hirtenbub bleiben. So ſah ſie ihn am liebſten. Es muß auch Hirtenbuben geben. — So war er ihr eben am liebſten. Alſo wurde die Bertel größer und

größer und hatte immer mehr Wünſche, und alle erfüllten ſich. Sie wurde auch ſchöner und ſchöner, und als die Leute ſagten, die Königstochter ſei die ſchönſte im Lande, fuhr ſie eigens in die Hauptſtadt, um die Prinzeſſin, die in einer goldenen Karoſſe vorbeiraſſelte, zu ſehen. Dann ſchaute ſie in einen Spiegel und ſah, daß die Königstochter wirklich ſchöner ſei. Alſo tat ſie den Wunſch, ſie wolle die Schönſte ſein im Lande. Und eine Woche darauf ſagten die Leute: „Jung Berta iſt die Schönſte im Lande."

Nun kamen auch die Freier zu ihr. Zuerſt hatte ſie ſich einmal gewünſcht, der reiche hübſche Dorfvorſteherſohn ſolle ins Schloß kommen und um ſie freien. Und ſiehe, er kam. Das ſtolze Burgfräulein aber hatte ihn nur kommen laſſen, um ihn unter Spott heimzuſchicken. Deshalb ſagte Jungberta zu dem Freier:

„Was? ich ſein Weib? — Iſt er nicht klug?
Bleib er daheim bei Egg' und Pflug!
Was bildet ſich der Bauer ein?
Jungbertelein will Gräfin ſein."

Und kaum waren die Wunſchworte an den marmornen Saalwänden verklungen, drang das Niederraſſeln der Schloßbrücke durch das offene Putzelfenſter herein, und als Jungberta hinausſah, erblickte ſie Graf Walter, der ſich aus dem Sattel ſeines goldgezäumten Schimmels ſchwang. Der Vorſteherſohn ging traurig die Wendeltreppe hinab und begegnete dem Grafen, der ihm für ſeinen demütigen Gruß gar nicht einmal dankte.

Hei, das war ein Leben im grünen, ſingenden

Walde! Wie der braune Roßfalk aufſchoß von Bertas lederbeſchuhter Hand, in die ſchimmernde Himmelsbläue bei der Reiher-Beiz! Neben Berta ritt Graf Walter auf firnweißem Schimmel, und rufende Hörner tönten im Forſte, bis ihnen weit im Hintergrunde die grauen Felſen dumpfe Antwort gaben.

Einmal war ganz beſonders große Jagd angeſagt. Sollte doch heute vom Rheine her ein viellieber Gaſt kommen, Fürſt Siegfried! Und Fürſt Siegfried kam .. Und Jungbertel, die Schönſte im Lande, hatte kaum daran gedacht, daß eine Fürſtenkrone ſchöner ſei als ein ſamtner Grafenhut, als auch ſchon der Waſſerfall in einem finſtern Waldwinkel einige leiſe Worte, damit Graf Walter ſie nicht hören ſollte, mit ſeinem Sturzrauſchen übertoſte. Und die Worte waren:

Jungberta, es ſteht ein Schloß am Rhein,
Die blauen Waſſer toſen,
Jungberta, willſt du nicht Fürſtin ſein
Zwiſchen den Reben und Roſen?

Aber Jung-Berta iſt auch nicht Fürſtin geworden, — denn ſeit ſie beim glänzenden Ritterturnei an der Seite des Herzogs geſeſſen war auf ſeidenüberdachtem Balkone, dünkte ihr ein Herzogshut wieder beſſer. Ihre Farben: Flachsblau und Lockengold hatten die Ritter beim Turney getragen und ſie legte ihnen Flachsblütenkränze als Siegeszeichen um die ſchimmernden Helme.

Aber auch Herzogin iſt Jung-Berta nicht geworden. Sie konnte ja auch Königin werden, ſie brauchte es ja nur dem Ringlein zu ſagen und es reitet ein Königsſohn

in den Burghof. Sie brauchte es gar nicht einmal dem Ring zu vertrauen . . . ſie iſt ja die Schönſte im Land und da kamen die Königsſöhne von ſelber. Aber auch die Königsſöhne ſollten die Schönſte im Land erſt erkämpfen müſſen . . . ſo ſaß ſie denn auf ihrem Thron und gab den königlichen Freiern Rätſel auf, die ſie löſen mußten. Der glückliche Freier erhielt ihre weiße Hand . . . der unglückliche hatte einen Kopf zuviel und zwar den, welchen er auf hatte. Viele kamen, keiner ging und der Henker vergrub die blutigen Leiber und warf die Köpfe in den Schloßgraben, deſſen Wellen ſie dann in den Fluß trugen. Aber ſo viel auch kamen, Schön-Berta mußte immer an den Hirtenbuben Heinrich denken, der ihr doch eigentlich der liebſte von allen war. Sie dachte an das Heirateletsſpielen in der großen Tonne vor Küfers Haus zurück und ließ den Hirten ins Schloß rufen, ließ ihm Prinzenkleider zurechtrichten, damit er wie ein Königsſohn um ſie werbe nach Ziem und Brauch. Mit dem Rätſel wollte ſie es ihm leicht machen, dann, träumte Berta weiter, wollten ſie ſich vor dem blumengeſchmückten, kerzenſtrahlenden Altare Liebe und Treue geloben und glücklich ſein ein ganzes Leben lang, ganz glücklich ſein, ohne noch einen Wunſch zu haben.

Oft ſchon hatte Schön-Berta über ihr Glück nachgedacht und dabei immer herausgebracht, daß ihr Ring nicht der richtige Glücksring ſein könne, — daß er einen Fehler haben müſſe, denn ſeine Zauberkraft war nicht vollſtändig. Vielleicht hatte ein neidiger Schmiedezwerg einen Fluch hineingewoben, vielleicht ein fauler in der Unachtſamkeit eine Verknüpfung falſch geſchlungen, viel-

leicht ein diebiſcher nicht vollwertiges Gold genommen, — kurz ein Fehler war einmal da und der äußerte ſich dadurch, daß ſich ſtets, kaum daß der eine Wunſch erfüllt war, auch gleich ein anderer einſtellte. „Aber ſei klug mit deinen Wünſchen und vergiß nicht, was das wahre Glück iſt", hatte dereinſt die Fee geſagt. Nun verſtand Schön-Berta die Worte. Das wahre Glück wird wohl die Liebe ſein? Und es muß einen Ring geben, der ganz glücklich macht, der uns ein Glück gibt, das keinen Wunſch mehr kennt? Vielleicht iſt das der Trauring?

Deshalb wollte ſie es dem jungen Hirten leicht machen und fragte ihn, als er im Prinzenkleide vor ihrem Hochſeſſel ſtand, mit folgenden Worten:

„Was fällt vom Himmel unter Silberglühn,
Um hier auf Erden einſam fortzublühn?"

Und der Hirtenprinz antwortete ſchnell:

„Wie du der Frau'n, iſt es der Blumen Preis,
Ich brach es oft für dich: Das Edelweiß."

Und Berta ſtieg vom Throne und küßte den Hirtenjungen und ſprach mit bebenden Lippen:

„Du haſt es erraten, Heinrich — und ich bin dein! Aber du ſollſt mir noch einmal Edelweiß holen aus dem Wildgefels für meinen Brautkranz, dann wollen wir miteinander glücklich ſein ein ganzes Leben lang ohne Wunſch."

Der Hirtenprinz ſchnallte den Degen von der Seite und legte ſein ſeidenes Wams wieder ab, desgleichen die goldene Kette mit dem großen Stern und das Samtbarett mit den weißen Straußenfedern. Anſtatt ins

Wams ſchloff er in die Lodenjoppe, anſtatt des Degens nahm er einen haſelnuſſenen Bergſtock und anſtatt des Baretts einen Jägerhut mit einer Geierfeder, dann wanderte er einer ſteilen Muhrrunſe nach, die den Wald durchſchnitt und zum Hochkar führte, bergaufwärts.

Schön-Berta aber ſtand auf dem Marmorſöller ihres Schloſſes und winkte ihm mit dem Seidentüchlein Abſchied nach, bis er im Hochwalde verſchwand. Dann aber wurde ihr auf einmal ſo ſeltſam zumute, ſo weh und ängſtlich ums Herz, und Tränen — die einzigen Perlen, die ſie trotz ihres Reichtums nicht kannte — traten ihr ins Auge. Und eine ſeltſame Stimme hörte ſie reden: „Du hätteſt jetzt ſollen zufrieden ſein mit deinem Glück und nicht wieder einen neuen Wunſch hegen und ausſprechen.“

Schön-Berta wollte den Hirten zurückrufen, aber da ließ ſich eine andere Stimme vernehmen: „Nein, Schön-Berta, du biſt die Schönſte im Land, du biſt ſchöner als die Königstochter, d'rum mußt du auch ein ſchöneres und reicheres Kranzgeſchmeide tragen als dieſe. Die ſtolze Prinzeſſin ſoll eine güldene Krone tragen, die ihr ſchwarze Knappen gegen Lohn aus den ſchwarzen Schächten des Berges hervorgehämmert haben — du aber ſollſt einen Kranz aus den ſilbernen Sternen im blonden Haare tragen, die vom Himmel auf die lichten Gipfel gefallen ſind und die dir die Liebe ſelber geholt hat, die keinen Lohn dafür verlangt.“

Und Schön-Berta folgte dieſer Stimme und rief Heinrich nicht zurück. Er hätte es wohl auch nicht mehr gehört. — Vom Nachthimmel ſchimmerten in unendlicher

Pracht die tauſend Edelweiß auf die Erde nieder, die ſchon lang im Schlummer lag. Nur Schön-Berta ſtand noch immer am Söller und ſchaute zum Walde hin und wartete und wartete und wünſchte, Heinrich ſolle aus den Bäumen treten. Aber der Wunſchring ſchien ſeine Kraft verloren zu haben, der Hirt ſtieg nicht vom Berge nieder.

Da, was war das? Im dunklen Walde glosten rote Funken auf und dieſe wanderten weiter und weiter und talwärts. Das waren zwei Fackeln. Nun kamen ſie näher: Zwei Senner trugen zwei Fackeln, zwei Senner trugen auf einer Tannenbahre einen blaſſen blutigen Hirten, der in der toderſtarrten Hand Edelweißſterne feſthielt.

Nun hatte Schön-Berta wohl ihren Brautkranz, aber die kalte Hand des Toten ließ die Sterne nicht los.

Wohl wünſchte und flehte Berta nun, der Tote möge aufſtehen von der Fichtentrage; aber die Grenze, die zwiſchen Tod und Leben gezogen, überſchreitet die ſtärkſte Zauberkraft nicht, auch nicht die des Ringes. Dieſe Grenze hat Einer feſtgeſetzt, an deſſen Willen kein Zauber rütteln kann. Heinrich blieb bleich und kalt und ſtarr und tot.

*

* *

Am nächſten Tage ſtand Berta unter den ſonnendurchfunkelten Lärchen am See und weinte ſo bitterlich, daß ſie kaum die Zauberworte durch die Tränen brachte:

„Flachshilde im Seeroſenſchnee
Komme aus dem ſilbernen See."

Da zogen die Wellen goldene Kreiſe immer weiter und glänzender und der innerſte, der kleinſte, war ein Flachsblütenkranz, unter dem goldene Haare wie Sonnenſtrahlen die Wogen durchzogen. Und dann ſtieg Flachshilde empor, ganz wie einſt im Seeroſenkleide und ſprach milde: „Berta, was weineſt du?“

„Mein Heinrich iſt tot. Erwecke ihn zum Leben,“ ſchrie Berta auf, daß die Meiſen aus den Bäumen aufflogen.

„Das kann ich nicht,“ erwiderte ernſt Flachshilde, „über Leben und Tod entſcheidet und gebietet Der allein, der über uns allen ſteht.“

Und Berta ſank in die Knie: „Das iſt mein einziger Wunſch und dein Ring kann ihn nicht erfüllen. Das iſt mein einziges Glück, ohne das ich nicht leben kann — und dein Ring kann es mir nicht geben!“

„Er kann es nicht!“ ſprach Flachshilde feierlich.

„Dann haſt du mir keinen Glücksring gegeben. Ich habe es ja lang ſchon gewußt, daß es kein Glücksring iſt, denn nach jedem einen Wunſche kam immer gleich ein anderer. Nie war ich zufrieden, nie glücklich .. Jetzt habe ich noch einen einzigen Wunſch, der alles Glück enthielte, daß Heinrich wieder erwache, und den kannſt du mir nicht erfüllen! — Wohlan, Flachshilde, ſo gib mir einen wirklichen Glücksring, der auch dieſen einen Wunſch ſtill macht, einen Glücksring für ein Glück, das keinen Wunſch mehr kennt. Denn ein Glück, das noch einen Wunſch hat, iſt kein Glück. Und wird dieſer Wunſch nach Heinrichs Leben in mir nicht ſtill, ſo kann ich nie mehr

glücklich werden, ſo lege ich mich zwiſchen die weißen Seeroſen und fluche dir und deinem Glücksring und ſterbe."

Ernſt hatte die Fee zugehört und ſchwer klangen ihre Worte, als ſie antwortete: „Du ſollſt dich nicht zwiſchen die weißen Seeroſen legen, nicht fluchen und nicht ſterben, ich will dir den Glücksring geben, den du verlangſt." Dann ſtreckte ſie ihre weiße Hand über den See und rief:

„Wünſchelfiſchlein: Eins, zwei drei —
Bringe einen Ring herbei!
Einen Ring für jenes Glück,
Das kein Wünſchen läßt zurück."

Und es dauerte nicht lange, ſchnellte ein goldenes Fiſchlein aus den blauen Wellen, das ein goldenes Ringlein mit dem runden Munde auf ein großes, rundes, grünrotes Seeroſenblatt legte.

Flachshilde brach das Blatt und gab Berta den Ring, indem ſie die ernſten Worte hinzufügte: „Nimm ihn hin, den zweiten Glücksring. Sei glücklich, wenn du kannſt. Und ich ſage dir noch einmal: Nur dreimal im Leben kann ich den Menſchen helfen, — das drittemal darfſt du mich noch rufen, wenn du meiner not haſt. Wenn du dieſen Ring auf dein Herz legſt, komme ich zu dir. Aber rufe mich nur, wenn du ſonſt keine Hilfe erwarteſt — denn ſpäter darf auch ich nicht mehr zu dir kommen." Und Flachshilde wandelte über die Seeroſenblätter zur Mitte des Sees und verſank dort in den Wellen und die Roſen begannen ſtärker zu duften und ein

Klingen drang aus dem Grunde, als läuteten die Glocken einer längſt verſunkenen Stadt . . .

Schön-Berta ſtieg mit ihrem Ring ins Tal.

* * *

Die Kaiſerin des oſtrömiſchen Reiches hatte Sänger und Tänzerinnen in Ungnade entlaſſen. Auch Chloe, die vertrauteſte Zofe, durfte heute nicht bei der Herrin verbleiben. Die Kaiſerin ſah über die im Sonnenlichte ſchimmernden Türme, Kuppen und Dächer von Byzanz, ſah über die Gärten, die Brunnen, die Bäume, ſah über das Meer die Schiffe, die Wellen und konnte das alles ebenſowenig zählen, wie ſie die Zahl zu beſtimmen wußte der Höflinge, die ſie umgaben, der Sklaven und Sklavinnen, die ſie bedienten, der Mörder, die auf den Kaiſer lauerten, der Verwandten, die nach dem Throne ſtrebten. Ebenſowenig, wie ſie die Zahl der Gebete, die für ſie in den Baſiliken aufſtiegen, angeben konnte, oder die Zahl der Edelſteine und Perlen, die ſie umblitzten, oder die Zahl der Moſaikſtücklein, die die Heiligen und Fürſtenfiguren in ihrem Prunkgemache bildeten. Auch die armen Menſchen, die durch den Wert ihrer Steine und Perlen allein hätten ein ſorgloſes Leben führen können, vermochte die Kaiſerin des oſtrömiſchen Reiches nicht zu zählen.

Das kümmerte die Kaiſerin, die müde im hochlehnigen Stuhle ſaß, auch gar nicht, das war ihr gerade ſo gleichgültig wie alles andere, denn die Kaiſerin hatte keinen Wunſch mehr. Auf einmal ſtand ſie auf und riß die

Perſerſeide ihres Prachtkleides auseinander und rief: „Es muß ſein! Ich habe kein Glück!“ Die Edelſteine und Perlen des Kleides kollerten auf den Moſaikboden, jedoch die Herrin des Oſtens achtete ihrer nicht, denn ſie wußte nur eines, daß dieſe Kleinode ihr doch kein Glück gäben, daß ſie kein Glück habe.

Viele koſtbare Ringe trug die Kaiſerin an den ſchlanken, weißen Fingern; den unſcheinbarſten, einen einfachen Goldring wählte ſie aus und legte ihn dorthin, wo das Herz ſchlug in matten traurigen Schlägen.

Da ſtrömte ein Bergſonnenglanz in das Prunkgemach und ſtarker Seeroſenduft kämpfte mit dem der Roſen von Schiras eine ſchwüle Schlacht.

Flachshilde war ganz wie einſt — nur noch ernſter und trauriger.

„Was iſt dir, Berta, warum riefſt du mich?“ „Ich habe kein Glück!“ entgegnete die Kaiſerin.

„Ihr Menſchen wollt oder könnt nicht glücklich ſein,“ ſprach das Saligfräulein. „Gib mir den erſten Ring wieder, daß ich wieder einen Wunſch haben kann,“ flehte unter Tränen die Kaiſerin. „Ich gab ihn dir einſt, du aber haſt nicht geachtet, was ich dir zu dem Goldreife für eine Mahnung mitgab: Sei klug in deinen Wünſchen und vergiß nicht, was das wahre Glück iſt. Jeder Menſch hat ein treues, ſtilles Glück, das mit ihm geht, bis er ſtirbt. Wenn er beſcheiden und damit zufrieden iſt, ſo iſt er auch glücklich. Auch die Liebe wird nur zum Glück durch die Zufriedenheit. Wäreſt du zufrieden geweſen, als du Heinrichs treue Gattin werden ſollteſt, ſo wärſt du glücklich geworden. Aber du mußteſt gleich wieder

einen neuen Wunſch haben: die teuerſte Krone der Welt, die aus den Himmelsſternen des Edelweiß, das die Liebe von den höchſten Sonnenzacken holte, damit ſich die Königstöchter vor dir beugen mögen! Wärſt du endlich zufrieden geweſen, ſo lebte Heinrich heute noch und du wärſt glücklich im ewigen, allumfaſſenden Glück der Liebe. Und dennoch war der erſte Ring der wahre Glücksring, denn der Menſch muß *immer* noch *einen* Wunſch, *eine* Hoffnung haben, ſonſt kann er nicht glücklich ſein. Du warſt unklug mit deinen Wünſchen. Wärſt du mit einem beſcheidenen Glück, mit einer beſcheidenen Hoffnung, mit zufriedener Liebe durchs Leben gewandelt, ſo wärſt du glücklich geworden. Seitdem du den Ring, der dir das wunſchloſe Glück gibt, haſt, biſt du unglücklich, Kaiſerin, weil es kein wunſchloſes Glück gibt. O ihr armen Menſchen, ihr wollt, ihr verſteht nicht glücklich zu ſein! Doch gib mir den einen Ring, ich hab' dir den anderen mitgebracht, damit du noch einen Wunſch haben könnteſt, — denn heute kann ich dir das letztemal helfen."

Die Kaiſerin ſteckte den erſten Glücksring an den weißen, ſchlanken Finger.

„Alſo, was willſt du?" fragte ernſt die Salige.

„In der Heimat ſterben," antwortete leiſe die Kaiſerin.

*

* *

Im Königspalaſte zu Byzanz herrſchte Schrecken und die Höflinge und Sklaven flüſterten ſich ſcheue Worte von Todesurteilen, von denen niemand wiſſe, auf wen

ſie warteten, heimlich zu, denn die Kaiſerin war verſchwunden und niemand wußte, wohin — — — —

Drinnen im Bergſee zwiſchen den ſilbernen Seeroſen fand man ein totes, blaſſes Weib in einfacher Hirtentracht, das einen Edelweißkranz im blonden Haare trug ... Und als das Mondlicht in die Fluten tropfte und die Wellen lauter zu reden anfingen, erzählten ſie den Seeroſen von einem Weibe, das nicht glücklich zu ſein verſtand, das aber jetzt — drüben im Sonnenlande — für ewig glücklich ſei, weil ſein letzter Wunſch ein beſcheidener war. In den lichten Hallen der ſchöneren Welt harre des Weibes ein Mann, der es, wenn es durch die Pforten ſchreite, am Edelweißkranz im blonden Haare erkennen werde und in ſeine Arme ſchließen werde, um mit ihm glücklich zu ſein in alle Ewigkeit. Ewig werde die Tote glücklich ſein, denn die Liebe iſt ewig und ihr Glück iſt auch ewig.

Da kamen Menſchen ans Ufer und wollten die Leiche aus dem See heben, aber der See zog ſchillernde Kreiſe und es war, als ob aus ihm ſich weiße Arme ſtreckten und die Tote niederzögen in den Grund. Dann begannen die Seeroſen ſtärker zu duften und ein Klingen drang aus dem Grunde, als läuteten die Glocken einer verſunkenen Stadt ... ein tiefes, ernſtes Klingen wie das der Totenglocken.

Die beiden Glücksringe ruhen im See. In Sonnwendnächten ſieht man ſie aus dem Grunde glänzen, da könnt ihr ſie holen, wenn ihr Luſt habt.

Der Wunſch

Kennſt du das verfallene Schloß im tiefen, tiefen Wald, wo jetzt das Knabenkraut duftet und die Adlerblume zwiſchen den Farren ſteht? — Kennſt du auch den See, in welchem die weißen Seeroſen mit ihren runden, grünen Blättern ſchwimmen und weißt du auch die Dinge aus alter, alter Zeit, die ſie erzählen in den Mondnächten? Die weißt du alſo nicht? — Du biſt wohl auch im ſilbernen Mondenſcheine am Ufer vorbeigegangen, aber dir haben die Roſen nichts erzählt? . . .

Das iſt, weil du kein Sonntagskind biſt.

Da war einmal ſo eine Sternſilbernacht, in der man bis zum Grunde des Sees ſchauen konnte, und da ſah ich . . . ich fragte dann die Seeroſen, was das alles zu bedeuten habe, und erzählten mit ſilbernen Stimmen:

Vor alter, alter Zeit lebte in dieſem Schloſſe ein guter König. Damals war es noch ſchön hier. Springbrunnen rauſchten im Garten. Schwertlilien und Pfingſtroſen blühten, große, blaue Waldglocken machten verwunderte Augen, und der Goldregenbaum ſchüttete ſein Gold in den wehenden Frühwind . . . Ja und die hunderttauſend Roſen, die über die Schloßmauer kletterten, hätten wir bald vergeſſen. Im See blühten un-

ſere Vorfahren, ſilberne Seeroſen, die hatten es aber viel ſchöner als wir, denn im See ſchwammen damals goldene und ſilberne Fiſche, die ihre Geſpielen waren ... Wir heute haben zu ſolchen nur ein paar irre Waldſchmetterlinge und die ungetreuen, buntſchillernden Libellen. Auch die vielen Nachtigallen ſind nicht mehr da, welche ſüße Schlummerlieder für die Prinzeſſinnen ſangen.

Und doch war im Schloſſe kein Glück, denn der gute König beſaß keine Nachkommen und ſaß deshalb traurig mit ſeiner Gemahlin auf dem Throne und es wollte keine Freude einziehen in die Hallen. Eines Nachts aber hörte die Königin eine Stimme rufen:

Silber vom Stern,
Von Blumen das Gold,
Kommt die Prinzeſſin
Wunderhold.
Stelle dich unter den Goldregenbaum
In der ſilbernen Nacht,
Schüttle ihn,
Rüttle ihn,
Seine Blüten fallen ſo ſacht
Und es erfüllt ſich der ſchönſte Traum ...
Silber vom Stern,
Von Blumen das Gold,
Kommt die Prinzeſſin
Wunderhold.

Und die Königin tat, was ihr die Traumſtimme gebot und ſtellte ſich in einer Sternennacht unter den Goldregenbaum und ſchüttelte ſein Gold über ſich. —

Nicht lange dauerte es, da ſprengten Herolde in goldgeſtickten Gewändern durch das Reich des Königs und luden die Fürſten, die Grafen, die Ritter in die Burg und brachten den Edelfrauen und den züchtigen Fräuleins ſittige Einladungen zum Schloßfeſte, . . . denn im Schloſſe war Freude, die Fahnen flatterten von den Giebeln, Muſik flutete durch die Hallen, durch das ganze Schloß ging ſeidenes Rauſchen, das Gold und Silber glänzte neu auf und dunkelroter Funkelwein glomm in den Pokalen.

Und warum war dieſe Freude im Schloß? — Weil der König eine Prinzeſſin bekommen hatte, die man nach dem Traume „Wunderhold" hieß.

Außer den Edelſten des Landes wurde auch die gute Fee geladen, die hinter ſieben kryſtallenen Seen in einer Diamantengrotte wohnte. Man hoffte, daß ſie trotz des weiten Weges kommen und ihr Feengeſchenk zu der goldenen Wiege des Kindes bringen werde. Wenn nur nichts von der Geburt über die ſieben ſchwarzen Sümpfe hinüberhallte, wo die böſe Fee des Landes am anderen Ende des Reiches in einer Höhle aus ſchwarzen Diamanten hauſte. Die haßte den guten König, weil er ſie hinter die ſieben Sümpfe verbannt hatte, zur Strafe dafür, daß ſie ſeinem Volke ſo viel Unheil angetan hatte. Sie hatte böſe Gewitter gebraut, die Blitze auf die Häuſer gelenkt und die Ströme anſchwellen gemacht.

Von dieſer verbannten Fee nun fürchtete der König Böſes, und er befahl den Schloßwachen, ſie nicht einzulaſſen.

Der feſtliche Tag war gekommen. Alles war im Krönungsſaale um die Wiege der Prinzeſſin Wunderhold verſammelt, und man hatte lange auf das Erſcheinen der guten Fee gewartet, aber dann, da dieſe leider auszubleiben ſchien, mit den Feierlichkeiten begonnen.

Schon waren einige Nachbarskönigginnen mit ihren Segenswünſchen an die Wiege getreten, als plötzlich eine Königin, die eine Krone aus funkelſchwarzen Diamanten auf dem Haupte trug und die niemand kannte, zu derſelben ſchritt. Sie beugte ſich nieder und küßte das Kind auf die Augen. Währenddeſſen öffnete ſich die Tür und in funkelndem weißem Diamantenglanz trat die gute Fee ein und erſchrak, denn wer an der Wiege ſtand, war niemand anderer als die böſe Fee. Dieſe hatte nun ihr ſchwarzes Feenkleid an und rief:

„König, der du mich verbannteſt; — ich habe deine Tochter auf die Augen geküßt, und nun iſt ſie blind für immerdar; — ſie hat nie die Herrlichkeit der Erde geſehen!“

Dann verſchwand die böſe Fee auf einer dunklen Wolke.

Totenbleich ſtand der König am Throne, während die Königin ohnmächtig auf die Stufen geſunken war. „Hilf du uns, gütige Fee . . . und wende das Unglück ab!“

Die Fee ſprach traurig: „Ich kann es nicht ungeſchehen machen, ich kann es nur lindern. Die Prinzeſſin hat *nie* die Welt geſehen, deshalb weiß ſie auch

nicht, wie herrlich ſie iſt und was ſie verloren hat. Ich aber will ihr ſo eine rechte Herzensfreudigkeit in die Seele geben, ſo daß ſie ſich ſelbſt und Euch alle im Unglück erfreuen und tröſten ſoll."

Und ſie beugte ſich nieder auf das Kind und küßte es auf das Herz. — Dann entſchwand ſie, von einer Morgenwolke getragen.

* * *

Viele Jahre waren vergangen. Die Blumen blühten wohl alle im Garten und die Nachtigallen ſangen, ſchöner aber blühte und ſang die blinde Prinzeſſin Wunderhold in ihrem Haar wie Seidengold. Wo ſie hinkam, da herrſchte in dem traurigen Schloſſe Freude und Fröhlichkeit, denn ſie hatte ſo viel Herzensgüte an die Menſchen zu verſchenken und ſie hatte die Gabe, jedes Gemüt zu beſeligen. Sie hatte die Menſchen ſo gerne, obwohl ſie dieſelben gar nicht kannte. Ein Grafenſohn, Sittegar genannt, war ihr liebſter Geſpiele, mit ihm ging ſie durch den Garten, in dem ſie an dem Dufte alle Blüten kannte und an der Stimme alle Vögel. Oft ſaßen die beiden am Seerande und dachten Märchen aus, die ſie dann in der hohen Halle zur Freude aller anderen ſangen. Und einmal, als ſie unter dem Goldregenbaum ſaßen, ſagte die Königstochter traurig: „Weißt du, — dich möchte ich nur einmal ſehen!" . . . „Und weißt du," ſagte der Grafenſohn, „dich möchte ich nur einmal küſſen" . . . „So küſſe mich," entgegnete das Königskind einfach und neigte ihm ſeinen Kopf zu. Der Goldregen-

baum aber ſchüttete ſein reichſtes Gold auf die Glücklichen und die Nachtigall ſang ihr ſchönſtes Lied dazu.

„Nur einen Tag die Welt ſehen zu können," ſagte die Prinzeſſin, „das müßte ein Glück ſein."

„Für die Liebe gibt es kein Blindſein, die Liebe gibt der Seele Augen," erwiderte Sittegar, und Arm in Arm und wortlos-glücklich gingen die Beiden ins Schloß.

Wir Seerosen — das heißt unſere Vorfahren — haben zugeſchaut und uns alles erzählt.

Seit jenem Tage gingen Sittegar und Wunderhold immer miteinander und meiſtens Hand in Hand durch die Gärten und über ihnen flogen die Schmetterlinge und die Beiden erdachten Lieder, eines ſchöner als das andere.

Es ſtand ein großes Feſt bevor. Eine gute Fee aus dem Nachbarlande, die in einer Grotte von blauen Saphiren wohnte, kam auf Beſuch ins Schloß, welches ſeinen ſchönſten Flaggenſchmuck angelegt hatte. Man ſaß im goldenen Thronſaal, die gute Nachbarfee neben dem alten König. Wunderhold hatte alle Menſchen ſchon fröhlich gemacht mit ihren Liedern und Märchen und die gute Fee dachte eben darüber nach, wie viel Herzensgüte in der Seele dieſes allerunglücklichſten Menſchenweſens liegen müſſe, daß es imſtande war, ſo vielen Menſchen Freude zu ſchenken. Welcher Schatz von Glück mußte in dieſem unwiſſenden, blindgeborenen Mädchen ſchlafen!

Wunderhold hatte ein ſilberweißes Kleid an und trug im goldenen Haare als einzigen Schmuck einige Goldregentrauben.

Dazu ſang ſie:

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum
Im Königsgarten am Weiherſaum.

In Maienflammen er prangend ſteht
Und ſeine goldenen Blüten verweht
Im Sonnengolde der Maienwind.

Ich weiß ein herrliches Königskind,
Viel ſchöner als alle Blüten ſind,
Mit goldener Krone im goldenen Haar,
Das ſpielt mit dem Wind am Weiherrand
Und nimmt ihm das Gold mit weißer Hand.

Im Fliederbuſche verſteckt ich war:
„Du ſchöne Prinzeſſin Goldenhaar,
Du fingſt der goldenen Blüten viel,
Am Weiherrande im Maienſpiel!“ . . .

Prinzeſſin ſah mich im Fliederbuſch; —
Auf einmal war ſie bei mir — huſch-huſch,
Und wußte nicht, was ſie ſagen ſollt' —
Und gab mir wortlos alles Gold.

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum
Im Königsgarten am Weiherſaum.

Dann ſchritt die Prinzeſſin auf Sittegar zu und gab ihm die Goldregenblüten.

Da ſprach die gute Fee: „Du biſt ſo unglücklich und machſt doch die Leute fröhlich . . . Ich möchte dir ſo gerne helfen, aber die verbannte Fee der Nacht iſt eine gar mächtige Fee. Aber einen Wunſch will ich dir erfüllen: Haſt du einen?“

„Ja," erwiderte Wunderhold. „Ich möchte einen Tag ſehen."

Traurig ſprach die Fee: „Ich m u ß dir den Wunſch erfüllen, denn ich habe es dir verſprochen. Morgen wird dich die Morgenröte wecken."

„O, ich werde einen Menſchen ſehen, ich werde dich ſehen, Sittegar, und Blumen und Vögel werde ich ſehen," jubelte die Prinzeſſin.

Die gute Fee aber war plötzlich verſchwunden, ſie hatte keine Freude mehr an dem Feſte.

* * *

Draußen krähte ein Hahn und die Sonne warf die erſten Morgenroſen auf die Marmorſäulen mit den goldenen Kapitälen, die im Schlafgemache der Königin und der Prinzeſſin ſtanden. Und auch auf das weißſeidene Bett, in welchem die Königstochter lag, fielen dieſe Morgenroſen und die weißen Kinderhände fingen damit an zu ſpielen, bis die Prinzeſſin endlich die wunderhimmelblauen Augen aufſchlug und rief: „Mutter, Mutter, was iſt das?"

Die weiße Hand zeigte auf einen Morgenſonnenfunken, der auf dem Seidenbette lag.

„Das iſt dein ſeidenes Bett!"

„Nein, nicht d a s, — das f ü h l t e ich immer . . . Nein, was da liegt, und nicht zu fühlen iſt."

„Kind, mein Kind, Du ſ i e h ſt! . . . und das iſt die goldene Morgenſonne!"

„Komm, laß mich die Sonne . . . das Goldene dort,

das ſo iſt wie der goldene Ball, mit dem ich als Kind ſpielte, das iſt die Sonne?“

„Ja, dieſer große goldene Ball iſt die Sonne.“

„Und das, was vor ihr ſteht?“

„Das ſind die großen grünen Bäume. Siehſt du, wie das Feuer der Sonne ſie durchſtrömt?“

„Das Feuer der Sonne? . . . Verbrennt das die Bäume nicht?“

„Nein, das gibt ihnen Kraft und Leben.“

„Mutter, das höre, das kenne ich ſchon! Das iſt ein Lerchenlied, was da aus der Höhe klingt! Sittegar hat es mir geſagt, daß das ein Lerchenlied ſei . . . aber wo iſt denn die Lerche, die es ſingt?“

„Die iſt ſo tief im Himmelsblau begraben, daß man ſie nicht ſieht. Die Lerche iſt eine unſichtbare Sängerin.“

„Alſo das iſt der blaue Himmel? . . . Nun weiß ich ſchon, was Gold iſt und was Grün iſt und was Blau iſt und was Himmel und was Sonne iſt . . . Nun aber möchte ich auch eine Lerche ſehen.“

„Ja Kind, komm mit, in einem ſilbernen Käfig haben wir ein ſolches Vögelein.“ Und die Beiden gingen durch die weißen, hallenden Marmorkorridore und blieben alle Augenblicke ſtehen, denn immer hatte Wunderhold eine neue Frage bereit und bot ſich ihrem neuerſchloſſenen Auge ein neues Wunder dar. — — —

Die Sonne ſtieg immer höher und höher und funkelte immer lichter und weißer. Aber ſie kam nicht ſo einfach herein, denn ſie mußte die buntfarbigſten Fenſterſcheiben durchbrechen, die in die Niſchen eingelaſſen waren. Da lernte Wunderhold alle Farben kennen. Endlich

ſtanden die Königin und ihre Tochter vor den goldenen Türen des Thronſaales, in welchem der König alle Edeln des Reiches verſammelt hatte und die Hängeleuchter funkelten und Gold und Diamanten ſtrahlten.

„Wunderhold, einer von denen iſt dein Vater, weißt du, welcher?“

„Glaubt Ihr, weil ich nichts ſah, kenne ich meinen Vater nicht? Er muß auf dem Thron ſitzen, weil er der König iſt. Zum Throne führen die Stufen hinauf; — der Mann mit dem weißen Barte und dem Gold ums Haupt iſt mein Vater.“

Und der König umarmte und küßte die Prinzeſſin.

Auf einmal kehrte ſich Wunderhold um und ſagte zu einem blondlockigen Edeljunker: „Und du biſt Sittegar. Du warſt in meinem Unglück immer treu an meiner Seite, du wirſt es auch an dem ſchönſten und einzigen Tage meines Lebens ſein. Und weißt, als du mich ſahſt unter dem Goldregenbaume, ſagteſt du, du willſt mich küſſen und haſt mich geküßt. Heute, da ich dich ſehe, will ich dich küſſen.“

Und ſie nahm den Blondkopf in die Hände und küßte Jung-Sittegar vor dem ganzen Hofe.

„Du mußt mit mir nachmittag zum Goldregenbaum am Weiherrand gehen, wo wir uns zum erſtenmal küßten und wo die Nachtigall ſang.“

Der König aber zog ſein Schwert und ſchlug Jung-Sittegar auf die Schulter und ſprach: „Ich erhebe dich in den Fürſtenſtand, dich, der du im Unglück immer der treue Freund meines Kindes warſt; und du ſollſt den

Edelſten gleich ſein im ganzen Reiche, und ich lege deine Hand in die Wunderholds, auf daß Ihr Braut und Bräutigam ſeiet und nach mir mit dem goldenen Kronreif über der Stirn herrſchet zum Heile und Glücke des Volkes. Ich kann jetzt ja wohl ſterben, denn das war der glücklichſte Tag meines Lebens."

Hei, wie die Trompeten tönten und Cymbeln klangen, und hei, was für Speiſen und Weine es gab bei dem Feſtmahl im Krönungsſaal! — — —

Es war ſchon ſpät im Nachmittag, da gingen Sittegar und Wunderhold zum Goldregenbaum am Weiherrand und dieſer ſchüttete wieder ſein Gold auf die glücklichen Menſchenkinder, die ſich küßten.

„Du Sittegar, was iſt das, — du biſt ja im See drin . . . und neben dir . . . das werde wohl ich ſein?"

„Ja, mein Lieb, der gute Weiher zeigt uns treu unſer Bild — ja mein Lieb, ſo ſchön biſt du!"

Und die goldenen Fiſche ſchoſſen hin und her und die Vögel ſangen und die Schwäne zogen und die Seerоſen leuchteten und die Springbrunnen rauſchten.

„Fahre mich hinaus in den See . . ." Und Sittegar pflockte einen reich vergoldeten Kahn los und fuhr hinaus. Der Prinzeſſin Hand langte nach den ſilbernen Seeroſen und der Prinz ſagte: „Gib acht, Wunderhold, du könnteſt in das Waſſer fallen, dann biſt du tot."

„Dann bin ich tot," ſprach Wunderhold gedankenvoll.

Und während ſie ſo hinfuhren durch den verlohenden Abend, kam ein leiſer Sonnenregen niedergeſtrömt und ein bunter Regenbogen reichte von dem Spiegel des Sees bis hinauf in den Himmel.

„Was iſt das für ein vielfarbiges Band?“ fragte Wunderhold.

„Das iſt ein Regenbogen. Das iſt eine Brücke in den Himmel, ſagen die Leute.“

„Du, wenn man tot iſt und nichts Böſes getan hat, dann kommt man in den Himmel, gelt . . . und im Himmel, da gibt es keine Blinden, da ſehen alle Leute und nicht nur einen Tag wie ich, ſondern immer und ewig?“

„Und im Himmel iſt es noch viel ſchöner als da auf Erden,“ ſagte der Prinz.

„Du, Sittegar, da müſſen wir ſchauen, daß wir zuſammen in den Himmel kommen.“

„Ja mein Lieb!“ —

Als der Mond ſtieg, gingen die Beiden durch ſein Silber ins Schloß zurück.

Die alte Königin meinte nun, Wunderhold ſolle jetzt doch auch ſchlafen gehen.

„Nein, nicht ſchlafen! Ich will ſingen, tanzen und ſehen, ſo lange es nur geht, ich habe ja nur einen Tag dazu. Ihr aber könnt morgen auch wieder ſchauen und für mich iſts morgen wieder Nacht, Nacht für immer.“

So wurde dann nach dem Mahle muſiziert und getanzt. Umſonſt ſchlug draußen im Garten die Nachtigall; die Prinzeſſin lauſchte zwar den ſüßen Weiſen und ſtand am Fenſter und ſchaute zu den tauſend Silberſternen des Himmels, welche ſie auch noch nie geſehen hatte, empor und ging nicht ſchlafen, denn der Schlaf, die Nacht kam ihr früh genug. —

Und ſo verging unter fröhlichen Klängen die Nacht. Eben ging Wunderhold am Arme des Prinzen durch den

marmorleuchtenden Tanzſaal, als draußen ein Hahn krähte und die Morgenſonne die erſten Flammenbündel in die Gemächer ſchleuderte.

„Du Sittegar, jetzt ſehe ich zum zweitenmale die Morgenſo — nein Sittegar, ich ſehe ſie nicht mehr, nie mehr, es iſt wieder Nacht in meinem Leben, Nacht für immer.“

Sittegar führte ſein lautaufweinendes blindes Lieb über die Marmortreppe ins Schlafgemach.

— — — — — — — — — —

Im Königsſchloſſe wars wieder ſtill geworden. Viel, viel ſtiller, als früher. Nur die alten Uhren ſprachen ihre eintönigen Worte: Tik tak, die ſoviel bedeuten wie: „Es kommt der Tod.“

Aber man ſah keine frohen Augen mehr blitzen, keine Lippen mehr lächeln und hörte kein Lied mehr klingen. Denn die blinde Prinzeſſin konnte keine Fröhlichkeit mehr um ſich ſtreuen, ſie erſann keine Märchen mehr und wußte keine Lieder mehr zu ſingen. Dagegen weinte ſie aus ihren ſternloſen Augen tagaus, tagein — ſie hatte einmal die Herrlichkeit der Welt geſehen und nun wußte ſie, was ſie verloren hatte, und nie mehr konnte ſie alle dieſe nur einen Tag geſchaute Pracht und Herrlichkeit vergeſſen.

In den Gängen tikten die alten Uhren.

Eines Abends ſagte die Prinzeſſin zu Sittegar: „Du ſollſt mich wieder einmal zum Schloßweiher führen, weißt du, wo die ſilbernen Seeroſen ſind und der goldene Goldregen, und die Nachtigallen ſingen, wo die warmen Wellen gleiten und die weißen Schwäne auf ihnen

ziehen. Du ſollſt mich hinausführen in den See an jene Plätze, wo wir ſo namenlos glücklich waren."

Sittegar ſchritt mit Wunderhold über die Marmortreppen hinab in den Schloßgarten. Er war froh, daß ſein Lieb doch wieder einmal einen Wunſch, eine Sehnſucht geäußert hatte, denn in den letzten Wochen hatte ſie nur geweint.

Draußen lag eine ſilberſternige Nacht mit Vogelſchlag und Brunnenrauſchen, mit Mondenglanz und Sternenſtille.

Als die Beiden im Kahne ſaßen, ſagte Wunderhold: „Weißt du, mein Liebſter, was wir damals geredet haben. Du ſagteſt: Gib acht Wunderhold, Du könnteſt in das Waſſer fallen, dann biſt du tot. Dann haben wir einen vielfarbigen Regenbogen geſehen, von dem die Leute glauben, er führe in den Himmel, in dem es keine Blinden mehr gibt, ſondern in dem alle Leute ſehen und zwar für ewig, nicht wie die arme Königstochter nur für einen Tag. Und du ſagteſt, daß es im Himmel noch viel ſchöner ſei, als da auf Erden. Du Sittegar, was ich ſchon damals meinte, wiederhole ich dir heute: Wir müſſen ſchauen, daß wir zuſammen in den Himmel kommen. Du ſpracheſt damals, ja mein Lieb und es war dir recht. Sittegar, du ſollſt mich küſſen . . ."

Am nächſten Morgen ſah der Gärtner einen umgeſtürzten Kahn im See ſchwimmen, um den die ſilbernen Seeroſen blühten . . .

Tief im Grunde aber — die Seeroſen, deren Wurzeln bis in die Tiefe gehen, wußten es allein — lag das blonde Königskind, das einen Tag die Herrlichkeit der

Welt geſehen hatte und dann nicht mehr leben konnte. Neben ihr lag ein Prinz, der ihre Hand in ſeiner ſtarren hielt. Die Beiden ſind wohl Hand in Hand über den bunten Regenbogen in den Himmel gewandert, wo ſie ewig ſehen.

Der alte König und die Königin folgten ihnen bald nach und das Schloß zerfiel und verödete, in den hallenden Hallen tikten die Uhren noch ihr ewiges Wort: „Es kommt der Tod," dann blieben auch ſie ſtehen und ſchwiegen, denn es ſah ja jedermann, daß der Tod gekommen war. Dann wurde es ganz, ganz ſtille, ſo wie jetzt! — —

Alſo ſprachen die Seeroſen zu mir, als ich in jener Silbermondnacht bis auf den Grund des Sees blickte und dort ein Königskind handverſchlungen mit einem Prinzen erſah und ſie um die Geſchichte der Beiden befragte. Dir aber haben ſie es nicht erzählt, weil du kein Sonntagskind biſt.

Humoresken

Kranzerergeſchichten

Die ſilberne Ampel, die raffeten Jungfrauen und die Saureiter.

Es war ein blaſſer Novembertag, an dem man das Sterben hörte. Ganz leiſe kam der waſſerarme Bach aus dem froſtſchauernden Tale, leiſe verbluteten die Buchen und leiſe knirſchte ſo manches gelbes und rotes Blattwerk am Boden. Im Talhintergrunde ſtand eine unbewegliche Nebelwand, hinter der unſichtbare Mächte ganz leiſe die Hymnen des Todes übten.

Gegen Weſten mühte ſich die Sonne, aber ſie hatte keinen Glanz, keine Gnade mehr — grad ſo wie einſt die ſilberne Ampel in der Kirche zu Mariatal. —

Ja, in der dunkelnden Wallfahrtskirche hängt gleich rechts in der Seitenkapelle neben dem Eingang vor einem Muttergottesbilde eine ſilberne Lampe. Da mochten die Leute vor Zeiten das feinſte Oel eingießen, den beſtgeflochtenen Docht dazugeben — keine menſchliche Hand war imſtande, eine Flamme anzuzünden. Ein Hauch von irgendwoher — die alten Leute ſagten, das ſei der Hauch aus der Ewigkeit, der alle Lichter löſcht — tilgte damals auch das Licht in der Silberampel.

Aber heute brennt ſie wieder — und warum, das will ich euch gleich erzählen.

Das iſt freilich eine gar alte Geſchichte: — Vor vielen hundert Jahren, als noch in den Bergſtollen des Unterinntals und des Zillertals mondſcheinblankes Silber funkelte, als die Knappen mit ſilbernen Kugeln kegelten und die römiſchen Kaiſer deutſcher Nation die Grafen Fugger kräftiglich anpumpten, war Mariatal ſchon eine hochberühmte Gnadenſtätte, allwo nach den Exvototafeln manniges Wunder von der Gottesmutter verübt ward.

Mariatal liegt am Ausgange des wildſchrofigen Brandenbergertals. Buchen umrauſchen es, ein Bach ſingt vorbei; aber im Rauſchen und Singen ertönen nur Weiſen des Friedens.

Vielleicht ſind dieſe Weiſen, die unſer Leid, unſre Angſt, unſre Zweifel, unſern Neid, unſern Haß, unſern Wahn und unſre Sehnſucht zur Ruhe ſingen, die größten Wunder, die an dieſer heiligen Stelle tagtäglich geſchehen.

Aber ihr könnt noch andre Weiſen zu hören bekommen. Kirche und Wirtshaus ſtehen ſo nahe bei einander, daß in die dämmernde Kirchenſtille nicht ſelten Zitherklang oder ein flügelndes Schnaderhüpfel ſich verirrt und umgekehrt der tiefe ſtrenge Orgelton ſonntäglich zu den zechenden Bauernburſchen, die Hochwürdens Predigt geſchwänzt haben, ins Wirtshaus dringt und ihnen verkündet, daß der Herr Pfarrer jetzt ausgepredigt habe und daß es nun an der Zeit ſei, eiligſt ihre faſt angeleimten Hinterteile von den geliebten Wirtsbänken loszureißen.

Denn ganz hinten im Kirchenſchiffe, — dort wo die Kette des gefangenen und auf übernatürliche Art befreiten Ritters zum ewigen Angedenken hängt — hockt der Teufel mit einer großen Eſelshaut und ſchreibt die Leut' auf, die am Sonntag die Meß' verſäumen oder ihren Schnabel in der Kirche nicht halten können.

Auf dieſe Wechſelwirkung zwiſchen Kirche und Wirtshaus mußte ich hinweiſen, denn, wie ihr ſpäter hören werdet, verſpürte ich dieſelbe am eigenen Leibe.

Die alten Leute, welche immer ſo gerne von den guten alten Zeiten reden, wiſſen auch recht ernſthafte Geſchichten aus den böſen alten Zeiten zu erzählen, aus den Zeiten, da Hochmut, Wolluſt und Völlerei allüberall im Lande herrſchten.

Der liebe Gott hatte Gold und Silber tief in die Berge verborgen, weil er wohl wußte, wie ſehr der Menſchen Seele gar häufig durch ſie Schaden leide. Aber der liebe Gott hatte die Rechnung ohne den Teufel gemacht — dieſer Erzfeind gründete im meerumſpülten Venedig eine ſchwarze Schule, erfand dort die wunderſamen Kriſtallſpiegel, mit denen man ins Innere der Berge, wo die Erzadern ſchimmern, ſchauen kann. Er gab ſolche Spiegel den Venedigern und dieſe zogen nun in die Tiroler Berge und ſchürften gleißend Erz.

Jedoch die Tiroler Bergknappen ſtiegen den Venedigermadeln nach in die dunkeln Schächte und fanden auch funkelnde Adern, welche den finſtern Fels durchfloſſen. Und immer mehr gluteten die Schätze der Tiefe zum Licht empor und immer habſüchtiger, ſtolzer, herzloſer, böſer wurden die Menſchen. Das konnte der Herr-

gott in ſeinem lieben Lande Tirol nicht brauchen, drum bannte er die ſchimmernden Ströme wieder in die Tiefe und ließ den Bergſegen, der zum Bergunſegen geworden war, erlöſchen.

Alſo auch von ſolch böſen, alten Zeiten wiſſen die alten Leute mancherlei Sagen zu erzählen.

Es war zu dieſen Zeiten eine unermeßlich reiche Frau. Aber je mehr ihre Goldſtücke, ihre Taler, ihr Geſchmeide, ihre Edelſteine funkelten, deſto lichtloſer waren die Augen ihres einzigen Söhnleins. Die Macht des Goldes hatte die reiche Frau genugſam kennen gelernt, ſie war mit ihrem Kinde zu den berühmteſten Aerzten in die Ferne gereiſt, aber keiner der Heilkundigen konnte für den Glanz des Goldes dem armen Kinde den Glanz der Sonne geben, der freilich viel mehr wert iſt. Das Kind blieb blind.

Da kam eines Tages, als die Mutter mit dem Blindchen vor der Haustüre im Sonnenſchein ſaß, ein altaltes Bettelweibel, das nur einen Zahn mehr hatte. Dieſes ſagte, die Frau ſolle zur Muttergottes nach Mariatal wandern, denn dieſe werde gewiß helfen, weil ſie die Kinder ſo gerne habe.

Die Frau, die gerade nicht allzuviel vom Glauben hielt, hatte doch ſchon gehört, daß die Muttergottes von Mariatal ſchon ſo manches Wunder gewirkt habe, ließ ſich das alſo nicht zweimal ſagen, ſondern ſie entbot noch am ſelben Tage einem geſchickten Schwazer Feinſchmied, er möge eine koſtbare Silberampel fertigen. Als der Meiſter das Werk vollendet hatte, trug ein Diener das Kleinodium in die waldverlorene Einödkirche. Der Meßner

hängte nun die Ampel vor dem Altare auf und der Pfarrer entzündete den Docht, ſo daß der Schein auf das Muttergottesbild fiel.

Nicht lange darauf kam die Mutter mit dem blinden Kinde, und ſiehe — ſchon unter der Kirchtür rief dieſes: „Mutter, wie iſt doch die Muttergottes ſo ſchön!“

Aber der böſe Feind war auch in der Kirche; — ihr werdet ihn ſpäter noch einmal in einer Kirche treffen — und ſagte der reichen ſtolzen Frau böſe Worte ins Ohr.

Die Frau hatte eben im Leben die Macht des Goldes genugſam kennen gelernt, deshalb ſagte ſie, als das Wunder geſchehen, höhniſch: „Alſo muß man die Muttergottes auch abſchmiern.“

Kaum waren dieſe undankbaren Worte geſprochen, erloſch das Licht in der ſilbernen Ampel plötzlich und zugleich das im Auge des unglücklichen Kindes, das kaum aufgeflammt war.

Und das Auge des Kindes blieb dunkel, blieb auch noch dunkel, als der Tod kam und die Lebensflamme der reichen Frau löſchte. Oft und oft verſuchten es die Kranzerer, die Flamme der Ampel zu entfachen, denn es war ihnen, als ob die Muttergottes keine Gnade mehr für ſie hätte ... aber die Muttergottes litt dieſe Flamme, welche ſie ſtets an den Undank der Menſchen erinnerte, nicht in ihrer Kirche.

Das blinde Büblein aber begann aus Weidenzweigen Körbe zu flechten. Dazu mußte es auch ein ſcharfes Meſſer haben. Freilich gab man ihm ein ſolches ungern in die Hand, aber über die Kinder wacht der Schutzengel und über die blinden Kinder doppelt.

Das Büblein ſchnitzte nun auch aus Zirmholz allerlei anderes Zeug: Schafe, Geiſen, Kühe, Pferde, Bauern, Bergknappen, Ritter, Könige und Heilige. Dabei ſaß es meiſt vor dem Hauſe auf der Bank.

Da auf einmal ſah man das Büblein faſt nie mehr an ſeinem gewohnten Platze ſitzen und ſchnitzen. Es baſchgelte meiſtens im Hauſe, und traf es jemand bei der Arbeit, ſo verſteckte es ſein werdendes Werk ängſtlich unter der Schürze und gab auf die Frage, was es denn jetzt unter dem Meſſer habe, keine Antwort.

Aber eines Tages zog das Büblein am Glockenring des Pfarrers und brachte dieſem einen gekreuzigten Heiland. Mit rührenden Worten erzählte es, daß es, um ſeiner Mutter Verzeihung zu erwirken, dieſes Bild geſchnitzt habe, und bat, der Herr Pfarrer ſolle halt ſo gut ſein und das Bild in der Kirche aufſtellen laſſen.

Der alte Pfarrer ſprach: „Der Herr erleuchte dich mit ſeiner Gnade" und nahm das Büblein an der Hand, führte es in die Kirche und ſtellte dort das Kreuzbild über dem heiligen Leibe auf. Und ſiehe da, in dieſem Augenblick flammte das erloſchene Licht in der Ampel vor dem Muttergottesbilde von ſelbſt wieder auf und das Büblein konnte zum zweiten Male ausrufen: „Wie iſt doch die Muttergottes ſo ſchön," denn das Büblein hatte das Augenlicht wieder.

Der reichen Frau wird die Muttergottes in dem Augenblick wohl auch verziehen haben.

Seitdem brennt in der Mariatalerkirche das Licht

der Ampel wieder und das Kreuz des Blinden könnt ihr auch heute noch ſehen, wenn es euch wundert.

— — — — — — — — — —

Horch, was war das:

Durchs Kirchentor flatterten helle Zitherklänge und luſtige Schnaderhüpfeln gaukelten mit. Die alten Heiligen aber mußten das ſchon gewöhnt ſein, denn ſie verzogen ihre feierlichen Geſichter gar nicht. Allerdings kam in den Gſatzeln von Dianln nichts vor, denn es waren „Unzwidergſtanzeln".

Da man nicht alle Tage Gelegenheit hat, in einer Kirche Schnaderhüpfeln und Zitherſchlagen zu hören, ſetzte ich mich in einen Betſtuhl und harrte der Dinge, die da kommen werden.

Die Stadler Ratzen
Freſſen die Katzen,
Gehn über die Brugg'n,
Betteln die Supp'n,
Gehn ins Moos,
Schind'n die Roß,
Gehn ins Gäu,
Schind'n die Säu.

Aha — jetzt wußte ichs: Heut war ein halber Feiertag oder ein fauler Werktag, da waren Burſchen aus dem Rattenbergerſtadtl und von Radfeld zu den Kranzererbuben gekommen und nun werden Dorfreime geſungen, bis, — — nun bis endlich gerauft wird.

Und in Radfelder Dörfei
Tuets allwei gwagg-gwagg

Und is gar koa Bue unt'n,
Der mi niederdermagg.

Das ist nun schon gefährlicher, denn bei der Schneid darf man den Burschen gewöhnlich nicht kommen; aber trotzdem geht es heut noch nicht los, denn der gemütliche Radfelder Loisl antwortet wieder mit einem Trutzlied:

Und i geah nimmer ummi
In dös Luederkranza,
Bald bekimmt oan da Toifl,
Bald der Bettelstanza.

Still sein darf der Kranzerer Franzl nun freilich nicht, denn die Dorfehre steht am Spiel. Er antwortet also:

In Radfelder Dörfei
Is der Kirchturm nit rund,
Und die Buama sein rotzig,
Wägt oana a Pfund.

Der Radfelder hats kaum erwartet, bis er seinen Schlager loslegen kann:

Die Kranzerer Saureiter
Hab'n Kopftüachl auf,
Hint'n ob'n auf'n Zipfl
Steht Luederviech drauf.

Holla! das wußte ich: — Jetzt ists an der Zeit! deshalb trat ich aus der Kirche — zur gleichen Zeit kamen auch schon die Burschen aus dem Wirtshaus. Ich stellte mich unter das Haustor und harrte weiter der Dinge, die da kommen werden. Hinter mir standen

zwei ſtramme Unterländerdianln, eine braune und eine blonde, die Kellnerin und das Küchelmadl.

Alſo jetzt war das erlöſende Wort gefallen: „Kimm außer!“

Jetzt gibts beſſere Muſik, drum verſtummte jetzt die Zither! Jetzt fangts zu krachen an, jetzt wird aus dem halben Feiertag ein ganzer, jetzt wird gerauft, denn mit der Saureiterei darf man den Kranzerern nicht kommen!

Vorm Wirtshaus haben der Radfelder Loisl und der Kranzererfranzl einander ſchon feſt bei der Falten — die Augen blitzen, die Sehnen ſtraffen, die Hände krampfen ſich. Jetzt ſucht der Franzl den Lois bei den Kniehöhlen zu faſſen; — aber er entrinnt ihm, jetzt keuchen ſie beide Bruſt an Bruſt. — Aber mit dem „a Pfund wägen“ hat ſich der Kranzerer Franzl getäuſcht, denn ein Pfund ſchmeißt man ſonſt leicht auf den Boden . . . dasmal gehts ihm nicht, er mag ſchnaufen, ſchwitzen, parzen, drucken, ſchwingen und reißen ſo viel er will — auf einmal liegt er ſelber am Boden und der Radfelder Loisl über ihm und gibt ihm noch ein paar handgreifliche Lehren über den Wert der Radfelder Buebn.

Aber die Kranzerer ſind in der Mehrzahl, alſo wird bald die allgemeine Keilerei losgehn.

Holla — was iſt das? da ſingt hinter mir eine helle Stimme:

In Saureiter Dörfei
Sein Dchſ'n und Roß',

Ham die Buama an Kittel
Und die Dianln die Hos.

Die blonde Marie, die Kellnerin, die aus Radfeld ſtammt, hat mit dieſem Schnaderhüpfel in ihrer Freude über den Sieg des Radfelder Loisl die braune Anna, das Küchelmadl, eine eingeborene Kranzererin, angezwidert.

Aber ſie kam an die Unrechte, denn auch die Anna weiß ihr Heimatdorf zu verteidigen und ſie ſingt friſch und keck:

Hear au mit dein Singen,
Du Radfelder Diarn,
Geah hear, wenn d' di trauſt,
Aft kannſt es probiarn.

Richtig ſein die beiden Dianln auch ſchon arg übereinander her, aber nicht mit Kratzen, Beißen und Zopfreißen, wie's ſonſt Weiberart iſt, ſondern ſie kämpfen ritterlich. Die Anna ſchlingt feſt ihre braunen Arme um die Hüften der Marie, während dieſe mit den ihren den Hals der Gegnerin umſpannt. Aber langſam, Schritt für Schritt gehts mit der Marie der Mauer zu, bis ſie endlich an der Wand klebt, von der ſie ſich nimmer zu löſen vermag. Dafür löſt die Anna den rechten Arm und packt die Marie mit kräftiger Hand am Genick und ſetzt zum Nachdruck von vorn mit dem Knie ein. Die Marie kann nimmer anders, ſie muß dem ſtarken Druck im Genick nachgeben, ſie muß nieder. Jetzt kniet ſie am Boden und ſtemmt ſich mit beiden Armen

am ſelben feſt. Die Anna iſt drüber her, umſchlingt ſie mit den Armen unter den Achſelhöhlen, reißt ſie dann ſchnell empor, um ſie mit einem raſchen Dreher auf den Rücken zu legen. Die Siegerin kniet auf der Beſiegten. —

Aber da die Weiber mildherziger ſind als die Männer, läßt ſie dieſe ihre Macht nur durch ein Schnaderhüpfel fühlen:

Jez biſt du am Boden
Und i obendrau
Und i bin der Reiter
Und du biſt die Sau.

Helles Gelächter erſchallt, glutrot erhebt ſich die überwundene Marie vom Boden und aller Groll von früher iſt vergeſſen, denn einmal hat Kramſach und einmal Radfeld geſiegt und die raffeten Jungfrauen haben Frieden geſtiftet, ein Geſchäft, das den Männern — ja nicht einmal dem Herrn Pfarrer ſo leicht gelungen wäre. Jetzt kann man fröhlich wieder weitertrinken, man geht in die Gaſtſtube zurück, die überwundene Marie ſitzt beim bezwungenen Franzl und die zwei Sieger ſitzen ebenfalls nebeneinander.

Den beiden Dianln wird gar ſo oft zugetrunken, daß ſie am Abend ganz gewiß einen Schwips haben.

Ich fragte die Kellnerin Marie, ob ich übernachten könne und wanderte, nachdem ich eine bejahende Antwort erhalten hatte, wieder in den Abend, durch den jetzt eine ſcheue Röte ſchlich, hinaus. Die Sonne überließ den Geiſtern des Dunkels das Kampffeld und ihre

letzten Blutstropfen sickerten müde nieder und die roten Buchenblätter taten desgleichen.

Es hatte schon stark zugedunkelt, als ich den Waldrand entlang schreitend mich wieder zurückwandte. Da trat ein alter Bauer, der eine Bürde Laub aus dem Walde geholt hatte, aus der Forstung und gesellte sich zu mir. Er erzählte mir allerhand Geschichten, in denen der finstre Herr der Unterwelt die Hauptrolle spielte. So vom Ganggalbüchl*), wo die Leut beim Türkenpratschen gar so ausgelassen lustig waren und tanzten, daß die Weiberleutkittel in die Luft flogen, und auch sonst noch allerlei Frevel trieben. Und mitten in der Lustbarkeit erschien einmal ein kecker Jäger, der statt der Spielhahnfeder eine Hahnenfeder am Hute trug und tanzte mit der schönsten und schneidigsten Dirne. Aber im tollsten Wirbel drehte er der Dirn den Kopf um und fuhr unter höllischem Gestank davon. Auch von einer andern übermütigen Dirn wußte der Bauer zu erzählen. Diese war so heikel, daß sie oft sagte: „Den Teufels-Dreck friß i nit." Da begab es sich, daß der Schelchenklete, so oft die Dirn eine Pfanne zum Kochen über das Feuer gab, sich auf den Kamin hockte und . . . die Dirn hätte müssen verhungern, weil sie den Teufelsdreck wirklich nicht essen konnte, wären nicht die frommen Kapuziner gekommen, die dem Krumpen Schellunter mit ihren wundertätigen Sprüchlein seine seltsamen Beiträge zur Kochkunst gründlich verleideten.

*) Ganggal (Gangger), Schelchenklete (Krumme), Krumper Schellunter, Gottseibeiuns, Kälberfueß, Argsmann, Gabache (Unrechte) sind Tiroler Volksnamen für den Teufel.

Auch von gar alter Zeit, als es noch erſchrecklich fürchtig und unſicher in Kramſach war, wußte der alte Bauer zu berichten. Ja, ſo unſicher wars, daß der Bettelſtanzer alle Bot einen Malefizer nach Rattenberg bringen mußte. Nun verſtand ich das Wort, das ich nachmittag gehört hatte, endlich ganz:

I geh nimmer ummi
In dös Luederkranza,
Bald bekimmt oan der Toifi,
Bald der Bettelſtanza.

Nun wollte ich den alten Kracher auch ausfragen, woher der Name Saureiter komme. Aber da wars mit ſeiner früheren Redſeligkeit mit einemmale aus und er behauptete ſteif und feſt, er wiſſe nichts darüber und die Geſchichte ſei eine ſo ururalte, daß ſelbſt die älteſten Leute ſich nicht daran erinnern. Mögen, dachte ich mir dazu, denn ich wußte ganz gut, daß die Bauern den Urſprung ihrer Dorfübernamen nicht gerne erzählen, weil zumeiſt eine gar arg dumme Geſchichte, die der ganzen Gemeinde zur Laſt fällt, dahinter ſteckt.

Trotzdem aber wollte ich den mitteilungsluſtigen Alten nicht ſo ſchnell auslaſſen — aber da grunzte es neben uns in der ſchwarzen Novembernacht wild und laut auf. —

„Iſt das vielleicht das Geſpenſterſchwein, auf dem der Saureiter reitet?" fragte ich den Alten.

„Na, dös is ſcho' a rechte Sau — die Säu habn da bei uns Freiweid'. Gut'n Abend Hear! I wear aft

ſchaug'n, daß i hoam kimm'. Globſuschriſtus! Finſta weads!"

Er wäre gewiß noch weiter mit mir gegangen, aber er wollte ſich über die leidige Saureiterei eben nicht ausfratſcheln laſſen; drum ließ er mich ſchnöd in Nacht und Nebel allein.

Deshalb hate ich arge Mühe, kämpfend mit allen Dämonen der Finſternis, als da ſind: Baumwurzeln, Bachrunſen, Fichtenzweige, Steine, Moorlacken, in tappendem Schritte Mariatal zu finden. Manche arg aufgeſchwollene Baumwurzel riß mich aus meinen Gedanken — welche weniger dem für mich im Gaſthaus blütenweiß gedeckten Bette galten, als dem unheimlichen Saureiter, der ſolchen Streit an einem ſo hochberühmten Wallfahrtsorte entſtehen ließ, daß ſogar die ſogenannte ſanfte Weiblichkeit ihrer Arme Kraft erprobte.

Halt! Jetzt hatte ich meinen Plan: von der Kellnerin, von der zu Boden gerungenen Radfelderin, die ihre Niederlage gewiß noch nicht verſchmerzt und vergeſſen hatte, mußte ich die Mär vom geheimnisvollen Saureiter erfahren.

Als ich endlich durchs Nacht- und Nebelbrauen nach Mariatal geſtolpert kam, fing es an, leiſe aber zielbewußt zu regnen. Das eintönige Tropfenklopfen an die Fenſter deuteten die letzten Gäſte in die Worte: „Hoamgiahn . . . hoamgiahn" und ſie folgten der Mahnung, denn der halbe Feiertag war gefeiert worden, als wärs ein ganzer.

Als ich eintrat, wars in der Küche ſchon ſtill geworden — es war im ganzen Hauſe niemand mehr au-

ßer den Federn als die Kellnerin, die Radfelder Marie. Ich bedeutete ihr, ſie möge die Entfernung meiner Lippen von einem mit tiroler Rötel gefüllten Hohlmaß auf das Mindeſtmaß beſchränken, welche Forderung ſie bereitwilligſt erfüllte.

Der Liter ſtand vor mir; die Marie ſaß neben mir. Und ſie erzählte mir, daß ihre Beſiegerin, die Kranzerer Anna, heute doch noch beſiegt worden ſei und zwar vom Weine; vom vielen Beſcheidtun habe ſie ſchon einen Schwips und liege in der Kammer und ſchnarche, wie wenn in der Brandenbergerache Holztrift wäre.

Alſo erzählte die Radfelder Marie.

„Ja, warum haſt denn du keinen Schwips?“ fragte ich teilnehmend.

Die Antwort lautete: „I hab nit trink'n mög'n. Mi hats ſov'l zürnt, daß i untei kemman bi.“

„Ich hätts auch nicht geglaubt! du biſt ja viel die ſtärkere,“ lautete meine Tröſtung.

„Dös woit i moan'.“

„Freilich! da war nur ein Vorteil dabei!“

Und unſre Gläſer klangen.

„'S nachſtmal muaß ſie untan Tiſch und deaf a hoibi Stund nimma auffa,“ beteuerte die Gekränkte.

Ich verſprach der Marie alſo einen glänzenden Radfelderſieg über Kramſach für das nächſte Mal ganz feierlich. Ich zeigte ihr ſogar ein paar Rangglergriffe, damit ſie die Gegnerin zu Boden bringe, konnte mich aber dabei nicht enthalten, ihr ein Buſſel auf die roten Lippen zu pappen.

Dann tranken wir noch ein paar Glaſeln Rotwein

und als die Marie zutraulich wurde, führte ich das Gespräch langsam auf den unheimlichen Saureiter.

Und wie gern erzählte mir die Marie die den Kranzerern so unliebsame Geschichte. — —

Als sie geendet hatte, war auch die Marie schläfrig geworden, daß heißt es war, wie man in Tirol sagt, das Pechmandel gekommen. Sie zündete das Licht an, geleitete mich über die knarrende Stiege ins Zimmer und versorgte noch meine Stiefel.

Dann träumten wir beide in unsern Kammern. Ich von einer großen schwarzen Sau, auf der ein riesengroßer, schwarzer Ritter sitzt. Von beiden sprühen Feuerfunken über das ganze Tal. Auf einmal mit gewaltigem Sprunge ist der Reiter drüben am Rattenbergerschloß, wo die Tropfen vergossenen deutschen Kanzlerbluts verräterisch funkenrot aufleuchten.

Und die Radfeldermarie träumt wohl vom nächsten Sieg übers Kranzerernannai. — — —

Am nächsten Morgen hatte die Sonne noch einmal ihre ganze Kraft entfaltet und mit allen Nebeln gründlich aufgeräumt. Die goldenen Strahlen schlichen zwischen den Geraniumstöcken durchs Fenster und leuchteten mir schläfrigem Gesellen die Worte vor: „Du mußt die Saureitergeschichte schreiben!“

Also hupfdi aus dem Bett. Die Sonne leuchtete so kräftig, daß ich gar nicht erst nach den vor der Kammertür stehenden Stiefeln schaute, sondern in Strumpfsocken mich an den Tisch setzte und schrieb:

Der ehrsame Mesner Josef hatte schon lang einen seltsamen Psalm mit seinen Nasenlöchern eröffnet. Das

war aber nicht der Mesner von Mariatal, ſondern der von Valdöpp. Dieſes Dorf ſtellt für Kramſach die zweite Kirche. Der Mesner ſchlief einen guten Schlaf und das aus drei ſchwerwiegenden Gründen.

Erſtens war er ein Gerechter.
Zweitens hatte er keine Frau.
Drittens brauchte er nur zu beten:
„Heiliger Sanct Veit,
Weck mich auf zur rechten Zeit,"

ſo beſorgte dies der gefällige Heilige in ſo pünktlicher Weiſe, daß ein moderner Hausknecht davon lernen könnte.

Da ich von einem modernen Hausknecht rede, wollt ihr wahrſcheinlich wiſſen, wann ſich die Geſchichte zugetragen hat. Das kann ich aber leider nicht ſagen, denn ich weiß es ſelber nicht.

Alſo: Es war einmal! . . .

Heut aber mußte der heilige Veit einen Rappel haben, denn er weckte den ſchnarchenden Gottesdiener mitten in der Nacht — um die Geiſterſtunde.

Draußen heulte der Sturm, die Fenſterläden knarrten, im Kamin winſelte es wie ein Kind, der Regen klatſchte und die Traufe plätſcherte. Und durch all dieſen Hall und Schall drang noch ein anderer Lärm von der Kirche her.

Was war das?

Aengſtlich horchte der Mesner hinaus in die ſchreiende Nacht. Die Kirchenfenſter klirrten, die Glocken flüſterten, die Orgel wimmerte, es krachte und dröhnte

im Kirchenſchiff und ein ſchrecklicher Geſang, der nur vom Herrn der Unterwelt ſelber herrühren konnte, drang durch die Glasfenſter.

Zitternd ſchloff der Mesner in ſeine Hoſen, zog einen Mantel an, entzündete eine Windlaterne, ſperrte die Haustür auf und trat bebend in die ſturmwetternde Sommernacht.

Der Mesner war gewiß keine Furchthenne — aber in den letzten Tagen hatte man den Alber aus dem Alpach als brennende Kugel gegen's Brandenberg fliegen geſehen — den Zireinerſee, der hoch droben am Sonnwendjoch dunkelt — hat man durchs ganze Inntal brüllen gehört und ein Wildſchönauer Viehhändler hatte erzählt, daß der weiße Teufel mit den goldenen Hörnern, den man hundert Jahre nicht mehr geſehen hatte, wieder bei den Brücken hocke und den Leuten auf den Buckel ſpringe.

Alſo, es ſtanden böſe Zeiten bevor, es war daher kein Wunder, wenn der Mesner Joſef zitterte, als er mit ſeiner Laterne durchs Fenſter ins Kircheninnere leuchtete, denn er ſah auch etwas Schreckliches: Eine ſchwarze Geſtalt raſte zwiſchen den Kirchenſtühlen wie wütend umher: das war der Gottſeibeiuns ſelber.

Der Mesner ſchlug ſchnell ein Kreuz, weckte zunächſt die Häuſerin Brigitta, die ſehr ſchwer dem Schlaf zu entreißen war, weil ſie eben vom heiligen Sebaſtian träumte. — Dieſe fromme Perſon wollte aber mit dem Kälberfuß nichts zu tun haben, ſie weckte deshalb den Cooperator Chryſoſtomus, damit der die Verhandlungen mit dem Schwarzen pflege.

Der endlich fühlte ſich dem Böſen gewachſen, er verbot ſogar der Häuſerin, den alten Herrn Pfarrer zu wecken mit den Worten: „Laßt's 'n Pfarrer nur ſchlafen — mit dem Argsmann werde ich ſchon allein fertig."

Der Cooperator hatte gut reden, er hatte von einem meeralten Kapuziner ein noch viel meerälteres Exorciſtenbüchel geſchenkt bekommen, mit dem der meeralte Kapuziner gar oft den Schwarzen, der ihn verführen wollte, in die Flucht geſchlagen.

Alſo alle drei hinaus in die Wetternacht!

Die erſte Beſchwörung war vorbei und der Cooperator Chryſoſtomus ſagte zum Mesnerſeppel:

„Seppl, ſperre in Gottesnamen die Tür auf, jetzt muß der Teufel aus dem Gotteshaus heraus und kann uns nichts mehr tun."

Zitternd gehorchte der Mesner, ſperrte in Gottesnamen die Tür auf, aber der Cooperator mochte Weihbrunn ſpritzen, ſo viel er wollte, — der Gabache polterte nur noch ärger und warf ſogar einen Heiligen um. Er wollte nicht heraus und ließ erſchreckliche Töne hören.

Die Häuſerin Brigitte verlobte ſich nach allen vier Weltgegenden: nach Kaltenbrunn, nach Weißenſtein, nach Mariaſtein und Altötting, wenn ſie heil davon käme, denn die Bauern erzählten oft Geſchichten, aus denen zu erſehen war, wie gern der Teufel Widumhäuſerinnen holte. Alſo ſie verlobte ſich; während deſſen aber fühlte der bebende Mesnerſepp, daß in ſeiner Unterhoſe nicht mehr alles in Ordnung ſei. — —

Am meiſten Faſſung behielt der Cooperator, der eine ſtärkere Beſchwörung verlas:

„Gott Heloem, Gott Tetrapramaton, Gott Antoni, Gott Sabaoth, Gott Emanuel, Gott Hagios, Gott Othios, Gott Ischryos, Gott Jehovo, Gott Meßia, Gott Alpha und Omega.“ —

Aber der Böse wirtschaftete in der Kirche weiter. — Die Beschwörung war zu Ende und der Cooperator erklärte: „Jetzt kann er uns gewiß nichts tun.“

Während er dies sagte, fiel vom Turme mit schwerem Schlag die erste Stunde nach Mitternacht:

„Eins!“

Um diese Stunde müssen die bösen Geister weichen aus der Menschenwelt. Auch der Teufel fuhr auf und davon — aber daß er gerade dem Hochwürdigen zwischen den Beinen durchfuhr und ihn auf seinem Rücken mitnahm, war weder höflich noch notwendig. Wenn er wenigstens „die Weich ausg'nommen“ gesagt hätte!

Der Teufel verschwand also mit dem Cooperator in der schwarzen Sturmnacht und der Mesner hörte aus dem brausenden Dunkel nur mehr die verhallenden Worte des ewig Verlorenen:

„Pfiat Gott, Seppl, mi hat er schon!“

Am nächsten Morgen aber war der Cooperator wieder da; die Häuserin Brigitte hatte nur sein arg beschmutztes Gewand zu reinigen, dann war aller Schaden wieder gutgemacht. Die Häuserin reduzierte ihre vier Wallfahrtsgelöbnisse auf eines, auf das nächste, auf Mariastein; der Teufel aber, den der Mesner selben am Abend in die Kirche gesperrt hatte, graste grunzend auf der Freiweide, und sein Schweinsherz schlug warm für

die Freiheit, die auch eine ſchwarze Sau einer kirchlichen Gefangenſchaft vorzuziehen weiß.

Seitdem heißen die Kranzerer „Saureiter".

Nun habt ihr den Teufel zweimal in der Kirche geſehen, kennt den Zuſammenhang zwiſchen ſilberner Ampel, Teufel, Kirche, Schnaderhüpfeln, Wirtshaus, raffeten Jungfrauen, Friedensſtiftung, Teufel, Bettelſtanzer, Saureiter und glaubt nun wahrſcheinlich, die Kranzerergeſchichten ſeien aus?

O nein — erſtens muß ich noch erzählen, daß ich, als dieſe Zeilen auf dem Papier lagen, meine Stiefel mit meinem Ich in enge Verbindung bringen wollte. Aber in den Stiefeln ſteckten weiße, rote und blaue Aſtern. Dieſe hatte mir die Marie aus Dankbarkeit für mein Mitgefühl punkto ihrer Niederlage in die Schäfte geſteckt.

Von dem herrlichen Herbſttag, der mit blauen Ewigkeiten über dem Tale webte, erzähle ich nichts mehr — aber ſpäter kam ich wieder einmal nach Kramſach — und jetzt — ſeht ihr, wie ihr euch getäuſcht habt: Jetzt fangen die neuen Kranzerergeſchichten an.

Erſtens: die überwundene Radfeldermarie heiratete den überwundenen Saureiterfranzel. Damals haben ſich ihre Herzen gefunden. Und da die Ehe für e i n e n Teil immer ein lebenslängliches Raffen iſt, wollen wir ſehen, wers gewinnt. Ich mein', der Franzl verliert wieder.

Zweitens: die ſiegreiche Kranzerernanni iſt Widumhäuſerin geworden und nimmts infolgedeſſen mit allen — auch mit dem Pfarrer ſelbſt auf.

Drittens: der ſiegreiche Radfelderloisl hat ſeinen Kampf mit dem größten Ranggler der Welt, mit dem Alkohol aufgenommen. Wollen ſehen, wer Sieger bleibt.

Viertens: der Teufel, ſei es nun in Form des Alkohols oder der Weiber, geht noch immer in der Welt um wie ein brüllender Löwe oder als ſchwarze Sau und ſucht, wen er verſchlinge.

Dieſe Geſchichte erzähle ich aber erſt, wenn ich wieder einmal zu den Saureitern komme.

Das Feigenblatt

Wem gehört denn das wundernette Häuſel da droben bei der Bachklamm, wo's Wildwaſſer auf die erſten roten Almroſen ſpritzt? Die roten Nagelen am Fenſter und die brennende Lieb' und der blaue Spicket und die goldgelben Ewigkeitsblümeln an Fenſter und Sölder. Und im Garten erſt: da blüht Kapuzinerkraut und Lilien und Roſen, und Buchsbäume ſtehen drein, daß es eine Freude iſt.

Ein Stadl und ein Stall iſt auch angebaut, der iſt aber noch ganz neu hergezimmert. Unten im großen Stadltor ſind zwei verſchieden große viereckige Ausſchnitte, die ihre blutige Geſchichte haben.

Die erzähl' ich aber erſt ſpäter, ich red' jetzt von den Blumen, und Ihr vermutet gewiß, daß da ein Weib dahinterſteckt, ſo eine Vroni oder Moni, die am Sonntag die Rosmarin- und Nagelſtöcke plündert, um Blüten und Zweige den Burſchen an die Hutſchnur zu ſtecken.

„Die Blumen ſein nix Böſes, alſo ſteckt auch kein Weib dahinter," würde der Bachgartenhansjoſepp ſagen, der eben mit einem ſchwarz-gelb-weißgefleckten Katzl am Schoß neben der Haustür ſitzt und aus einem ſchwarzen, kurzen Nagel einen noch ſchwärzeren Tabak ſchmaucht . .

Denn es hat schon Feierabend geläutet, und die Sonne ist am Untergehen.

Ja, was hat denn der Bachgartenhansjosepp da dreinzureden? Der hat fein viel dreinzureden, denn dem gehört das alles: die Blumen, das Gartel, das Häusel, der Stadel, der Stall — sogar die zwei Ausschnitte am Stadeltor mit ihrer blutigen Geschichte sind sein Werk, wenigstens sein Gedanke.

Aber diese blutige Geschichte ist bös, drum steckt sicher ein Weib dahinter.

Wenn's wahr ist, daß die Weiber Katzen sind, dann ja . . . Der Großvater hat zwar oft erzählt, daß die Her, die alte Rosenbäuerin, in der Nacht als Katz' mit feurigen Augen umgeschlichen sei. Er habe dem schwarzen Vieh einmal eins mit dem Stecken auf die rechte Pratzen geben . . . und die alte Rosenbäuerin habe dann eine ganze Woche einen fürchterlichen Wehtoan in der rechten Hand gehabt.

Aber das glaubte der Bachgartenhansjosepp nicht und die Katzen würden sich auch bedanken, wenn es hieße: Die Katzen sein Weiber.

„Gelt, Muinele, gelt," sagte der Bauer und streichelte das Katzl. Er mochte nämlich die Weiber nicht ausstehen und hatte die Katzen gern.

Drum hießen ihn die Bauern auch den „Katzenhannes".

Oder den „Weiberjosef" mit unzweideutigen Anspielungen auf die Mantelgeschichte mit der Frau Putiphar.

Also stellen wir einmal vor: Johann Josef Schranz,

Beſitzer des Bachgartenhofes, vulgo Bachgartenhansjoſepp, vulgo Katzenhannes, vulgo Weiberjoſef, ledig, katholiſch ...

Mancher Graf könnte den Junggeſellen um ſeine Titel beneiden! Er hatte es da heroben in ſeinem netten Gütel mit ſeinen Blumen und Katzeln auch wie ein Graf, und das beſte war — im ganzen Häuſel wirtſchaftete kein Weib herum, alſo war Frieden im Haus. Und in der Beſorgung aller häuslichen Angelegenheiten hatte er ſich eine Sauberkeit und Fertigkeit angeeignet, daß er es mit jeder Widumhäuſerin aufnehmen konnte.

O, er war kein Tepp — aber ein Weiberfeind oder vielleicht d e s h a l b ein Weiberfeind.

Eine Aehnlichkeit zwiſchen den lieben Katzeln und den verhaßten Weibern mußte jedoch auch er zugeben. Beide putzten ſich den ganzen Tag.

Aber bei den Katzen war das ja nur Reinlichkeitsgefühl — wenn die Weiber alleweil zwag'nen und kampeln*) täten, ſo wär' ja alles noch recht, aber der verfluchte andere Putz! „Der Putz iſt an allem ſchuld ..."

Und ſo ein Katzl ſchnurrt höchſtens, wenn's fein dunkt, aber die Weiber haben alleweil 's Maul offen, und wenn's wirklich mein wär', haben 's ſie's ſo lang offen, bis es mit der Feinigkeit aus und vorbei iſt.

In Innsbruck in der Hofgaſſen bei der Burg ſteht ein alter, eiſerner Rieſ', der Hofrieſ' von einem Landesfürſten; fragt man den, was er am Charfreitag gegeſſen hat, ſo ſagt er — n i x. Fragſt aber die Hueberlene, ſo heißt's: a Brennſuppen, an plenten Wirler mit Zwetſch-

*) Waſchen und Kämmen.

ben, Haſenohrn*), an Kaffee, auf d' Nacht an Schmarrn und a g'ſtockte Milch dazue. Alſo, da hat man den Schiedunter!

Der Hauptſpruch des Weiberjoſef aber iſt: „Der Putz iſt an allem ſchuld."

Warum, das mag vielleicht die putzſüchtige Schellunterbäuerin wiſſen, die den krumphareten reichen Wirt geheiratet hat und von ihm alleweil prügelt wird.

Aber das erzähl' ich nur Euch, davon dürft Ihr dem Weiberjoſef nichts ſagen, daß ihr's wißt, denn da wird er fuchtig, geht ins Haus und ſperrt die Tür zu und erzählt Euch die Geſchichte vom Feigenblatt, die Ihr doch wiſſen wollt, überhaupt nicht.

Die Schellunterbäuerin hieß, vor ſie den Schellunter geheiratet hatte, das Brunellenmonele, weil die Monica gar ſo ſchwarzbraune Augen hatte. Und der Hansjoſepp hat ſie gern geſeh'n und ſie ihn auch . . . Aber der krumpe Schellunter hat ihr von der Stadt oder vom Markt bald an ſeidenen Schurz, in zwei Farben ſchillernd, bald an ausg'franſtes Buſentuch, bald a goldenes Bröſchel und einmal gar lederne Handſchuh mitbracht. Das hat dem putzſüchtigen Dianl paßt, und beim nächſten Kirchtag laßt ſie am Tanzplatz den Hansjoſepp ſteh'n und tanzt gar nit und ſetzt ſich den ganzen Abend zum krumpen Schellunter, der nit tanzen hat können trinkt mit ihm Gliedwein**), ißt Turtenzuig***) und vier Wochen ſpäter war die Hochzeit.

*) Krapfen.

**) Glühwein.

***) Torte.

An dem Tag hat der Weiberjoſef 's erſtemal geſagt: „Der Putz iſt an allem ſchuld."

Und an dem Abend iſt er allein vor der Haustür auf der Bank geſeſſen, derweil die Abendſonne ihre Vergolderarbeit angefangen hat und hat ſein Katzl geſtreichelt und geſagt: „Des Katz'ln ſeid's nit a ſo."

Und damit hört die Geſchichte vom Weiberjoſef vorläufig auf und beginnt die vom Katzelhannes.

Der hatte einen neuen Stadel bauen laſſen, weil der alte ſchon arg baufällig geworden war, und heute wurde das neue Stadeltor eingehängt. Der Hansjoſepp beſichtigte es und drehte ſich plötzlich nach dem Zimmerer, dem Hieſeljörg, um und fuhr ihn unwillig an:

„Warum haſt du mir nit g'folgt?"

„Wie?"

„Mit die zwoa Löcher!"

„Bauer, i kann dir nit helfen, du biſt an Eſel."

„Was bin i?"

„Ja, wann du dös nit einſiehſt, nacher biſt a Rindvieh."

„Was? I bin g'ſcheidter als ös alle! Des denkt's eh nur auf die Weiberleut!"

„Ja, anieder macht's nit wie der Joſef bei der Putiphar."

„Dös geht di' gar nir an, du Heuochs — tue du, was man dir ſchafft!"

„O mei, den narriſchen Weiberjoſef kennt man ja."

„Was haſt g'ſagt?"

„Den narriſchen Weiberjoſef."

„Das ſagſt mir nimmer!"

Mit dieſen Worten war der Hansjoſepp auf den Hieſeljörg losgeſtürzt, und der Hieſeljörg mußte bald nachgeben, er lag am Boden, und aus der Naſe fühlte er es warm über die Wangen rinnen.

„So, iez haſcht's für'n Weiberjoſef," keuchte der Hansjoſepp, als er aufſtand.

Einige Augenblicke ſpäter wuſch ſich der Hieſeljörg das Blut vom Geſicht. Das kalte Brunnenwaſſer hatte wohl auch ſeine Hitze gedämpft, und er ſagte:

„Warum hamm denn mir iez g'rafft? Wenn d' willſt, ſag' i dir das kloane Loch no in die Tür eini."

Und bald war neben dem großen viereckigen Ausſchnitt ein kleinerer.

„So und iez zoagſt's deinen Katzeln."

Der Hansjoſepp kam mit zwei Katzen — Mutter und Tochter — am Arm aus dem Hauſe.

Und er ſtellte die beiden vor der Scheunentüre nieder. Die große ging gleich daran, das neue Gebäude zu inſpizieren. Sie ſchloff durch das große Loch in das Innere und ihr nach ſchwänzelte — a u ch durch das große — das kleine Katzl.

„Wer hat denn recht g'habt?" meinte der Hieſeljörg. „Und i hab' deswegen a derſchlag'ne Naſen."

„Zweg'n dem nit — zweg'n 'm Weiberjoſef," brummte der Hansjoſepp und ging in's Haus. Als der andere über den Rain abſtieg, murmelte er: „Dös werd woll a Eſel ſein!"

Der Auftrag hatte nämlich gelautet: „Mach' mir in's Scheunentor zwoa Löcher, a großes und a kloans;

oans für's große Katzl und oans für's kloane." Mei, der Hansjoſepp hat gmuent, dös müaßt ſo ſein, wie's bei die Bauern an an andern Ort oft iſt. Aber das iſt bei an Junggeſell'n a dort nit notwendig.

An dieſer blutigen Geſchichte waren alſo die Katzeln ſchuld und nit die Weiber. Oha — das hat der Hieſeljörg dem Katzenhannes erſt ſpäter geſagt, daß ihm das gar nicht eing'fallen war, ſondern daß die Hieſeljörgin erklärt hatte: „Eſel, 's kloanere Katzl ſchlieft a durch's große Loch!"

„I hab' mir's glei denkt, daß an der Rafferei a die Weiber ſchuld ſein," antwortete der Katzelhannes, „und wie die Weiber allweil Recht b'halten, b'ſonders, wenn ſie unrecht haben, ſchlieft richtig 's kloane Katzl a durch's große Loch." Das kleine Katzl hat der Katzelhannes bald verſchenkt, ſah er ja doch, daß die große, alte, treue, mit der er an jenem Abend vor der Haustür geſeſſen war, ſchon bedeutend für Nachwuchs geſorgt hatte.

Und das war recht ſo. Denn in einem ordentlichen Bauernhof müſſen Katzeln ſein. Mausfallen tut ſich der Katzelhannes keine ein, denn er mußte an den Spruch denken:

Und a Weibes is a Mausfall,
Und die Lieb is da Speck,
Und wenn d' da a bois zuwiſchmeckſt,
Kimmſt glei nimma weck.

Drum halt' ſich der Katzenhannes a Katzl als leben-

dige Mausfall, damit keine größere, lebendige in's Haus kommt. Sell möcht er nit!

„Ja — biſt denn du gar nit weiberleutiſch, Hansjoſepp?“

„Koa Bißl.“

„Ja, warum dös?“

„Weil's an allem ſchuld ſein, ſchon von allem Anfang an, mit ihren Putz.“

„Ja, wie dös?“

Der alte Junggeſell klopft ſein Pfeifel aus und fragt:

„Ja, war'n mir nit allſamt no in Paradies, wenn d' Eva nit g'weſen war?“

„Woll, woll!“

„Alſo, da haſt es! Weil d' Weiberleut alm eppes Extrigs haben müſſen, hat's grad den Bam ausg'ſucht, der verboten geweſen iſt; weil d' Weiberleut oan koan Glab'n ſchenk'n, hat's dem Adam nit glabt, daß 's Paradies verloren iſt, wenn's 'n Apfel frißt; weil bei die Weiberleut an andrer allweil mehr z'ſagen hat, als der Mann, hat's 'n Tuifel mehrer glabt, als 'n Adam; weil d' Weiberleut, wenn's fein iſt, ſo lang 's Maul offen haben, bis es nimmer fein iſt, hat's ſo lang 'n Adam vorgſumſt, bis er nachgeb'n hat.

Und wie fein iſt's geweſen: ohne G'wand ſein d' Leut ſpazieren gangen in der warmen Sunnen und die Viecher ſein a fein g'weſen, alle, und koan Arbet hat's geb'n und koa Noat, und was Sterben iſt, habn d' Leut a

no nit g'wißt. Alm hätten ſie's ſo fein haben können. Und da kimmt dös Weibes . . . Hab i nit recht?

Und warum hat's den Apfel wölln? Weil d' Weiberleut überall d' Naſen drein hab'n, was ſie nix angeht und was ſie nit verſteh'n, weil ſie all's wiſſen, wenn a koa Menſch woaß, woher ſie's wiſſen und warum ſie's wiſſen und weil die Weiberleut all's wiſſen müeſſen, hat die Eva richtig ihr Naſen in' göttlichen Schöpfungsplan ah ſchon drein g'habt und löſt da eppes von an Feigenblatt.

Dös müaßt ſchön ſein, denkt ſi' d' Eva und ſchüttelt ihre langen Haar und bringt ihren kurzen Verſtand untereinander. Jez hat ſie 'n Apfel haben müſſ'n und 's Feigenblatt, und iez iſt all's unteranander kömmen, den Herrgott hat's Weibes derwildet, die Engel hat's derwildet, die Viecher hat's derwildet und 's Paradies iſt zug'ſperrt wor'n. Und i ſag's ja, der Putz iſt an allen ſchuld."

„Ja, wie dös?"

„Verſtehſt denn nit — dös Feigenblatt iſt's erſte G'wand g'weſen, und dös hat die Eva haben müeſſen, und wenn ah 's Paradies hin g'weſen iſt! Und heut' is no a ſo. Und ſchaug, was ſie aus den Feigenblatt für a Gezurf*) g'macht haben. Was ſie für Hudern anhab'n hinten und vorn, und dö Schlampen müeſſen ſie haben und wenn ihnen für anieds Schnupftüechel a Paradies zug'ſchlagen werd' . . . Drum bleib i ledig und ſein mir meine Katzeln lieber als die

*) Hadern.

Weiber," ſagte der Katzenhannes und ſtopfte ſeine Pfeife neu.

Einmal hatte er ſeine ſeltſame Geſchichte einem fremden Touriſten erzählt, und der fragte ihn, ob er denn ein Weib ohne Feigenblatt auch nicht ausſtehen könne.

„Iſt all's gleich," erwiderte der Katzenhannes, „iſt decht all's für die Katz."

Die ungariſche Kriſe

Der Herbſt war in die Berge gezogen, auf den Almen hatten Sennin und Beiſennin[1]) den letzten Blueſt zuſammengeſucht und die kargen Kränze fürs Vieh durch Dorfgartenblüten ergänzt. Die Hirten hatten noch einige dürre Rautenſtengel auf die Hüte geſteckt, dann hatte es talab geläutet — das Totenläuten fürs Almenleben.

Aber der täuſchte ſich, der glaubte, jetzt ſei es auf den Almen ruhig — er möge nur eine Nacht in der Almtaje[2]) zubringen — da wird er ſchon ſehen, was da alles kommt, der ungetreue Senner mit ſeinem Vieh lärmt im Hag und kommt mit polternden Knoſpen[3]) in die Hütte, um ſich die Pfeife anzuzünden. Die tote Sennin mit den talergroßen Augen ſetzt ſich dem Schlafenden auf die Bruſt, daß er faſt nimmer ſchnaufen kann, die Klabautermanneln[4]) raſſeln mit den Ketten im Stall und der feurige Stier ſtoßt an die Hütte, daß die Funken aufſprühen. Wenn die Menſchen mit ihrem Vieh abgezogen ſind, beginnt die Geiſterherrſchaft auf den Almen. —

---

[1]) Gehilfin der Sennerin.
[2]) Almhütte.
[3]) Holzſchuhe.
[4]) Wichteln.

Und dabei funkeln die Spitzen und Kögl so wundersamlich im Mondenlicht, als wohnte in ihnen ewiger Friede, als klimme nicht an den Felsen des massigen „alten Mannes“[1]) ein büßender Wildschütz, der auf dem Grabe verhungert war, als blicke der steilgeformte Kaarlespitz[2]) nicht auf das todöde Kaarle,[3]) das eine versunkene gottlose Stadt überdeckt, als klängen nicht vom „fallenden Bach“[4]) die unheimlichen Schreie eines Hirten, der eine Kuh hatte abfallen lassen und sie nun aufs Joch tragen muß, bis sie wieder seinen Armen entfällt und ins Tal stürzt, als litten nicht so manche Bauern im Bachferner[5]) die kalte Pein[6]) im ewigen Eise, bis die Posaunen des Gerichtes in die tiefsten Klüfte dringen.

Ueber dem Inn drüben am Herenkopf ist wildes Wolkenjagen; dort hält wohl der Leibhaftige selber ein glänzendes Fest, und über den Wäldern von Obladis schleicht ein flammendes Licht, das noch niemand sich anzureden getraute.

Von allen diesen Spitzen und Höhen, von dieser ganzen Alpenschönheit sieht man drunten im Inntale nichts, da beiderseitig stückle Vorberglehnen, welche die Dörfer Ladis, Viß, Serfaus und gegenüber Fendls auf mehr oder minder ebenen Mittelgebirgsflächen tragen,

---

[1]) Kuppkaarspitz.
[2]) und [3]) Spitz am kleinen Kaar.
[4]) Wasserfall bei Alpe Stalanz.
[5]) Pfrodlspitze.
[6]) Eishölle der Germanen.

gar ſteil von den Stromwogen an emporſteigen. Nur fern ſchaut als mächtiger Grenzwächter der eisgegürtete Piz Mondin[1]) herein.

Eng an die Reichsſtraße ſchmiegen ſich die Häuſer des Dorfes Ried, über welches das Schloß Siegmundsried aufragt. In Ried machen im Sommer die Landecker und Schweizer Poſten einen großen „Sturm".[2]) Das Dorf ſelber iſt ſehr ruhig; nur wenige Tage im Jahre ſind es, da auch das dörfliche Leben etwas aufſchäumt: das iſt am Rieder- und Truinerkirchtag[3]), beim „Waldfeſt", auch in der Silveſternacht kann man vielleicht etwas erfragen. Ferner an den Markttagen, wenn aus der Umgebung die Bauern kommen.

Heute — am 27. September, dem Tag der Heiligen Kosmas und Damian — iſt ein ſolcher. Der Herbſtabend neigt ſich über das Tal und die ſcheidende Sonne wirft noch einige Flackerlichter auf Schloß Laudeck, das auf ſtolzem Felſen ſteht.

Der Sagſchneider Dores[4]) von Fendls ſitzt im äußerſten Wirtshaus am Muhrbach beim Maß. Heut' trinkt er keinen Schnaps, heut' trinkt er Wein, denn heut' tragt's es. Der Sagſchneider Dores iſt ein verhutzeltes, glattraſiertes Männlein mit rötlicher Geſichtsfarbe. Mein, jung iſt er nimmer; alt auch noch nicht. Mehr weiß er ſelber nicht, das muß der Pfarrer wiſſen. Seine

[1]) Grenzberg gegen die Schweiz.

[2]) Lärm (von ſurren).

[3]) Ried hat zwei Kirchen, die Pfarr- und die Truiner- (Kapuziner-) Kirche, alſo auch zwei Kirchtage.

[4]) Theodor.

lange Naſe zeigt bald das Beſtreben, im zahnloſen Munde nachzuforſchen, ob denn gar kein Nachwuchs mehr komme, bald aus dem Weinglasl mittrinken zu wollen. Deswegen aber, daß er keine Zähne mehr hat, darf man noch nicht ſchließen, daß der Dores etwa ein alter Thäddädl[1]) ſei — in Tirol werden eben die Kirchtage äußerſt feierlich begangen.

Und ſo ein Heiliger wie der Fendler, der Kaſſel[2]), den ſie mit Griffeln und Meſſern totgeſtochen haben, hat für'n Glauben mehr gelitten als ein Bauer, der ſich ihm zu Ehren ein paar Zähne einſchlagen läßt.

Alſo der Dores ſüffelet und ſüffelet und pafft aus der Pfeife, die im Mundwinkel zwiſchen zwei Ueberbleibſeln des Gebiſſes verankert iſt.

Zuweilen lacht er und ſagt: „Grod verrota"[3]). Ihm fällt nämlich heut' immer der Schwank von dem „lada Koga"[4]) ein. Der hatte nach einem Markttage einem Fauſer[5]) zugerufen:

„Hob a Kolbele kooft[6]) um ſieba Gulda, iez rot[7]) wia tuir."

„Sieba Gulda," erwiderte der Serfauſer.

„Grod verrota," ſtaunte nun der Paznauner und konnte nicht begreifen, daß das mit rechten Dingen zugegangen ſei.

---

[1]) Drottel.
[2]) Kaſſian.
[3]) a wird wie geſchloſſenes o geſprochen, iſt deshalb immer ſo geſchrieben, das Infinitiv n iſt noch vollkönender Vokal a: erraten.
[4]) Spottname der Paznauner: langweilige dumme Kerle.
[5]) Verfauſer.
[6]) kauft.
[7]) rat.

„Sell[1]) weard woll a ladar Koga gwósa ſei," philoſophierte der Sagſchneider lächelnd. Bis jetzt war er allein geſeſſen, aber ungern, denn er hätte wen gebraucht, dem er's hätte erzählen können. Endlich ging die Tür auf und eintrat der Kleinhäusler Viz[2])."

Der Dores hielt dem Ankommenden ſein Glas hin und lud ihn ein, herzuſitzen. Ein anderes Mal hätte er das vielleicht nicht getan. Denn man hatte den alten Viz ſchon oft gefragt, ob in der Nacht im Schloſſe Sigmundsried nie der ſchwarze Hund mit dem gluenigen Schlüſſel zu ihm gekommen ſei, der Geiſterhund, der den verſunkenen Burgſchatz hütet. Der Viz hatte nämlich oft ſchon Gelegenheit gehabt, die Innenräume des Schloſſes, das jetzt das Bezirksgericht mit allem nötigen Zubehör barg, für längere Zeit zu beſichtigen — ſo einmal wegen Ausgrabung einer behördlich verſcharrten toten Sau.

Der alte Viz trug eine ſchäbige Ottermütze auf dem Kopfe und war barärmlig. Für den Verſchluß des Leibls[3]) ſorgte eine Spagatſchnur. Immer das Knopfannähen. Die Vizin tat's nicht gern, ſie bohrte alſo noch eine Reihe Löcher in die Weſte und der Gatte konnte dann die Verſchnürung entweder mit dem Zuckerſtrick oder mit Lärchenzweiglein herſtellen.

Eine Habichtnaſe, von vielen Fältlein umgebene liſtige Aeuglein, einen ehemaligen Kaiſerbart nannte der Viz ſein eigen, aber auch eine graugelbe matte Trin-

[1]) Der (die das) ſelbi(ge).
[2]) Vinzenz.
[3]) Weſte.

kerfarbe. Am linken Fuß hinkte der Viz, das rührte von einer Fuchstrappel her, die er, wie er ſagte, in ſeinem Keller ſelbſt aufgeſtellt hatte und in die er unvorſichtigerweiſe geraten war. Der Muhramüller[1]), der den Viz in der Früh gefunden, aber wußte den Keller beſſer und der Richter in Ried ſchenkte dem letzteren Glauben.

Alſo ſonſt hätte der Sagſchneider den Dorflumpen nicht zum Tiſch gerufen, heut' aber mußte er ihm erzählen, wie er dem Miges[2]) von Kaltenbrunn ſeine Kalbe gut verkauft hatte. Der Viz verzichtete auf den Wein, den ihm der Sagſchneider zahlen wollte, und bat ſich fürs gleiche Geld Schnaps aus. Dann horchte er zu und nickte ein paarmal ernſthaft mit dem Kopfe. Der Viz zeigte gar keine Freude über den glücklichen Kauf und knurrte:

„Jo, wenn d' Ungara it[3]) wara[4]."

„Jo, wos iſch o[5]) mit dõna?"

Und nun erzählte der Viz, daß die Ungarn die Revolution haben wollen und den Kaiſer abſetzen wollen und daß im ganzen Land ſchon überall Kriegshaufen geſammelt wurden und daß ein ungariſcher Graf gar zum türkiſchen Sultan um Soldaten geſchickt habe.

„Hob o õppes glõſa, in Burggräfler[6]) dinna[7]), den

---

[1]) Müller an der Muhr.
[2]) Remigius.
[3]) it(a) = nicht.
[4]) wären.
[5]) auch.
[6]) klerikale Zeitung.
[7]) drinnen.

mir's Hearle[1]) leiha tuht, daß die Ungara numma[2]) guat tia wölln[3]. Weard frei wohr ſei."

„Und z' Budapeſcht dunta müaſſ'ns d' Geldlad'n ſpörrn, daß 's ihna nit all's davontraga und ſie nuit[4]) mia[5]) hoba. — Ober inſar Kaiſer hat's ihna göba!"

„Jo, wie denn?"

„Ja woaſcht ſall[6]) it? Sall[7]) mueß i dir verzöhl'n . . . Und nun folgte ein von fleißigem Trinken unterbrochenes Getuſchel. Das Geſicht des Dores wurde immer länger, das Maul ſtand ſo weit offen, daß die Naſe ihre Nachforſchungen noch energiſcher anzuſtellen ſchien. Zuweilen fuhr die Fauſt des Sagſchneiders mit einem Fluche auf den Tiſch. Auf einmal rief er:

„Da ſei zwoa Guld'n, tua du zohla, i geah dem Lumpekarle[8]) noch, verwiſch'n ſchon no entweder beim Peater oder am Kaunerberg. D'Außergob gheart dei" —

Und war bei der Tür aus. —

Den Viz fragten nun die Bauern, was denn geweſen ſei; aber der ſchwieg, trank bald aus und verſoff die Herausgabe in andern Wirtshäuſern. Dann torg-

---

[1]) der Herr (das Herrle), Bezeichnung für Pfarrer. Geiſtlicher.
[2]) nimmer.
[3]) wollen.
[4]) nichts.
[5]) mehr.
[6]) u. [7]) ſelbiges.
[8]) Lumpenkerl.

gelte er den ſteilen Weg nach ſeiner Heimat Serfaus empor.

Dem Sagſchneider war gar nicht gut zu Mut, als er in der Nacht über die Fendler Muhre ging. Erſtens die ſchreckliche Neuigkeit, zweitens der viele Wein und drittens die Pütze[1]). Der Dores fürchtete ſich nämlich ſchrecklich vor Geiſtern, wenn er in der Nacht allein war. Sonſt wartete er am Markttage immer auf die andern Fendler — aber zu dem heutigen Gang auf den Kaunerberg[2]) konnte er keine Begleitung haben . . .

Und an dieſem Wege wimmelte es von Pützen. In der Hundsſchrofen war ein Kaiſerjäger verfallen, der heulte, daß man ihn in geweihte Erde ſcharre. Ueber dieſen Felſen türmte ſich der Hexenbühel — Jeſus Maria, heut iſt Pfinztag auch noch! Am Fendler Weg hockt ein Weible ohne Kopf und beim Prutzer Kreuz wartet ein Hund mit feurigen Schlüſſeln, der zum Kaunerſchloß Bärnegg gehört. Endlich war der Dores, ohne daß eines der ſchrecklichen Geſpenſter ihm begegnet wäre, zum erſten Prutzer Wirtshaus, das dem Peater und der Peaterin gehörte, gekommen.

„Iſcht der Koltabrunner Miges it do?"

„Grod do gwóſa."

Der Dores wollte wieder gleich gehen, aber die Peaterin hatte ſchon Wein gebracht und es hätte gar arges Verübel abgeſetzt, hätte den der Dores ſtehen gelaſſen. Drum trank er ihn über den Kopf aus, um wenig-

---

[1]) Geiſter.

[2]) Kaun(l)erberg.

ſtens den Miges noch vor Kauns zu erwiſchen, denn hinter dem Dorfe wird's gar unheimlich — beim alten Raubritterſchloß — und ob der Wiesjaggl[1]) nicht auf der Jagd iſt, weiß man auch nicht.

Nun war die Standfeſtigkeit des Dores freilich auch gar ſehr erſchüttert. Ueber den ſteilen Kaunerweg emporkeuchend, murmelte er weinerlich:

„'s löſchte Glasle hot's to, die Malefizpeateri . . ." oder:

„Sall mueß er mir büeßa, der Erzlump."

Und er eilte, daß er bald in hellem Schweiß ſtand, durch das Dunkel aufwärts. Zum Schwitzen trug freilich auf die Furcht bei, dem feurigen Chruſt[2]) zu begegnen. Der Chruſt war nämlich ein Kauner Wildſchütz geweſen, der auf Anraten eines Lader[3]) Gamſenjagers, damit ſein Lauf kugelſicher werde, während es in der Kirche Wandlung läutete, dem Herrgott am Wegkreuz in die Seitenwunde geſchoſſen. In dem Augenblicke, als der Schuß fiel, ſchlug das Feuer aus dem Heim des Chruſt. Aber das war noch nicht Strafe genug, der Chruſt muß heut' noch als gluehniger Jager umgehen.

Heute ſteht das Kreuz, von einer Kapelle überdacht, am Kaunerwege und man kann die Kugelwunde noch ſehen. — Holla, was taſtete dort durchs Dunkel? . . .

---

[1]) Berüchtigter Wildſchütz und Zauberer des Kaun(ſ)ertals.

[2]) Chriſtian.

[3]) Einwohner von Ladis.

und es muhmuhte durch die Nacht! Das war ſeine Blaß, die Stimme kannte er.

Nun faßte der Dores den Stecken feſter, hatte er den Erzgauner doch eingeholt. Und knapp bei der Kapelle ſauſte der Stecken, geführt mit aller Kraft, deren das rauſchige Bäuerle noch fähig war, auf den Rücken des nichts ahnenden Miges nieder.

„Mei Kolbe geiſcht mir wieder, du Erzgauner, du miſerabliger, — i mog dei Gald ita, du Fölſcher[1]) und Betrüeger.“

Dabei ſauſte der Stecken durch die Luft und wieder auf den Miges nieder. Nun machte aber auch der Ernſt und bald flog dem Dores der Stock aus der Hand.

„Mit dir, Büeble, weard man ſchon no förtig,“ keuchte der Miges und warf nach kurzem Kampfe den Beſoffenen auf den Boden. Nun erhielt der Dores noch ſeine gehörige Tracht Prügel. Er lag feſt und der Miges kniete unbarmherzig auf ihm, hatte er doch für ſeine Fäuſte ſeit dem Annatag, dem Kaunerkirchtag, keine Feiertagsverwendung gehabt.

„Jeſus, Maria und Joſef, der Chruſt kimmt,“ keuchte mit ſchwerem Atem der Dores. Und wirklich kam ein Licht näher und näher.

Das war aber die Laterne des Kaunermedi[2]), eines baumſtarken Bauern, des Vorſtehers von Kauns. Der ſah die am Boden Balgenden und trennte die beiden.

---

[1]) Fälſcher.

[2]) Romedius.

„Ear hot mi vu hinta überfolla[1])."
„Ear hot mir die Kolbe ogſchwinglat[2])."
„Ear iſcht ſchtockbſoffa."
„Sall iſcht it wohr."
„Gwiß iſch's wohr."
„It iſch's wohr."
„Wohr iſch's."
„Sóſch[3]) es no amal?"
„In der Schterbſtund kunnt i's ſoga[4])."
„Noar luigſcht[5]) in der Schterbſtund."
„I luig it."
„Verloga iſcht's, daß i bſoffa bi."
„It verloga!"

Der Vorſteher entſchied, daß jetzt alle drei nach Kauns geh'n ſollen, um dort die Sache beim Licht in des Vorſtehers Wirtshaus ruhig auszutragen. Die beiden Bauern folgten willig, denn ſie waren heute wohl noch zu wenig im Wirtshaus geweſen. Aber den Streit ließen ſie während des Weges nicht ausgehen, nur war jetzt das Thema nicht mehr Kalbe und Geld, ſondern die Betrunkenheit des Dores und die Antitheſen „Bſoffa" und „It Bſoffa" wechſelten mit echt oberländiſcher Beharrlichkeit beweislos, aber unumſtößlich aufeinander.

Der Vorſteher führte die beiden ins Nebenzimmer, zündete die Lampe an und ließ ſich die Sache erzählen.

[1]) überfallen.
[2]) abgeſchwindelt.
[3]) Sagſt.
[4]) ſagen.
[5]) lügſt.

Der durchs Raufen und die migeſiſchen Prügel etwas ernüchterte Dores erzählte:

„Der Miges hot miar die geal[1]) Kalbe um hundert Gulda okaoft[2])."

„Sell iſcht guet zohlt," meinte der Medi.

„Koſcht[3]) ſie oluege, ob ſie's weart iſcht."

„Sell iſch ſe's," bekräftigte ſelbſt Miges, der als fölſaföſchter[4]) Oberländer doch nicht zugeſtehen konnte, daß er etwa überzahlt hätte.

„Ober's Gald iſch folſch," ſchrie der Dores, „a Fölſcher iſch es und a Betrueger und a Erzgauner, an ölendiger," ſchrie der Dores wutentbrannt.

„Loß's Gald oluege," befahl der Vorſteher und entſchied: „'s Gald iſcht guet."

„Nuit woaſcht. Dös Gald iſcht nur's holbe weart."

„Jo, wie's ſall?"

„D' Ungara göb'n gor kuan Fried, ſie wölla d' Baura z'amariefa[5]), die Türka köman o[6]) — die Ungara wölla Krieg ofanga und 'n Kaiſer oſötza[7]). Zun Kriagfüahra braucht's ober Gald, drum hot's ihna der Kaiſer g'mocht." —

„Wie denn?"

---

[1]) Gelbe.

[2]) Abgekauft.

[3]) Kannſt.

[4]) Felſenfeſt (Beiname der Oberländer nach einem alten Volksliede).

[5]) Zuſammenrufen.

[6]) Kommen auch.

[7]) Abſetzen.

„Der Kaiſer hat g'ſöt[1]), daß d' ungariſcha Seita von die Banknota nuit mia galta tia[2]). Jez hoba's d' Ungara! Und 's Gald iſcht nuar mia die Halbſcheid. Ear ober mueß mir no amol ſovl göba für mei Kalbe."

Der Vorſteher meinte lächelnd: „Jez hob i alleweil gmuant, du hoaßeſcht Dores, und derweil iſcht heut dei Nomastag[3]). Sollſcht löba! — Damian."

Der Rindermarkt fällt nämlich auf Kosmas und Damian.

Nach einer Weile ſagte der Vorſteher: „Hoſcht it audenkt, daß nocha der Kaiſer o nuer mehr die Halfte Gald hätt?"

„Sall iſcht it wohr. Der Kaiſer konn 's Gald ſalt[4]) mocha[5])."

„Sell könna d' Ungara o."

„Wear tat denn a ſöttenes[6]) nöhma? — Und der Kaiſer weard o a neues Gald mocha, hot der Viz gſöt" — eiferte der Dores — „nocha könna miar's inſere umtauſcha."

„Nocha worteſcht[7]) holt ſo lang, nocha kriagſcht dei gonzes Gald," ſchmunzelte der Vorſteher. Dies ſah nun

---

[1]) geſagt.
[2]) gelten tun.
[3]) Namenstag.
[4]) ſelbſt.
[5]) machen.
[6]) ſolches.
[7]) warteſt.

auch der Dores ein — zur Verſöhnung wurde noch fleißig getrunken und der Vorſteher von Kauns hatte heute nach der Saiſon zwei Fremde als Nachtlieger, den Dores aus Fendels und den Miges aus Kaltenbrunn.

Freilich, wenn die beiden gemeint hatten, die Prügel wären in einer Nacht verſchlafen, ſo haben ſie ſich gründlich getäuſcht. Beide wanderten nach Ried zum Doktor. Und noch einer war zum Doktor gewandert, zu einem Wunderdoktor in der Schweiz, weil er am Fuaß ſo einen Weahthono hatte. Wenigſtens ſagte ſo die Vizin, als ein Feldjäger nach dem Verbleib des Viz fragte.

A gſchpaſſige Gſchicht

Unheimlich iſt's freilich genug im Wieſelewald bei Fendels. Da ſtehen und rauſchen und knarren ururalte Feuchten mit graugrünen Bärten, deren ſich der älteſte Zwergenkönig nicht zu ſchämen hätte. Wildes Moos überwuchert die Steine, aber zwiſchen den grünen Kiſſen liegen wieder Felsbrocken blank da, welche wie mit Blut überronnen ſind. Giftiggelber Eiſenhut umblüht ſie; glänzendeiſengrau geſchuppte Nattern ringeln ſich darunter hervor, als wollten beide von alten Rittergeſchichten erzählen, zu deren Gedächtnis dieſes Blut für ewig an dieſen Blöcken klebt. In den blauen Schrofen drunten, wo nachts die Buhine ſchreien, fanden vorwitzige Hüterbuben gar oft glänzende, ſchöngeformte, weiße und gelbe, durchſichtige Steine, die wohl aus der Krone des Zwergenkönigs gebrochen waren. Weiter unten ſtanden im Mooſe feuerrote Schwämme mit weißen Tupfen, von denen hatte das Tobelmariele ein Stück verkoſtet und am nächſten Tag war es bleich und ſtarr und tot. In den Höhlen ſitzen die armen Seelen als Kröten — meiſt ungeſegnete Wöchnerinnen, die der Teufel geholt hat — und jammern durch die Nacht.

Alſo unheimlich genug iſt's im Wieſelewald. Aber

das ist beileib noch nicht alles, was zu erzählen ist. Wenn der Wind geht, reiben sich die Bäume so aneinander, daß sie schreien wie heiseres Nachtgevögel; — da rauchte früher ein Kohlenmeiler, aus dem einstmals Blut geronnen sein soll und bei dem es heut noch nicht geheuer ist. Dort stehen zwei kühne Felsen mitten aus dem Hochforst auf, an denen seltsame, eingehauene Zeichen zu sehen sind. Die alten Leute wollen wissen, daß vor alten alten Zeiten hier die Heiden ihre Opferfeuer zu ihren Götzen emporlohen ließen.

Hoch oben über dem Walde sitzt auf einem verwitterten, brüchigen Schieferschrofen ein gespenstischer Jodler, wahrscheinlich ein untreuer Hirt; — der juchzt nächtens dem Wanderer zu und wehe diesem, wenn er ihm antwortet! Er bringt den Geist die ganze Nacht nimmer weg und geht irr im felsigen, runsigen Walde, und wenn er sich, bis die Sonne aufgeht, nicht zutod gestürzt hat, kann er sicher sein, daß er, wenn er ins Dorf zurückkehrt, von den Kindern nicht mehr erkannt wird, denn seine Haare sind weiß geworden, ganz schneeweiß.

Beim Annabildstöckl ists auch nicht recht geheuer — wer dort bei Nacht vorbeigeht, tut gut, ein Skapulier mitzutragen, denn der „glühnige Gotthard" — ein büßender Waldfrevler — ist kein guter Gesell, er fährt mit seinen feurigen Händen den Menschen übers Gesicht, daß es mit Brandwunden überzogen wird, die ein ganzes Jahr nicht mehr vergehen und die der gescheiteste Doktor nicht vertreiben kann.

Von einer Sennerin wissen die keckſten Jäger zu erzählen — die geistet erst im Spätherbst und Winter,

wenn das Almvieh abgetrieben iſt. Wer der in die tellergroßen ſchwarzen Augen geſehen hat, der denkt ſeiner Lebtag daran.

Tief im Wald drinnen auf einem einſamen, tannenverborgenen Wieſenflecke, von dem der Forſt den Namen „Wieſelewald" führt, ſteht die Ruine der ehemaligen Einöd-Kirche Wieſele, die der Kaiſer Joſeph aufgehoben hat. Dafür muß aber auch er, der einſtmals ſo mächtige Herr, zu heiligen Zeiten in einem weißen, goldbetreßten Stadtfrack auf einem Geiſterſchimmel durch den Wald reiten und in ſeinen feinen Händen eine glühende Monſtranz tragen. Den alten Kirchenſchatz haben die Bauern irgendwo vergraben, und wer ein Sonntagskind iſt, kann in der Sonnwendnacht, in der er blüht wie angeblaſene Feuerkohlen, ihn finden und heben. Aber etwas Geweihtes muß er drauf werfen, ſonſt ſinkt ihm der ganze Schatz wieder in die Tiefe und er hört nur die armen Seelen weinen.

Ganz oben endlich — das fürchtige Schiefergefels, das am Grat aufzackt, nennt man das „Widdershöarele" — dort geiſtet's „Almroſenfräule". Dieſe, das Burgfräulein von Bärneck, wußte, daß dort oben im ärgſten Geſchröf die wunderſeltenen weißen Alpenroſen blühen und verſprach ihrem Freier nur dann ihre Hand, wenn er ihr ſolche von der ſchwindelnden Höhe bringe. Der Junker ſtieg wohl hinauf in das Wildgeſchröf — aber nicht mehr hernieder. Hirten fanden ihn bleich, ſtarr und tot; in der feſtgeſchloſſenen Hand hielt er einen Strauß weißer Alpenroſen, die rot geworden waren von dem Blute, das über ſie gefloſſen. Seit dieſem Tage blühen

da oben keine weißen Alpenroſen mehr . . . aber in weißen Mondſcheinnächten muß das unglückſelige Burgfräulein ſo lange auf die roten Almroſen weinen, bis ihre Tränen das letzte Blut weggewaſchen haben und droben wieder weiße Alpenroſen blühn. Wann das geſchieht, weiß niemand als der liebe Gott.

Alſo geheuer iſt es im Wieſelewald ſchon nicht; aber die ſchrecklichſte Geſchichte, die dem Murengottfried im Wald begegnet iſt, die muß ich noch erzählen. Alſo:

Ich war damals ein junger Student, der durch die Wälder, über die Almen, auf die Felſen, auf die Firnen wanderte. Und dabei hörte ich auch, was die Bauern erzählten und glauben — und hörte zu voller Ehrfurcht, ſprachen ja tauſendjähriges Glauben, Hoffen, Fürchten, Sehnen aus dieſen Geſchichten.

Aber beim Murengottfried, meinem Vetter, war ich an den Unrechten gekommen. Daß er mein Vetter iſt, muß deshalb erzählt werden, weil es wahr iſt, wie ja auch die ganze Geſchichte wahr iſt. Auf meiner Suche nach Sagen haben mir die Bauern allerhand kunterbuntes Zeug aufgebunden — die Geſchichten vom „Saglkuſcher" und vom „Monn au und au voll Eiſa" gehören ſicher nicht in die Wahrſcheinlichkeitsbezirke einer Märchenwelt; — aber der „z'nachſt g'fruindete Vetter", der Murengottfried, belog mich nicht, dem wars ſo bitter ernſt mit der Geſchichte, daß ihm noch beim Erzählen die hellen Schweißtropfen auf die Stirn traten.

Nun muß ich aber endlich die Geſchichte erzählen.

Alſo die Geſchichte war ſo:

Der Murengottfried hatte den „matten Tiſel" und

lag deshalb faul auf der Bank neben dem grünen Kachelofen und „röchte“ tuifelſchwarzen Rolltabak, den er eben früher mit der „Brotpramle“ zurecht geſchnitten hatte. Gegen den matten Tiſel half nur die berühmte „Bauchwehlerier“, welche ſeine Gattin Annalies ſo prächtig aus den verſchiedenſten Alpenkräutern zu bereiten verſtand und eben in einem mächtigen Hafen am Herde zuſammenbraute. Die Wirkungen der Lerier waren ungefähr mit den murenlöſenden eines Hagelſchlags im Hochſommer zu vergleichen.

So fragte ich den Gottfried, obwohl ihm „nicht recht ertra“ war mit den Worten: Gelt du, im Wieſelewald iſt nit alles richtig.

Das Bauchweh mochte den ſonſt wortkargen Bauern geſprächig gemacht haben, vielleicht ergänzte das Gruſeln oberhalb des Aequators des menſchlichen Körpers das Gruſeln unterhalb desſelben in angenehmer Weiſe. Er hub an:

Sall iſch es it.

Warum denn?

Weil do dinna nuit richtig iſch in der Nacht.

Iſt dir was geſchehn?

Sall glob ig.

Ja wie denn?

Jo wia weard ieza dös gwöſa ſei? Wies holt geaht.

Dieſe oberinntaler Sprechweiſe, die ſo langſam, ſchwer und ruhig vertönt, machte mich nervös; der Bleiſtift zitterte ſtenographiebereit in meiner Hand — wer weiß, was der Mann erlebt zu haben glaubte — viel-

leicht erdröhnte in den Worten der Sage alter deutſcher Wielandshammerſchlag, oder der Vetter hat den Kaiſer Joſeph geſehen mit Zopf und weißgepuderter Perrücke, mit Dreiſpitz und weißrotem Rock — oder das ſtolze Alpenroſenfräulein weinte auf die Blumen. Aber nichts von alledem . . .

Alſo wie wars?

Sall konn mon it erzöhla.

Erzähl nur, Gottfried.

Und ſiehe, der Gottfried nahm ſeinen Nagel aus dem Munde — jetzt wußte ich, daß ich die Geſchichte hören werde. Dieſe feierliche Vorkehrung zur Erzählung einer langen Geſchichte war zwar ganz unnotwendig, denn im nächſten Bittfüruns ſteckte er ſchon wieder zwiſchen den Zähnen, aber ſie zeigte von dem guten Willen, zu erzählen. Und was der Oberländer will, ſetzt er auch durch; drum heißt man ihn fölſaföſcht.

Zöcha Jahr weards hear ſei, ſeit i do inn' gonga bin . . . gwiß tua is numma! — Miete für 's Kolba hob i ihatroga. In an Pfinztig iſch es gwöſa, . . . in an Pfinztig ſoll ma nuit verrichta. Do hoba d' Hexa d' Mocht und könna olls vermoana.

So lang in einem Maul voll hatte ich den Gottfried noch nie reden gehört, ich erwartete alſo eine wilde Hexengeſchichte: Weiter, Vetter.

Zelm bin i it onderſcht froah gwöſa wie i derhueme d' Türſchnolla hinter meiner zughöt hon. Grod ohagrunna iſch mir's Woſſer, wie wenn mi d' Pütz ſchua heia, hon i zitternt, grod obeutlet hats mi.

Was wars denn?

Mir iſcht ſchua in gonza Wög it recht gwöſa — bin i zun Annabild außerköma . . .

Alſo beim Bildſtöckl wars.

Und do iſch öppes köma — Grod d' halla Tropfa ſein mir auf der Stirn gſtonda und d' Füaß hoba ongfongt z' ſchlattara und gſprunga bin ig durch Burſchles Wold aus und es iſch olli hintanoch kömma — wie i d' Kirche gſöchn hob, iſch mir ſchua leichter woara — in d' orma Seala hob ig a Möß verſprocha . . . Wia i beim Freithof vorbeigſprunga bin, iſch es no olli nochköma. Olle Heilige hon i donkt, daß d' Haustür no ofaggwöſa iſcht — i hob ſie zueplöſcht, doß olls ghildert hot, moch woarli an Tuſcher auf's Weichbrunnkrüegele. Zelm bin i froah gwöſa — d' Annalies — die genannte trat eben mit der Bauchwehlerier ein — woaß es, wie wenns heut gewöſa war.

Ja Gottfried, was haſt denn g'ſehn?

Sall woaß ig heut no it.

Was denn ghört?

Sall woaß ig o it.

Und du Annalies?

I hob nuit gſöcha.

Und g'hört?

O nuit.

Ja Gottfried, wenn du nichts geſehn und gehört haſt, warum biſt denn davon glaufen?

Weil öppes köma iſcht.

Ja was denn?

Sall woaß ig it, ober öppes iſch köma.

Haſt g a r nichts gſehen?

Gor nuit.

Gar nichts gehört?

Gor nuit.

Nachdem iſt's auch nichts gweſen.

Wos nuit gwóſa, fuhr der Bauer auf, daß er faſt die Lerier umgeſtoßen hätte, nuit gwóſa? Wos i mit den vagna Oga gſócha, mit den vagna Dahra gheart hob, loß i mir it awóckſtreite, es iſch amol óppes gwóſa.

Ich wagte klugerweiſe nicht weiter zu widerſprechen — ſchon wegen der bereits in Wirkung tretenden Lerier — denn das erfuhr ich ſpäter oft genug, wenns bei den Oberländern einmal „óppes gwóſa iſcht, iſchts o óppes gwóſa, wenn ſie o nuit gſócha und nuit gheart hoba.

Nun iſt nichts mehr zu erzählen, als daß die Lerier die erwartete Wirkung durch die ganze Nacht getan hat und der Gottfried wieder am Morgen wohlauf war. Ferner daß ich ein leichtſinniger Sagenforſcher war, weil ich dieſe „gſchpaſſigſte Geiſtergeſchichte", die ich je gehört habe, in meine Sammlungen gar nicht aufgenommen habe, trotzdem ſie vor allen andern einen bedeutenden Vorzug hat, ſie iſt nämlich buchſtäblich wahr.

Vom Menigil, dem's alleweil gabach gangen iſt

Der Grubenbauer Menigil liegt auf ſeinem Buckel, wie ſichs gehört, in der Gruben und ſchlaft nach dem Kirchtag, wie ſichs gehört. Er ſchlaft aber ſchon gar lang; — das kann ja nach dem Kirchtag leicht vorkommen.

Endlich wacht der Bauer in der Gruben auf; aber es muß noch zu früh ſein, weils noch gar ſo kreuzteufelsrabenſtockſchwarzfinſter iſt. Alſo denkt ſich der Bauer: „No iſt's z'früh" und dreht ſich mit einem Achezer auf die andre Seiten, denn's Bett iſt heut gar ſo hart.

Am Bett wird's amend nicht fehlen, ſteckt halt noch der Kirchtag in den Gliedern; — alles zur Ehr des heiligen Rochus; der gute Kirchenpatron iſt das bißl Wehtun ſchon wert.

Der Grubenbauer probiert und probiert einzudoſen, — er betet einen Roſenkranz, da ſchlaft er ſonſt alleweil ein; — heut aber nützt alles nix, er kann nimmer einſchlafen; dann ſchreit er: „Alti, mach die Balken auf, es muß ſchon Tag ſein!"

Aber die Bäuerin rührt ſich nicht und der Menigil denkt ſich: „Ah recht, ſonſt gang grad glei wieder 's Ge-

pretzig an, wegen dem Kirchtagrauſch, den i hoambracht han."

Und nun möcht der Bauer wiſſen, wie er eigentlich heimgekommen iſt . . . aber mei, man wird halt älter und da laßt 's Gedächtnis aus . . . er weiß nimmer, wie er heimkommen iſt — aber ſchon gar nicht.

„Wozu no lang ſinnieren, da bin i!" denkt ſich der Bauer und dreht ſich auf die andere Seiten, weil er gar ſo hart liegt.

Dem heiligen Rochus ſind an ſeinem Tag reſpektierliche Ehrenräuſch ganz recht, aber die Agnes, — die Grubenbäuerin, kann die Räuſch halt gar nit leiden und ſieht nit ein, daß der Bauer in der Gruben, der erſte Gemeinderat, auch was ſpringen laſſen muß an dem Tag.

Wenn man ſo hart liegt in der finſtern Nacht, kommen allerhand Gedanken und lang nicht die geſcheideſten und lang nicht die luſtigſten.

So ſagt der Bauer in der Gruben, indem er auf ſein Leben zurückſchaut, zu ſich ſelber: „Ja Menigil, dir iſt's eigentlich alleweil gabach gangen."

Dieſen Satz ſucht er nun zu beweiſen. Zuerſt fällt ihm die Wettl ein. Ja die Wettl war blond und lieb und treu — Gott hab ſie ſelig, wenn ſie nimmer lebt. Die Wettl hat er ſo gern gehabt, aber:

„O mei Wettl — du haſt nix ghabt — um und um nix und da iſt's halt nit gangen. Verzeihſt mir's halt, — biſt ja alm a guete Haut gweſen."

Die Wettl iſt nachher, wie ſie gwußt hat, daß ſie der Menigil doch nicht zum Weib nimmt, trotz allem und

allem auf und davon gegangen, weiter als der Himmel blau iſt, mit dem Kind unterm Herzen.

Und der Menigil hat die reiche ſchieche Agnes, die ſchon als Diandl ſo zuwider war, geheiratet. Die iſt jetzt Bäuerin in der Gruben — die hat ihm kein Kind gegeben, aber biſſige Wort und Schläg' zum Ermerken. Alſo da iſt's auch gabach gangen.

Zu den Soldaten haben ſie ihn auch nicht brauchen können; andre ſind froh, wenn ſie Staatskrüppel werden, — er aber hätt wenigſtens, wenn ſie ihn b'halten hätten, die Schneid gelernt, die für die Grubenbäuerin notwendig iſt. — Alſo alles gabach.

Der Vater hat ihn wollen ſtudieren laſſen; die alte reiche Bas Vev hätt ſchon die Taler aus'm Schatzſtrumpf ſpringen laſſen, denn ſo ein geiſtlicher Herr Vetter iſt ein gewaltiger Staffel in den Himmel; — aber im Gymnaſium haben die Profeſſer gleich geſagt: „Der iſt zu dumm."

„Lieber war i ſchon a Geiſtlicher ohne Weib, als der Grubenbauer mit d e m Drachen" — philoſophiert der Menigil: „alls gabach."

Die Profeſſer aber haben's damals nicht verſtanden; damals iſt's gabach gangen, weil er ſoviel dumm war; — und wie er ſich hat zur Ruhe ſetzen wollen und von allen Geſchichten nix mehr wiſſen hat wollen, haben ſie ihn in den Gemeinderat gewählt, weil er ſoviel g'ſcheid iſt! —

„Jez die Plag für die alten Täg. Alle Tag was anders: Feuerſpritzen, Klauenſeuch, Kunſtdünger, Totenb'ſchau, Murverbauung, Kirchenſtiftung . . . man woaß

nimmer, wo oan der Kopf ſteht. Da iſt's mir a gabach gangen," ſinniert der Bauer in der Gruben weiter: „Herrgott, finſter iſt's und a ſtickete Luft und a Wehtoan in alle Glieder."

Es dauert ihm zu lang, bis der Morgen kommt und jetzt ſchreit er: „Alti, ſteh au!"

Der Menigil krabbelt um und findet ſeine Alte nicht; er kennt ſich überhaupt nicht aus, wo er liegt.

Jeſſes amend — weil i nit woaß, wie's gangen iſt, bin i überhaupt nit hoamkemmen!"

Dieſer ſchreckliche Gedanke fährt dem Bauern durch den Sinn und findet ſeine Beſtätigung darin, daß der Menigil, als er nach ſeiner Uhr ſucht, merkt, er ſei nicht ausgezogen. Er ſucht die Uhr und findet ſie nicht, er ſucht die Zündhölzeln und findet keins, er ſucht die Geldtaſchen und findet ſie nicht; — aber er greift die Silberzwanziger und weiß, daß er noch den Sonntagsrock anhat, den er am Kirchtag getragen.

„Jeſſes, was es heut für ſchlechti Leut' gibt. Niederg'ſchlagen habens mi und ausgrabt und in a Loch g'worfen! Vielleicht habens mi blendet. Jeſſes Maria und Joſef! Hilfe! Hilfe!"

Er will aufſtehen und ſtößt mit dem Schädel an, daß es grad ſchöldert, — er ſucht noch einmal in allen Taſchen — und ſtreift wieder an die Silberzwanz'ger — „ja, warum hab'n denn die Räuber dö nit abg'ſchnitten?" und endlich findet er ein Zündhölzel, das ſich im Schileeleiblweſtntaſchl verſchloſſen hat.

Er ripſt es am Hintern an — o wie das ſchwefelt

— und jetzt leuchtet die Flamme auf und jetzt weiß er — a l l e s.

Und ſein erſtes Wort, das er mit ſchwacher entſetzter Stimme ſtottert, iſt: „Jeſſas, mir geht aber all's gabach!"

Und der Bauer ſchreit und ſtrampelt und jeſſasmariaundjoſeft, aber er beruhigt ſich mit der Zeit mit ſeinem Spruch: mir geht all's gabach.

Er denkt und ſinniert weiter nach, da fällt ihm eine Gemeinderatsſitzung ein.

„Jeſſes, hätt' i dös nit tun!" ächzt er auf. „Jez bin i für'n Gmoandrat a no z'dumm und dös will viel hoaßn! Mir geht ſchon all's gabach; — wie der Würlerjörgele im Gmoandrat g'ſagt hat, man ſoll nimmer die alte Zeggerzenz, dö ſo guat doktern kann und ſo prächtigi Mittel woaß fürn Knilling, fürn matt'n Tiſel, fürn Ummergang — fürs Vieh iſt ſie a recht z'brauchen g'weſ'n, — für die Totenb'ſchau b'halten, weil ſie nimmer recht ſiecht und nix mehr hört und ganz unverläßlich iſt, da bin ich dadazu auftreten. Der ſchundige Tuifl hat wöll'n um a Sündengeld ſein Vetter — der Fallot iſt Doktor wor'n ſtatt Geiſtlicher — dö Stell' verſchaffen. Ja, da hat der Menigil g'ſagt, mir wer'n öpper weg'n den o a n Scheintoten, der vielleicht alle f u f z ' g Jahr amal eingraben werd, alle Jahr dös Heidengeld zahl'n? Die alte Zeggerzenz verſteht ihr' Sach' ſchon, ſie hat ſchon viel'n, dö nit g'ſtorb'n ſein, 's Leb'n gerettet, d'rum muaß man ihr dankbar ſein und überhaupt brauchen mir koane ſölln liberal'n Neuerungen. Und die ganze Gmoand hat mir damals recht geben — dö Eſel!" ſchreit

der Menigil, „mir, dem Bauern in der Gruben, weil er sov'l g'scheid ist!“ —

„Mir geht schon all's gabach — iez bin i der e r st e Scheintote, dens eingrab'n hab'n, weil die Zeggerzenz es nit kennt hat, daß dös a besserer Kirchtagrausch ist. Für'n Gmoandrat bin i a z'dumm g'wesen!“

Zuerst schreit und betet der Bauer und verlobt sich zu allen Heiligen und will den Sargdeckel sprengen. Aber da ist Chrysam und Tauf' verloren, drum macht er Reu' und Leid . . . und ganz sicher ist jetzt die Gnad' über ihn kommen, denn er wird so still und ruhig, daß man nicht meinen möcht', daß ein Lebendigbegrabener so still und ruhig sein könnt. —

Die letzten Gedanken hat der Bauer in der Gruben, der jetzt wirklich in der Gruben ist — in seiner Heimat — seinem Weibe gewidmet. Da wurde er so ruhig und sagt ergeben im Sarge: „Ist eh gscheider!“ — und dreht sich um und schlaft ein.

Und im Schlaf sagt er noch: „Dösmal ist's n i t gabach gangen!“ Und er schläft und wacht nimmer auf.

Trotzdem ist's ihm aber gabach gangen, weil's eben so Leut' gibt, denen alles gabach gehen muß.

Während der Menigil so ruhig da unter der Erde lag, erwartete seine Witwe so sehnsüchtig das Ablaufen des Trauerjahres, denn sie hatte schon mit dem Rechenmacher und Bindermeister Jodok angebandelt. Aber das Jahr verging so langsam und im Haus wars so still, daß es die Grubenbäurin nicht ausgehalten hat. Und weil sie niemand gehabt hat, mit dem sie hat streiten können, ist sie auch noch, vor das Trauerjahr aus war, gestorben.

Ja wenns dem Menigil Zeit laſſen hätten mit dem Sterben und ihn nicht ſcheintoter eingraben hätten, dann hätt' er ſicher eine G'ſchrift aufg'ſetzt und ſeiner Frau eine ſchöne Grabſtatt geſtiftet — recht weit von der ſeinigen . . .

Aber jetzt liegt ſie gleim neben ihm — iſt ihm alſo nach dem Tod auch noch alles gabach gangen — es gibt ſchon ſo Leut'.

Auf dem ſchmiedeiſernen Kreuz über dem Grabhügel aber ſteht der Vers:

„Hier liegt der Bauer in der Gruben,
Gar bald nach ihm ſtarb auch ſein Weib,
Sie ſtritt mit ihm in Feld und Stuben,
Das war ihr liebſter Zeitvertreib.
Nun liegt ſie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh' nun haben?"

Die Teufelsbeschwörung

Der Teufel saß ärgerlich in der Hölle, er hatte den ganzen Tag auf der Erde zu tun gehabt und doch nur zwei Schneider und einen Schullehrer geholt, und wegen dieser mageren Ausbeute von seiner Großmutter eine gar erbauliche Predigt erhalten. Er biß ingrimmig an einem zähen Nierenbraten herum, ingrimmig, weil seine Leibspeise, die Nirndl'n, schon die Großmama vor seiner Ankunft verzehrt hatte. Letztere machte auch ein Gesicht wie sieben ihrer Enkelkinder, weil der Teufel in letzter Zeit immer so unverdauliches Zeug gebracht hatte.

Plötzlich tönte durch das Prasseln des höllischen Feuers das Wort: „Ripidipudifardihu, Beelzebub erscheine!"

Der Teufel aber rührte sich nicht, denn er war müde und außerdem war die Beschwörung falsch. Das war gewiß wieder so ein Bauernlümmel, der nicht recht lesen konnte. Aber die Großmutter machte schon ganz böse, grüne Augen und schlich herzu und riß ihm das Fleischstück aus den Zähnen, indem sie schrie: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Hörst du nicht, daß du beschworen bist? Tagdieb! Ich arme, alte Frau kann noch da herunten verhungern."

„Du biſt doch nicht umzubringen," brummte der Teufel ungalant, ſetzte ſich jedoch, als es zum zweitenmal rief: „Ripidipudifardihu," auf eine ſenkrechte Flamme und fuhr auf derſelben langſam, wie auf einem Schraubſtuhl ſitzend, aus den Flammenkern der Erde an deren Oberfläche empor.

* * *

Ueber der Erde funkelte eine Sonnwendnacht mit tauſend Sternen. Die Zaubernacht hatte den Waldhanſailenzl mit dem „Getraudibüachl" auf den Kreuzweg beim Mörderloch gelockt, denn er hatte ein Anliegen, für das, wie es ſchien, keine menſchliche Hilfe ausreichte. Er war nämlich in dem Alter, in dem den jungen Burſchen das Fenſterlngeh'n verleidet und ſie die Fenſterl lieber von innen ſehen — im eigenen Heim mit einem jungen Weiberl. Kurz, der Lenzl wollte heiraten, aber es tat ihm die Wahl ſov'l weh; er, der Hagmoar, der ſchneidigſte Ranggler und Raffer, der beſte Schütz und der „g'firteſte" Tänzer, er, dem die Schnaderhüpfeln ſeiner Lebtag nie ausgegangen ſind, er mußte ein ſchneidiges Dianl krieg'n, „das a bois an Tuifl in Leib hat."

Er hat ſchon Umſchau gehalten, aber die Dianln waren ihm alle „z' muaßet" — bis auf eine — die Botenfanni. Die hat Schneid — iſt ſie ja gar zum Sennerinnenranggeln aufs Kitzbüchlerhorn gegangen und hat einen Preis herabgetragen! . . . Aber merkwürdig, ihm, den Lenzl gegenüber war ſie ſo viel g'ſcha-

mig und ſtill und noch viel „muaßeter“ als die anderen ... Und doch grad die wär's, die dem Lenz paſſen und gefallen möcht'; ſie hat Augen wie die Brunellen ſo braun und alles wär' recht, wenn's nur „a bois an Tuifl im Leib hätt'“.

Der Lenz hatte kaum das drittemal „Ripidipudifardihu“ geſagt, als eine Flamme aus dem Erdboden ſchoß und der Herr der Finſternis mit ſchrecklich geringeltem Schweife vor ihm ſtand und ihn mit glühendem Atem anpfauchte:

„Was rufſt du mich, Erdenwurm?“

„I bitt' ſchön, i bin der Waldhanſailenz ... Heirat'n mecht i.“

„Und deswegen ſtörſt du mich aus meiner Ruhe? ... Brauchſt du denn da den Teufel dazu? Die Dummheit bringen ſonſt die Leute ohne mich auch zuſammen.“

„Ja — aber, hölliſche Majeſtät, i find' halt koa Madl, — dös a bois an Tuifl in Leib hat ...“

„Ja ſo ... Da muß ich mich freilich auskennen; ... aber vorher mußt du mir einen Kontrakt unterzeichnen.“ Der Böſe fuhr dem Lenzl mit ſeiner Klauenkralle über das Handgelenk, daß Blut hervorſpritzte, zog hinter ſeinem Schweinsohr eine Rabenfeder hervor und ſchrieb mit dem Blute auf Pergament folgenden Kontrakt:

„Ich, Lorenz Waldner, verpflichte mich nach vierundzwanzig Jahren meiner Ehe, ſo der Teufel im ſtande war, mir eine Ehefrau nach meinen Wünſchen zu verſchaffen, demſelben hinfüro in alle Ewigkeit zu dienen und ihm anzugehören.“

„Ja," ſagte der Lenzl kopfſchüttelnd, „es ſollt' halt das ſchneidige Dianl zugleich die G'wiſſe ſein, die i moan und ſov'l gern mecht. Das is d' Botenfanni; aber die hat halt koan Tuifl im Leib, moan i halt."

„Alſo ich ſorge, daß du die Fanni kriegſt und daß ſie a bois an Tuifl in' Leib kriegt. Und jetzt unterſchreibe!"

Der Teufel lächelte, als er dem Lenz die Feder bot, dieſer aber dachte, den dummen Teufel betrüge ich ſchon noch um meine Seele, und unterſchrieb ohne Bangen.

Von der Dorfkirche ſchlug es Eins, der Teufel verſchwand, der Lenzl aber holte ſich eine Leiter und ſtieg zum Kammerfenſterl der Fanni und . . . in vier Wochen war Hochzeit . . .

* * *

Des Teufels Großmama wollte den Tag ſchon nicht mehr erwarten, an dem ihr Enkel den Lenzl holen ſollte. Sie freute ſich ſchon rieſig auf ein ordentliches Bauern-g'ſelchtes . . . Endlich waren die vierundzwanzig Jahre um, und der Teufel ſtieg in die Oberwelt . . .

„Lump, du miſerabler, geahſt ſchon wieder in's Wirtshaus!" hörte der Teufel rufen, als er vor Lenzls Haus kam, und gleich darauf ſah er den Lenzl aus dem Haus ſtürzen. Ihm folgte in einer Geſchwindigkeit, die von einer wurfſicheren Hand zeugte, eine eiſerne Pfanne, die ihm an den Kopf flog. Dann krachte die Türe zu, während man die Worte hörte: „Kannſt die ganze Nacht

draußen bleib'n, Bſuff, i laß di g'wiß nit ein und wenn's Ladſtöck regnet."

Es war nämlich eine wetterwilde Sonnwendnacht. Erſchreckt ſah der Lenzl den Teufel ſchon vor ſich ſtehn, erſchreckt, weil ihm kein Mittel, den Teufel zu hintergehen, eingefallen war.

Ganz dertattert ſagte er:

„Ja! Ja! Vierundzwanzig Jahr ſein um . . . Des ſeid's recht pünktli und mit'n Kontrakt ſtimmt's a — ſie hat ſchon an Tuifl im Leib — faſt a bois z'viel! Muß i iez mit Enk geh'n, Herr Teufel?"

Der Teufel aber gönnte ſeiner Großmutter das Bauerng'ſelchte nicht recht, weil ſie gar ſo z'wider war, und ſagte deshalb:

„Ich bin nicht hartherzig; — willſt vielleicht noch dableiben?"

Verlegen kratzte ſich der Lenzl hinter den Ohren:

„Jez woaß i faſt net, wo's ebba feiner war, bei dir oder bei mein' Weib?"

„Bei mir aber dauert es ewig," erwiderte der Höllenfürſt.

„Ewig — ja dös dauert's bei mein' Weib halt do nit — ja, was is aber mit'n Kontrakt?"

„Der Kontrakt iſt ungültig. Ich darf dich gar nicht zur Hölle führen. Du haſt die Hölle auf der Welt. Ich habe dir nichts verſchafft; — d a s hätteſt du ohne mich auch bekommen! — Aber deinen Buben kannſt du's ſagen: J e d e s F r a u e n z i m m e r h a t d e n T e u f e l i m L e i b!"

Dabei zündete der Teufel den Kontrakt am linken Naſenloche an und verſchwand mit üblichem Geſtank. Der Lenzl aber ſagte kleinlaut: „'s war vielleicht do g'ſcheidter g'weſ'n, i war mit ihm gangen . . .“ Dem Teufel aber riß ſeine Großmutter den Schwanz aus.

Der letzte Contarini

Am Vormittage eines ſonnenblauen Tages hatten von den Türmen Venedigs die Glocken der meergegürteten Stadt verkündet, daß Jeſus in den Himmel aufgefahren ſei. Vielleicht dachte mancher Venezianer daran, daß in früheren Jahren an dieſem Tage der Doge auf dem goldenen Bucentoro ins hohe Meer gefahren ſei, um ſich dieſem zu vermählen.

— — — — — — — — — —

„Es können noch Tage ſein, aber auch nur Stunden.“ Dieſe Worte prallten hart von den mit verſchliſſenen Papiertapeten, die violette Schwertlilien aufwieſen, verkleideten Wänden des einfach-ärmlichen Zimmers zurück. Nach ihnen folgte ein langes, banges Schweigen. Dann ſprach der ſchwarzbärtige Mann, während er die rotbraunen Handſchuhe anzog, einen Abſchiedsgruß zu dem alten Manne, der müde in dem mit verſchoſſenem Gepölſter bedeckten Armſtuhle ſaß, einen Abſchiedsgruß, in dem auch etwas vom Wiederſehen vorkam. Der graubärtige Mann mit dem roten Fez auf dem Kopfe erwiderte gar nicht darauf, weil er nur zu gut wußte, daß das eine Redensart ſei.

Dann fiel die mit einem blätternden weißen Delanſtrich verſehene Tür mit Angelächzen ins Schloß, draußen im Flur nahm der Herr im ſchwarzen Anzuge ſeinen Zylinder vom Wandhaken und ſeinen ſilberknopfi-

gen Ebenholzſtock aus dem Ständer, öffnete die Vortüre, ohne des aus der Kammer guckenden alten Dieners Pietro zu achten, und ging vorſichtig über die verwahrloſte Marmorſtiege des alten Palazzo hinab.

Alſo die Türe war zugefallen. Die beiden Männer wußten, daß dieſes Insſchloßfallen der Türe einen Abſchluß von mehr als tauſend Jahren bedeutete.

Vom blütentraubenüberhangenen, der Maiſonne geöffneten Fenſter kam ein ſchwerer Glyzinienduft ins Zimmer gezogen — ſchwül, ſüß und moderlich wie das Parfüm vergangener Jahrhunderte.

Sonnendurchflimmert hingen die Lilatrauben nieder und der alte Mann im krachenden Lehnſtuhl dachte an eine alte Zeit, dachte an Modena, die ſchlafende Herzogsſtadt, in der er einſt ein junger Offizier geweſen war ... dieſes viereckige Modena mit ſeinen langweiligen Linden.

Und doch, e i n e n Platz wußte er, der einſtens ſein Märchenglück umſchloß ... das war in einem herrſchaftlichen Parke ein glyzinienüberwildeter Winkel, um den weiße Schwertlilien blühten — — ja richtig, jetzt fiel es ihm ein, weißer Flieder war auch dort ... ach, es iſt eben gar ſo lang ſchon her — ſchon vierzig Jahre, ſeitdem er dort zu einem dunkeläugigen Mädchen ſagte: „Angelina, es kann nicht ſein.“

Warum konnte es nicht ſein?

Die Glyzinien wußten es nicht, die Schwertlilien auch nicht und der weiße Flieder erſt recht nicht, warum die beiden jungen Leute ſich küßten und dazu weinten und dann ſich die Hände gaben und auseinandergingen.

Die unschuldigen Blumen verstanden davon nichts, das ist nur für die klugen Menschen verständlich und ist auch so einfach: Er hatte kein Geld und sie hatte kein Geld. Bei der Blumenliebe ist das anders!

Aus eben diesem Grunde hatte ein Freund aus dem Heere zu ihm gesagt: „Carlo Alvise, du mußt eine reiche Heirat machen!"

„Der letzte Contarini vergoldet sein Wappen nicht mit fremdem Golde," war Conte Carlos Antwort darauf gewesen.

Nun erzählten das alles die Lilaglyzinien vor dem Fenster dem alten Manne im Lehnstuhl. Sie hatten es von jenen Blüten erfragt, die damals das junge Paar überdoldeten und gesehen hatten, wie Carlo und Angelina auseinandergingen.

Wie das alles eigentlich gekommen war, daß die Familie so ganz arm wurde, das wußte der alte Graf nicht. Das wußte vielleicht kein Contarini, Herr von Askalonea, Rama, Mirabel und Ibelin. Wie sollten es die Nachkommen jenes Geschlechtes wissen, das vor mehr als tausend Jahren schon zu den ersten der Republik Venedig zählte, jenes Geschlechtes, aus dem acht Dogen dem Meere den vom Papste geweihten Vermählungsring vom goldenen Bucentororande in die grünen Fluten warfen. Wie sollten es die Nachkommen jenes halben Hunderts, das stolz durch die Hallen der Prokurazien schritt, wissen? Wie sollten es die Contarini wissen, die Tintorettes Bilder kauften und verschenkten, wie konnten es die Contarini wissen, von denen Andrea den Herrn von Padua und Doria mit seinem stolzen Genua

niederzwang, der Doge, an deſſen Sarg die Republik zum erſtenmale die Leichenrede hielt?

Die Contarini konnten die Not nicht ſehen, denn ſie waren blind für die Not, drum ſahen ſie auch nicht, wie die Not am Canale grande aus der ſchwarzen Gondel ſtieg und in den erſten der fünf Contarinipaläſte eintrat und langſam die Marmortreppe emporging . . .

Dann ließ ſie ſich von ihrem bleichen Gondoliere zum zweiten Palazzo rudern, — lautlos zog die Gondel, drum hörten es die Contarini nicht . . . Mit leiſen Schritten wandelte die Not durch die marmornen Loggien, in denen Roſen blühten, die von Florenz ſtammten. — Und die Roſen ſtarben. Das war im dritten Palazzo . . .

Wieder glitt die Gondel durch die Aqua morta und die Not öffnete die goldverzierten Türen des vierten Palaſtes, in dem junge Mädchen, mit blanken Narziſſenſternen in den dunkeln Haaren, Mandolinen ſpielten. — Auf einmal ſchrien die Mandolinen auf und wollten nicht mehr zuſammenklingen und den jungen Mädchen fielen die bleichen Narziſſen aus den dunkeln Locken, wie Sterne aus der Nacht.

Durch die grüne Lagune zog die ſchwarze Gondel weiter bis zum letzten Palaſte. Da brach die Not von der Marmorornamentik Stücke los und warf ſie in die Lagune und mit ſtarken Armen ſtemmte ſie ſich gegen eine geborſtene Porphyrſäule, daß dieſe in den Canal grande ſtürzte, der laut aufſchrie.

Aber die Contarini haben das alles nicht geſehen und nicht gehört.

Und es war doch so gekommen, alles so unsichtbar und unhörbar, wie eben ein Schicksal kommt.

Als es mit dem Herzogtum Modena zu Ende ging, ist der Graf in den Kriegsdienst des geeinigten Italien getreten, und als er alt genug war, wurde er pensioniert. Er kehrte nach Venedig zurück und die Nobili der Lagunenstadt wollten den fast mittellosen, alten Grafen unterstützen.

Der Enkel eines Dogen, der den goldenen Ring ins Meer warf, . . . ein Contarini, der es an seinem Finger selber brennen fühlt, als wäre ein unsichtbarer, glühender, goldener Ring — der Trauring für die Meergöttin — daran, soll sich unterstützen lassen? — Nein! Lieber in den Pozzis verlernen, was Sonnenschein ist, bis man tot ist — lieber unter den Tetti di piombo so lange lernen, was Sonnenschein ist, bis man tot ist.

Seitdem hatte Conte Carlo Alviso Contarini alle Beziehungen zum venezianischen Adel, weil dieser ihn unterstützen wollte, abgebrochen und lebte in seiner armseligen Wohnung, in der die Fenster und Türen nicht schlossen, die Tapeten von den Mauern sich schälten, die Ueberzüge der Sessel verblaßt und rissig waren und die Lagunen durch die Fenster rochen.

Bei ihm war Pietro, der alte Offiziersdiener, der nur aus Treue, nicht gegen Bezahlung, bei seinem verarmten Herrn aushielt und sich seinen sonstigen Unterhalt dadurch erwarb, daß er einige Stunden des Tages auf der Piazzetta saß, mit einem Holzschlegel auf den Holzschemel klopfte und dazu schrie: „Oh signore,

Patina alle scarpe!" Manchmal ließ ſich Einer die Stiefeln putzen, dann gab es einige Soldi.

Alle waren ſie tot, die Contarini, und der letzte des jahrtauſendalten Geſchlechtes erhob ſich vom Lehnſtuhl, um . . .

Ja, um Pietro, den Diener, zu rufen.

Grell leuchtete der Sonnenſtrahl auf dem roten Fez, den der alte Mann auf den Tiſch legte, während Pietro eintrat.

„Bring' mir meinen Staatsanzug, aber bürſte ihn vorher gut aus. Ich will jetzt in den San Marco gehen und beten. Vielleicht hat der Herrgott ein Einſehen."

Der alte Diener ſchüttelte den grauen Kopf, denn er verſtand ſeinen Herrn nicht mehr. — Er, der n i e den Marcusdom ſehen wollte, er, der n i e betete, er, der ſo krank war, wollte heute ausgehen?

„Geh' nur, mach' ſchnell! Auch einen warmen Ueberrock nimm mit, denn für mich iſt der Mai Winter, — und ich will vielleicht mit der Gondel fahren, vielleicht durch den Canale grande, vielleicht auch aufs Meer zum Lido, deſſen Durchbruch ſie einſt mit Ketten geſperrt haben."

Nun kannte ſich Pietro gar nicht mehr aus. Der Conte war jahrelang nie zu bewegen geweſen, in den Canale grande zu fahren. Pietro wußte genau, warum, aber er fragte nicht, weil er ebenſo genau wußte, daß ein Diener nicht nach den Gründen eines Contarini fragen dürfe, — und wenn dieſer Contarini auch der letzte iſt und wenn er auch bald nicht mehr . . .

Der Graf ging zu einem alten wackeligen Kaſten und

entnahm einem Etui einen einfachen Goldreifen, den er an den Finger ſteckte.

Was das zu bedeuten hatte, wußte Pietro auch nicht.

Wie erklärend, fügte der Graf noch hinzu: „Eile dich, denn es können noch Tage ſein, aber auch nur Stunden".

Mit peinlichſter Sorgfalt kleidete ſich Conte Carlo Alviſe unter Beihilfe des Dieners an, er blickte in den zerſchlagenen Wandſpiegel, der nicht unter die venezianiſchen Glaskunſtwerke gerechnet werden dürfte, er kämmte ſeinen grauen Schnurrbart und ſcheitelte ſein ſpärliches Haar, als gälte es eine Audienz im Quirinal. Der Zylinder war ihm trotz aller Bemühungen Pietros, der ſeine harte Arbeit mit dem Veteranen hatte, noch immer nicht genug glanzgebürſtet.

Dann aber ſtieg der alte Mann mit feſten Schritten, als wäre er noch jung, über die ausgebrochene Marmorſtiege des ſchmutzigen Palazzo und rief ſelbſt, als er vor dem trübgrünen Lagunenwaſſer ſtand: „Una gondola, una gondola!"

Es dauerte nicht lange, ſo fuhr an der Mündung des Calle eine ſchwarze Gondel vor, deren gezacktes Kieleiſen in der Sonne ſilbern blinkte.

Der Gondoliere erhielt auf ſeine Frage, wohin der Cavaliere zu fahren wünſche, zur Antwort: „Palazzo Labia" und lautlos glitt der ſchwarze Kahn durch das dunkle, unbewegte Waſſer, das einem rätſelhaften Totenfluſſe glich. Es ſchien auch alles tot zu ſein: die verfallenden Häuſer, der bleiche, ſchwarzgekleidete alte Mann, die ſchwarze Gondel . . . Die Gondeln ſind

Totenſchiffe. Als einſt in Venedig die Peſt tauſende von Menſchen forderte, warfen die Venezianer alles Gold, alles Silber, alle Seide, allen Samt von ihren Kähnen und gelobten der Maria della Salute, in Zukunft in ſchwarzen, ſchmuckloſen Totengondeln zu fahren, wenn die ſeligſte Jungfrau der ſchwarzen Würgerin befehle, in eine Gondel zu ſteigen und die Inſelſtadt zu verlaſſen.

Das war zu jener Zeit, als in Florenz die Frauen ihren Schmuck in die rotlodernden Scheiterhaufen warfen und die Roſen der Mediceer ſtarben vor dem glühenden Worte des Girolamo Savonarola.

Und heute noch ſchweben die ſchwarzen Gondeln wie ſtumme, unſterbliche Predigtworte des bleichen Dominikanermönchs lautlos über die unbewegte Flut. —

Was war denn das für ein enger, dunkler, moderiger Kanal, an dem der letzte Contarini wohnte? Das war dort, wo ſeinerzeit die Einwohner den gelben Fleck trugen.

Schmutzige, zudringliche Judenjungen und -Mädchen ſtanden an den unreinlichen Ausgängen der Calle und lauerten auf die Fremden, um dieſe — natürlich gegen einige Soldi — nach der chiesa Madonna all' Orto oder zu einigen zweifelhaften Merkwürdigkeiten des Ghettos zu führen.

Mit großen, ſtillen Augen ſchaute der alte Herr in das Elend und auf einmal war es ihm, als ob dieſe ganze verwitternde, aus dem Meere geſtiegene Stadt eine Täuſchung fieberüberhitzter Sinne oder ein Marmormärchen wäre für große Kinder.

Ja, ein Jahrtausende altes Märchen!

Es ist ja gar nicht wahr, es kann ja gar nicht sein, es ist ja nur ein Märchen, daß vor mehr als zwölfhundert Jahren die Ahnen des alten Mannes Contadini, Bauern waren und sie der Vertreter des oströmischen Basileus, der Exarch von Ravenna, unter die zwölf Tribunen des Zwölfinselseelands aufnahm, nachdem sie vom Volke gewählt worden waren.

Es ist ja nur ein Märchen, daß sie den ersten Dogen wählten, als die Longobardenkönige an die Schilde schlugen mit breitem Schlachtschwert.

Es ist ja nur ein Märchen, daß aus den Bauern Herzoge, aus den Contadinis Contarinis wurden, es ist ja nur ein Märchen, daß sie den Kardinalspurpur trugen, es ist ja nur ein Märchen, daß ein halbes Hundert die Prokurazien ihre Heimat nannten, es ist nur ein Märchen . . . nein, das ist eben k e i n Märchen, daß der letzte von ihnen kein Bauer, kein Kardinal, kein Prokurator, kein Herzog mehr ist, sondern — ein Bettler.

„ . . . Sic transit gloria mundi," fiel es leise und langsam von den bleichen, müden Lippen des Grafen und wie als Antwort darauf spiegelte sich das gemauerte Zeugnis für die Wahrheit dieses Spruches, der Palazzo Labia, in der Lagune.

Märchen . . .

Der Canale grande rauschte ein silbernes Wort herein, das hieß: Es war einmal . . .

Es war einmal eine Zeit, da tanzten da droben Dogentöchter, mit Perlen von Ceylon im Haar und von

Märchengeweben Perſiens umfloſſen, mit ſtolzen Signoris, deren cedernbemaſtete Kiele nach den Rätſeln der Nilquellen forſchten. Und die Gaſtmahlenden hoben die ſilbernen Becher mit Cypernwein zu den Geſtalten des letzten großen Venizianermeiſters Tiepolo empor, als wollten ſie die ſchöne Aegypterkönigin, die Perlen in ihrem Becher zergehen ließ, und den Herrn eines Drittels der Welt zu ihrem Bachanale einladen. Sie rufen Antonius und Cleopatra ein brauſendes „Evviva" zu und werfen ihnen Roſen vor die Füße, damit die Herren der Welt, die aus dem Bilde treten und zum Mahle kommen ſollten, auf Roſen wandeln . . .Und die Muſik ahmt die Wandfresken Tiepolos, welche unermeſſen blauende Himmelstiefen in die Palaſträume bannen, nach, indem ſie unendliche Weiten der Seligkeit den Lauſchenden erſchließt. Und aus des Mondes großer Silberſchale floß das Licht ins Meer, als die Gäſte auf die ſchimmernden Marmorbalkone traten und die Silberbecher in die Flut warfen, daß keine fremden Lippen ihnen die Weihe jener Nacht nähmen.

Und der Kanal rauſchte: „Es war einmal" und nahm ſo viel Sonne auf, als er zu tragen vermochte. In der Ca Doro und im Palazzo Vendramin erforſchten die Sonnenſtrahlen die tiefſten Geheimniſſe der Kunſt und des Reichtums vergangener Zeiten und beglänzten den Moder der Gegenwart. Deshalb konnten auch die ewigen Strahlen aus der verſchlungenen Marmorornamentik nur das Märchenwort „Es war einmal" herausleſen.

Der alte Graf hatte kein Wort mehr geſprochen, er

ſah nur in den Glanz des Canale grande, den ſein Auge ſchon ſo lang nicht mehr getrunken hatte.

Er öffnete die Augen weit, als wollte er dieſen Glanz mitnehmen in die Ewigkeit und ihn mit jenem dort oben vergleichen. Doch die Sonne ſinkt und der irdiſche Glanz iſt vergänglich ... Auch der Glanz Venedigs ſank in die Flut und leuchtet nur mehr für Sonntagskinder zauberhaft auf.

Unter dem Bogen des Rialto fuhr die Gondel durch und das Auge des Greiſes glänzte immer mehr ... immer mehr.

Beim Palazzo Grimani befahl der alte Mann mit zitternder Stimme, die Gondel ſolle in die colle della Vida einfahren ...

Da ſtieg ein alter Palazzo hervor aus der grünen, tangüberſtreuten, ſchmutzigen Flut. Wenig Sonne floß über ſeine Mauern in die ſchmalen Wogen hinab. Trotzdem hatten die Augen des Alten ſo viel Glanz, daß ſie ihn nicht mehr zu halten vermochten. — Er neigte ſich über den Gondelrand und es fielen Tränen ins Meer.

Der alte Pietro wußte wohl, warum der Graf nie in den Canale grande gefahren war — weil er die ſpiegelnden Paläſte ſeiner Vorfahren nicht ſehen wollte ... und Pietro wußte nun auch, warum ſein armer Herr h e u t e hinfuhr, ... um Abſchied zu nehmen von dem Glanz ſeines Hauſes, bevor er einging in den ewigen Glanz.

Das war der palazzo Contarini dagli Scrigni, über deſſen Wendeltreppe, die ein Baumeiſter dem Pi-

ſanerturm abgeſehen hatte, ein halbes Jahrtauſend geſchritten war.

Müde ſchritt der letzte Contarini dieſes halben Jahrtauſends wieder über die Stiege hinab, die nie mehr einen ſeines Geſchlechtes tragen wird, bis die Stufen ins Meer ſinken.

Langſam fuhr die Gondel wieder in den ſilbernen Canale grande hinaus, und als aus ſeinem unbewegten Spiegel die Rundbogen tragenden Korintherſäulen des Palazzo Contarini delle figure wiederſchienen, befahl der alte Mann, neuerdings anzuhalten.

Seine Stimme war leiſer geworden und ſein Schritt müder. Er dachte weit, weit zurück, aber die Jahrhunderte verwirrten ſich in ſeinem alten Kopfe: bald ſah er den Francesco mit dem Corno d'oro auf dem Haupte und hörte die venezianiſchen Waffen in den Schluchten des Graubünden und Veltlin klirren und die Felſen ſie widerklirren und ſah die Feuerzeichen der Republik auf den Bergſpitzen auflodern und hörte die Gletſcher mit ihren Orgeln das Lied der Weltgeſchichte begleiten, — —bald ſah er Carlo den Admiral Mocenizo in die Dardanellenfluten gegen die Türken ſenden und hörte das Meer den Siegeshymnus der Republik dazu toſen und ſah die roten Flammen der türkiſchen Schiffe ein glutendes „Viktoria" in die Luft ſchreiben, das die Mereswellen treulich widerſpiegelten.

Der Schritt des Greiſes war noch unſicherer geworden, ſo daß der Taumelnde beim Beſteigen der ſchwarzen Gondel bald gefallen wäre, wenn ihn nicht Pietro mit ſeinen Armen aufgefangen hätte. Die ſchmale Barke

kam ſtark in's Schwanken, aber Pietro erhielt für ſeine Hilfeleiſtung keinen Dank, ſondern einige zitternde, böſe Worte.

Was wäre denn daran gelegen, wenn der letzte Contarini in's Meer verſunken wäre wie alles, was vor ihm war?

Pietro wußte auf dieſe Frage keine Antwort und hatte bereits dem Gondoliere die heimliche Weiſung gegeben, bei den beiden Palazzi Contarini Corfu, von denen der eine den andern dreihundert Jahre lang nicht geſehen hatte, die Gondel anzulegen. Schon konnte man des ältern gotiſche Spitzbogen genau beſehen, ſchon durchkreuzte die Gondel das Spiegelbild des jüngern, des Bauwerks von Scamuzzi, als der Graf merkte, daß man ihn dorthin führen wolle.

Pietro hatte geglaubt, ſein Herr wolle den Abſchiedsbeſuch bei der Vergangenheit ſeines Geſchlechtes machen, und war daher nicht wenig erſtaunt, als dieſer ihn zornig fragte, wer denn den Befehl zum Hierherſteuern gegeben habe. Nun, das konnte ſich Pietro wieder nicht erklären.

Dem Grafen war nämlich Domenico II zu Sinn gekommen. Er ſah ihn auf der scala dei giganti ſtehen, ſah um ihn verſammelt die Signorie, die ihm die Herzogsmütze geben wollte.

Aber Domenico, der erwählte Doge, wies ſie zurück, ohne jedoch dem ſtürmiſchen Willen des Volkes, das den Contarini auf dem Herzogsthrone ſehen wollte, widerſtehen zu können. Er mußte ſich das corno ducale aufs Haupt ſetzen laſſen.

Warum er wohl den Herzogshut nicht tragen wollte?

Sah er vielleicht die Schrecken eines fünfundzwanzigjährigen Krieges vor ſich, ſah er vielleicht die von Türken abgeſchnittenen Venezianerköpfe ſich um die Feſtung Kanea türmen, ahnte er vielleicht, daß über Kreta der Halbmond ſtehen werde ſtatt des geflügelten Löwen von San Marco, ahnte er vielleicht, daß nach ihm nur mehr ein Contarini — Lodovico — vom Bucentoro aus ſich mit dem papſtgeſegneten Ring dem Meere als Doge vermählen werde, ahnte er vielleicht, daß es mit dem Glanze ſeines Hauſes, mit der Herrlichkeit Venedigs vorüber ſei?

Schob er darum die herzogliche Zier zurück und drückte ſie ſpäter, dem Volksrufe folgend, nur wider Willen aufs Haupt?

Die Gondel glitt weiter und ließ eine ſilberne Spur in der glitzernden Lagune zurück ... wie lange noch, und es iſt auch dieſe letzte Spur eines Contarini vergangen ..

Carlo Alviſe ſah zum durchbrochenen Balkongeländer des Backſteinbaues Palazzo Contarini Faſan empor, da ſtieg ein ſilbernes Mondnachtbild in ſeiner Seele auf:

Vom Altanenrande warfen bleiche Contarinitöchter weiße Roſen in die Gondeln. Dieſe waren damals zu des Dogen Giacomo Zeiten noch nicht todſchwarz, ſondern farbenbunt und gold- und ſilbergeziert, ſamtbebettet und ſeidenumbauſcht. Und ſilberne Ritornelle ſtiegen zu den Contarinitöchtern empor, während die ſilbernen Roſen herabſanken und die Gondeleiſen im Mondlicht ſilbern blinkten.

Auch hier ſtieg Conte Carlo nicht aus, denn er mußte ſeine Kräfte für San Marco ſparen, von dem er noch heute Abſchied nehmen wollte.

Dort, wo die weißen Marmorſäulen einen ſteinernen Wald bilden, iſt die Piazza.

Was iſt die Piazza? Ein Märchen von Marmor, Sonne, Meer und Jahrtauſenden. Ein geflügeltes, flüchtiges Silberwort ſchreiben die Tauben von San Marco ins funkelnde Himmelsblau. Sonſt iſt alles Vergangenheit.

Und die weißgeflügelten Boten der Gegenwart flogen um den bleichen, ſchwarzgekleideten Vertreter der Vergangenheit, der ihnen Reiskörner auf den glatten Steinplattenboden ſtreute und den überſchwänglichen Byzantinertraum der Marcuskirche in ſeine Seele glänzen ließ.

Ob der Dom heute ſtünde, wenn nicht Domenico I., der Eroberer von Zara, nach dem Brande ihn umgebaut hätte? Ob die vielſäuligen Prokurazien heute Sonnenlicht über ihre Marmorſchäfte ſtrömen ließen, wenn dieſer Doge nicht den erſten Prokurator beſtellt hätte, der den Reichtum des „Herzogs von Venetien und Dalmatien" von dem Goldſchatze Venedigs ſcheiden mußte, damit die Verrechnung der Koſten des Dombaues überhaupt durchführbar wurde?

Der letzte Contarini brauchte für ſein Geld keinen Prokurator mehr, ſonſt würde er vielleicht Pietro ernennen.

Sonnengold umſtrömte die bronzenen Pferde über dem Portale, denen Carrara, der Herr von Padua, den Zaum anzulegen ſich berühmte. Aber Andrea Contarini, der ſiebzigjährige Doge, riß ihm die Zügel aus der Hand. Das war zu jener Zeit, als die Genueſen die Republik,

die gefährlichſte Nebenbuhlerin auf dem Schlangenrücken des Meeres, ſchon beſiegt glaubten, — zu jener Zeit, als die Glocken in der Stadt nicht mehr läuten durften, daß der Feind ſie nicht höre, — zu jener Zeit, als Eiſenketten die Lagunen ſperrten, als die Venezianer ihren Feldherrn aus dem Kerker holten und der Doge dem befreiten Gefangenen die Geſchicke der Republik übergab. Das war zu jener Zeit, als der Doge ſein Tafelgeſchirr der Vaterſtadt ſchenkte und mit der Fahne des geflügelten Löwen den Bucentoro beſtieg und in die denkwürdige Seeſchlacht zog, aus der er, nachdem Genua für immer niedergerungen war, ſiegreich in die Lagunenſtadt zurückkehrte. Maler und Dichter empfingen den greiſen Herzog, wie ein Gemälde von Paolo Veroneſe im Dogenpalaſte darſtellt.

Andrea war der erſte Doge geweſen, dem in Venedig eine Leichenrede gehalten wurde . . . wer wird wohl ihm eine Leichenrede halten, dem letzten Contarini, Carlo Alviſe, Herrn zu Askalonea, Rama, Mirabel und Ibalin?

Vielleicht Pietro?

Und wie wird ſie lauten?

Vielleicht: „Patina alle scarpe?“

Nun ſchritt der Graf über die Porphyrplatte, auf welcher der Staufenkaiſer Friedrich I. vor dem römiſchen Papſt Alexander, der ihm den Fuß auf die Schulter ſetzte, knien mußte, und ging langſam in den Dom, um zu beten.

Und er betete auch.

War das ein Gebet?

„Die Letzten werden die Ersten werden und die Ersten werden die Letzten werden. Herr, Du schufst das Meer — es ist ewig und spiegelt die Paläste meiner Ahnen und es trägt die Gondel, in der ich sitze, die aber nicht mir gehört, und diese führt mich, wer weiß, wohin. In ein Land, dessen Herrlichkeit größer ist, als die der Dogenstadt in ihren glücklichsten, prächtigsten Zeiten; oder in ein Land, das schrecklicher ist als die tetti di piombo oder die pozzi, zu denen die Seufzerbrücke führt. Sie sagen von Dir, Du seist höchst gütig . . . Warum schufst Du dann das Leben? Das Leben ist nichts anderes, als eine lange Seufzerbrücke, die uns vielleicht ins ewige Gefängnis führt. Du bist allmächtig, sagen sie, niemand entkommt Dir, Du kannst mit uns machen was Du willst. — Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate hätte Gott eigentlich auf das Tor des L e b e n s schreiben sollen! Ich gehe den Weg, den alle Contarini gegangen sind, ganz denselben, und weiß nach sechzig Jahren noch nicht, ob Gott gütig ist. Die anderen wußten es vielleicht auch nicht. Aber mich kümmert's auch nicht, . . . wenn die letzte Gondel jenseits des großen Canale gelandet ist, weiß ich's vielleicht — vielleicht auch nicht."

— — — — — — — — —

Der Graf schaute im Hofe des Dogenpalastes die vier altrömischen Statuen, die Federigo gespendet hat, er sucht unter den sechsundsiebzig Dogenbildern Tintorettos die seiner Familie heraus, er betrachtet im Vierpfortensaal das Gemälde des Giovanni Contarini: „Die Eroberung von Verona" und erkennt im bloßarmigen

Krieger ſeinen Ahnen, den Maler. Neben ihm kämpft ſein Freund Magagnati, der die falſchen Edelſteine erfand . . . ja, die letzten Contarini hatten nur mehr falſche Edelſteine . . . falſche Edelſteine ſind eine alte Erfindung . . . das Leben ſelbſt iſt ein falſcher Edelſtein, den Gott erfand.

Auch auf Vecellis Gemälde, das den Friedensſchluß des Kaiſers Karl V. und des Papſtes Clemens VII. zu Bologna darſtellt, iſt unter den Begleitern des Feſtzuges ein Ahne zu finden, der den roten Kardinalsmantel trägt. Das iſt der Gelehrte Gasparo, deſſen Name weit über die Alpen gedrungen, deſſen Stimme beim Augsburger Religionsgeſpräche ertönte.

Bologna, die herrliche Stadt zwiſchen grünenden Hügeln, die Bogenſtadt, die in ihren Straßen dem Sonnenſchein und dem Regen Halt gebietet . . . Bologna mit den ſchiefen Türmen und der hohen Wallfahrtskirche . . . da fällt dem alten Manne ein Tag aus ſeiner Jugend ein:

Es war in jener vieltürmigen Stadt, durch die Gasparo mit dem Kaiſer jenes Reiches zog, in dem die Sonne nie unterging. Und Frühling leuchtete durchs Land, der weiße Flieder blühte unter den ſchwarzen Cypreſſen. Der kleine Carlo Alviſe ging mit ſeinem Vater durch die Laubenſtiege zur Wallfahrtskirche San Luca empor; faſt unter jedem Bogen ſaß, lag, kniete oder ſtand ein ſchmutziger, zerlumpter, breſthafter Bettler und ſtreckte ſchreiend, ſeufzend, winſelnd, betend oder bittend ſeine dürre, braune Hand entgegen, um eine Gabe zu heiſchen. In einer halben Stunde konnte man

hier an aller Krankheit, an aller Not, an allem Laſter der Menſchheit vorüber gehn.

Es war eine Stiege des Elends, die empor führt zur Mutter des Elends; aber dieſe half nicht.

„Vater, warum läßt denn der liebe, gute Gott zu, daß es ſo viel arme und kranke Menſchen gibt?“ fragte der kleine Carlo.

Dieſe Frage, die er als Kind getan, wußte der ſechzigjährige Mann heute noch, als wäre es damals, aber die Antwort, die ihm darauf ſein Vater gab, hatte er vergeſſen. Und heute noch — er mochte nachdenken, ſo viel er wollte — heute noch, nach einem halben Jahrhundert, weiß er keine Antwort darauf.

Heute kommt er ſich ſelbſt vor wie ein Bettler an der Elendſtiege . . . aber ſchon ganz am Ausgange, wo die weißen Flieder unter den ſchwarzen Cypreſſen blühn.

Das war im Ratsſaale der Zehn, wo dem Dogen Nicola Contarini der Rat Nani entgegentrat, wo die gefürchtete Buſſola entleert wurde. In dieſen Schalter wurden Anzeigen geworfen, die den Tod durch den Henker zur Folge hatten . . . der letzte Contarini las keine Anzeigen mehr, verurteilte niemanden mehr, er ſaß in keinem Rate der Zehn — nein, er ſelber ſtand vor der Buſſola der Ewigkeit und wußte nicht, was für eine Anzeige gegen ihn vorliege, er ſtand vor dem Rate eines Einzigen und wußte nicht, ob dieſer ſegnen oder verdammen werde.

Nun hatte der alte Mann genug geſehen, und mühſam wankte er über die goldene Wunderſtiege San-

ſovinos herab. Auf der Rieſentreppe aber verließen ihn die Kräfte und er wäre bald zuſammengeſtürzt, wenn ihn Pietro nicht gehalten hätte . . . das war an der Stelle, wo die Dogen gekrönt wurden.

Als die Beiden wieder an der Riva ſtanden, meinte Pietro, der Graf ſolle ſich ſchonen und jetzt nachhauſe fahren, — jedoch dieſer erwiderte:

„In mare alto! Ich will das Meer noch ſehen, denn es können noch Tage ſein, aber auch nur Stunden“ . .

An dem kuppelleuchtenden Märchenbau der Maria della salute glitt die Gondel vorüber. In Millionen Silberſchalen, die das Meer bildete, funkelten Millionen Sonnen, rauſchend fuhr das Vaporetto vorbei und ließ eine breite Silberſtraße zurück wie eine Bahn, die zum Glücke führt. Auch hinter der Gondel des Grafen zitterte ein leuchtender Streifen. Ob der dieſelbe Beſtimmung hatte? — — —

Oben bei den Giardini lag ein fremdes Kriegsſchiff. Mit ihm hinauszufahren zu einer Tat, die Ruhm gibt! . . . .

Eine Möve hatte ſich vom offenen Meere hereinverirrt und flatterte nun wie eine irrende Seele, die den Himmel ſucht, im goldigen Sonnenduft umher.

— — — — — — — — —

Geſtützt auf den treuen Diener ſchritt der Graf durch den Dünenſand des Meeres, das mit leicht gekräuſelten, ſonnenglitzernden Wellen ſeine Schätze ans Ufer trug. Da lagen allerlei Wunder der Tiefe: Meſſerſcheiden, Auſternſchalen, Turmſchnecken und Seetang, — und

ſcheibige Krabben tölpelten mit ihren ſechs Füßen durch den Sand.

In gleichmäßigen Schlägen pochte das Weltenherz, das ewige Meer.

Der alte Mann legte ſich in den Sand und, wie er ſo hinausſchaute auf die glänzende Unendlichkeit, die dem ſuchenden Blicke keine Grenze, keinen Strand zeigte, fiel ihm ein, daß auch er zu einer Fahrt gerüſtet ſei und keinen Strand ſehe, an dem ſein Boot landen könnte.

Einmal, in jungen Jahren, hatte er ein Gedicht gemacht, — er zwang ſein altes Gedächtnis, es zu wiederholen:

Und nirgends eine Grenze, eine Wehr. —
Das ewige Rauſchen wird zur ewigen Stille,
Und Sonnenglanz und Menſchenblick und -Wille
Sind alle feſſellos, — das iſt das Meer.

Der Wogenſchlag iſt Gottes ewige Regel,
Mit der die Flut den Menſchenraum umſäumt. —
Die Sonne ſinkt. — Ihr loderndes Verbluten
Die Meereswogen alle widergluten,
Indeſſen fern ein rotes Schifferſegel
Im Purpur ſich der Ewigkeit verträumt . . .

Da rollte eine Woge dem Grafen eine Muſchel vor die Füße. Er hob ſie auf und betrachtete ſie. Es war eine Pilgermuſchel.

Nun ſtand der alte Mann ſchnell auf, blickte hochaufgerichtet mit großen, leuchtenden Augen ſtarr auf das glänzende Meer, breitete ſeine Arme aus und ſprach mit ſtarker Stimme:

„Herr, ich erkenne Dich. — Du rufſt den letzten Contarini — Du ſendeſt mir ein Pilgerzeichen zum Gange in die Ewigkeit. Herr, ich bin bereit!"

Da drangen Glockentöne heran . . .

Heute iſt ja Himmelfahrtstag. An dieſem Tage vermählten ſich die Dogen mit dem Meere — —

Er zog den einfachen Goldring, den er vor langen, langen Jahren unter den blauen Glyzinien, unter dem weißen Flieder, bei den weißen Schwertlilien von Angelina erhalten hatte, vom Finger und warf ihn ins Meer.

Dabei ſagte er leiſe: „Angelina, es gibt ein Wiederſehen" . . . .

— — — — — — — — —

Durch glühenden Abendpurpur, der die Türme und Kuppeln Venedigs umgoldete, glitt die ſchwarze Gondel wieder lautlos nach der Lagunenſtadt. Groß, lohend, rot, ſtrahlenlos ſtand die Sonne am Himmelsrand und ſank hinter die Häuſer, über denen ein Rieſenbrand aufloderte. Venedig ſchien im Glanze zu verſinken, aber es war der Glanz des Abends — der Purpurmantel des Todes, der über den Türmen und Kuppeln wehte.

Als am Morgen Pietro ſeinen Herrn wecken wollte, gab dieſer keine Antwort mehr.

Zwei Tage ſpäter fuhren einige rotgekleidete Männer in einer ſchwarzen Gondel, in der ſich auch Pietro befand. Keine zweite Gondel gab dieſer, die nach dem Campo santo fuhr, das letzte Geleite.

Einige Stunden darauf rief Pietro den Signori auf der Piazzetta zu: „Patina alle scarpe!“

Inhalts-Verzeichnis:

Erzählungen

	Seite
Weiter als der Himmel blau ist	3
Wie ich dahinterkam	15
So sinken die Sterne	19
Es waren einmal vier Gesellen	33
Ein Sonnenstrahl	62
Sankt Annatag	81
Und es war in heiliger Nacht	89
Der Herr Rat	103
Denn es war Mai	111
Der Marterl-Sirt	117

Sagen

Beim Totwirt	133
Gefehlt	155

Märchen

Und im Anfang war	189
Blutstropfen	196
Die zwei Ringe	232
Der Wunsch	250

Digitized by Google

Humoresken

	Seite
Kranzerergeſchichten	267
Das Feigenblatt	289
Die ungariſche Reiſe	299
A gſchpaſſige Gſchicht	313
Vom Menigil	321
Die Teufelsbeſchwörung	328
Der letzte Contarini	335

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolſtadt.

Soeben erschien im gleichen Verlage

Arthur von Wallpach

Tiroler Blut

Gedichte

In Halbpergament geb. Mk. 3.—

Zwei Proben aus dem Buche charakterisieren seinen Inhalt am besten:

Zur verschütteten Seele meines Volkes, das, abschüttelnd die Schlaftrunkenheit tausendjährigen Traums, in das nüchterne und grelle Licht eines Tages rechnender Nützlichkeit erwacht, tasten diese Lieder.

Burg Anger am Eisack

Arthur von Wallpach

Was bringst du mit?

Wenn ich von den Bergen komme,
blumenübersteckt den Hut
und zum Willkomm ich umschlinge
meine Liebste: was ich bringe
fragt sie mich voll Übermut.

Sieh mir aus den Augen leuchten
Frohgeflut des Sonnenlichts;
heißer Wangen hohes Brennen,
Sagen abgefragt den Sennen,
Lieder bring' ich — ist das nichts?

Und die köstlichste der Gaben
ward mir oben, kraftgeschwellt:
eines frommen Herzens Schweigen
das dem Ewigen bleibt zu eigen
mitten in der lauten Welt!

Anton Renks Werke

herausgegeben von

Jungtirol

Auf der Wanderung

von

Anton Renk

Der Prosaschriften II. Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Anton Renks Werke

Band IV

Anton Renks Werke

Herausgegeben

von

Jungtirol

Vierter Band

Prosaschriften II

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

2

Anton Renk

Auf der Wanderung

Der Prosaschriften

Zweiter Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908.

Schilderungen aus Tirol

Beim Peterlſpiel

Alt-Innsbrucker-Skizze.

Die anderen rollten in den Wagen zu den Bällen — ſie trugen Klaquehüte und weiße Handſchuhe und proklamierten durch ein zweiſchwänziges Kleidungsungetüm, daß ſie anſtändige Menſchen ſeien. Ich aber hatte an dem ſchneedurchrieſelten Winterabend meinen Berghut aufgeſetzt und meine Pfeife, auf der Edelweiß und Speik und Eisglöcklein zu ſehen ſind, eingeſteckt und machte meiner Kindheit einen Beſuch.

Ich ging in die „Kotlaken". Die Kotlaken führt auch den Namen „Kleinvenedig". Ein abgegrenzter Stadtteil, der eigentlich St. Nikolaus heißt, ein Vorort Innsbrucks am linken Innufer iſt es, der allgemein ſo genannt wird. Die Kotlaken iſt heute freilich ſchon arg moderniſiert, ich ſelbſt kannte ſie noch in ganz anderem Zuſtande; damals verdiente ſie den Namen noch vollinhaltlich. Heute hat ſich vieles in modernem Sinne geändert, aber das großſtädtiſche Zweikinderſyſtem iſt in dieſem Stadtteil augenſcheinlich noch nicht eingeführt. Da wir gerade von der Großſtadt reden, ſeit dem 1. Jänner 1904 bin auch ich Groß-Innsbrucker geworden, bilde mir aber darauf nichts ein, ſondern ich zeigte im Gegenteil meine Sehnſucht nach der Kleinſtadt, als ich in die Kotlaken

ging, meiner Kindheit einen Beſuch zu machen. Wer bei uns ſeine Jugend finden will, muß in die Vororte gehn, das heutige Innsbruck, das ſo ſchnell groß geworden, iſt ihm fremd.

Die Kotlakler und Höttinger jedoch haben ihre Eigenart auch heute noch ziemlich bewahrt. Die Kotlake iſt der Schauplatz der Tiroler Ilias — des „Kotlakler Auszugs". War da ein alter Herr Karl von Lutterotti, der darüber luſtige Verſe in der Kotlakler Mundart geſchrieben hat. War da ein anderer alter Herr, der Profeſſor Ignaz Zingerle, der die Tiroler Sagen und Bräuche geſammelt hatte. Selbigem hatte der liebe Gott außer einem glühenden Tiroler Herzen auch glühende Kopfhaare verliehen. Als dieſe vom Alter noch ungebleicht waren, ging der Volksforſcher einmal in die Kotlaken und ſtieß an ein Mädchen, das auf dem Kopfe ein Gſchpuelſchaff*) trug, mit dem Arme an, um einen derben Volksausdruck zu erfahren. Und er ſollte ihn zu hören bekommen. Das Mädel ſang zu ihrer Begleiterin: „Di, ſchaug dön un, iaz hot'n der Herrgott 's ewigi Liacht auf'n Grind auig'ſchtiftet und decht ſiecht er nicht." Ich ſagte „ſang", denn der Kotlaklerdialekt hat etwas Hinziehendes, Singendes im Vergleich zur Innsbrucker Mundart.

Als ich ein ganz kleiner Knabe war und noch bei meinem Vater im Bette lag, erzählte mir dieſer immer ein Märchen „Es ſein amol drei Mohren gweſ'n". Aber das ungeduldigſte „Nacher" des kleinen Toni bewog den Vater nicht, in der ſpannenden Erzählung weiterzufah-

*) Spülwaſſerſchaff.

ren; der Vater ſagte unerbittlich: „Nacher iſch es aus.“

Und doch glaubte ich, in dieſer rudimentären Geſchichte liegt der Grund, daß ich Dichter geworden bin. Ich mußte mir die Schickſale dieſer myſteriöſen drei Mohren eben ſelbſt ergänzen. Großmutter wußte ſchon mehr — die erzählte vom Bübele und vom Mädele, die Erdbeer ſuchen in den Wald gingen. Dieſen erſchien eine wunderſchöne Frau und gab beiden ein Schachtele. Bei der Großmutter war immer das Mädele ſehr brav und das Bübele ſehr ſchlimm. Deshalb flogen aus der Schachtel des Mädels lauter weiße Englein, die es mit in den Himmel trugen, während das Büblein von den ausgekommenen ſchwarzen Teufeln unter Pech- und Schwefelgeſtank dorthin getragen wurde, wo der „Gabache“ daheim iſt. Das verdroß den kleinen Toni gar ſehr und, wenn er ſeinen Spielkameraden dieſe lehrreiche Geſchichte erzählte, verwechſelte er nicht ungern die Rollen.

Trotzdem aber intereſſierte er ſich eigentlich immer mehr für den ſchwarzen Beherrſcher der Unterwelt, als für die Engelein, die an ſeinem Bette Wache ſtanden. Auch im „Peterlſpiel“ hatte es ihm die Teufelsſzene bei der Geburt Chriſti und die Fauſtſche Beſchwörungsſzene angetan.

Das Peterlſpiel iſt eine Art Kaſperlſpiel mit tiroliſchem Texte. In der Kotlaken und in Hötting wird es heute noch aufgeführt mit ziemlich unverfälſchtem Texte*). Ebenſo unverfälſcht ſind die Darſteller und ihr

*) A. Rudolf Jenewein. Das Höttinger Peterſpiel. Innsbruck, Wagner 1903.

Dialekt. Die Spielzeit ist von Dreikönig bis Faschings-Dienstag — das Wandeltheater wird in den verschiedenen Gasthäusern von Hötting, St. Nikolaus, Mariahilf, Mühlau aufgestellt. Manchmal steht die Volksmarionettenbühne auch in einem der Stadtgasthäuser. Draußen aber, in den Vororten ist das Publikum ebenso interessant als die Vorgänge auf der Bühne. Das Publikum besteht zu einem großen Teile aus Kindern, obwohl der Inhalt des Peterlspiels zumeist für Erwachsene berechnet ist.

Also, ich kam in den Vorort, wo eine längst vergangene Zeit auf leisen Sohlen durch die Winkelgassen geht, um meine Kindheit zu suchen. Zum „Biermichl" wanderte ich. Schon am Eingange des kleinen Gasthauses sah ich, daß der Peterl von den Kleinen sehnsüchtig erwartet wurde. Vor der Türe standen sie harrend, bis einer die Schreckensbotschaft brachte: „Heunt geahts stott um holbi ochti erst um ochti un, weil sie in der Schtodt obn schpieln tian."

Die stramme Kuchlmiedl empfing mich und führte mich in den himmelblau durchrauchten Theatersaal. Alles voll. Kinder vom Murilloschen Lausbuben bis zu den blonden Engeln, wie sie Fra Angelico da Fiesole malte. Die Augen waren starr und fest auf den Vorhang des Puppentheaters gerichtet — dort hinten war ja der Peterle, dahinter war das Märchen, dahinter war das Wunder. Der Vorhang mußte doch endlich in die Höhe gehn . . .

Ich kenne diese Gefühle aus meiner Kindheit her

und ich glaube, der Peterl iſt auch mitſchuldig, daß ich ein Dichter geworden bin.

Ein „Ah“ der Erleichterung ging durch das Zimmer, eine braune Hand zündete die zwei Millikerzen vor dem Vorhang an und bald begann auch die Ziehharmonika zu quietſchen.

Endlich geht der Vorhang in die Höhe. Der bezipfelhaubte Peterl ſpricht ſeinen Prolog und verſchwindet. Jetzt ſchlägt eine gewaltige Feuerlohe aus der Tiefe.

O dieſes Kolofonium! Als ich als Kind ſelbſt Peterl ſpielte, habe ich es oft im Mörſer geſtoßen. Meine alte, halbblinde Großmutter hielt es einmal für Zucker und verwendete es zum Krapfenbacken. Die Pech-Krapfen waren natürlich ungenießbar. Großmutter aber war eine tapfere Frau; ſie hatte die Krapfen ſelbſt gebacken, infolgedeſſen waren ſie gut; unſere Einwendungen waren bloße Einbildung, zum Beweis dafür aß Großmutter ratenweiſe alle Krapfen ſelber und ſagte nach jedem „ausgezeichnet“ oder „prächtig“.

So geht es, wenn man zu ſeiner Kindheit kommt, ich ſoll da vom Peterlſpiel reden und plappere allerlei Lautes und Leiſes aus ſeliger Kinderzeit.

Alſo die Feuerlohe verkündet die Ankunft des Höllenfürſten, dem die Geburt des Chriſtkindes arge Sorge macht. Er mahnt die Teufel zu reger Tätigkeit, der erſte Teufel aber tröſtet:

„O Höllenfürſt, ſeid nicht verzagt,
Der Menſch den freien Willen hat,

Der Menſch, der iſt zur Sünd geneigt,
Das macht uns Teufel die gröſchte Freud."

Zwei Heidenprieſter — als altegyptiſch ſind ſie bezeichnet, ſie beten aber zu Mohammed, tragen den jüdiſchhohenprieſterlichen Zweiſpitz und chriſtliche Meßkleider, klagen in der nächſten Szene ebenfalls über die Geburt des Kindes, welche für ſie eine arge Geſchäftsſtörung bedeutet:

„Was fangen wir arme Prieſchter an,
Wo keiner von uns ein Handwerk kann,
Holzhacken können wir auch nicht gehn,
's iſcht gut, daß wir Latein verſtehn.*)

Sie beſchließen, dem König es „einzublaſen, damit er das kleine Kind wird ermorden laſſen."

Nun kommt die erſte tragiſche Kataſtrophe. Der Höhepunkt des Peterl-Dramas iſt immer eine Rauferei, bei welcher der Peterl ſiegt. Jung und alt lacht dabei und die Kotlaklerbuben freuen ſich heute ſchon, daß ſie morgen aus der Dichtung Wahrheit machen werden. Peterl findet alſo die plärrenden Götzenprieſter und ſofort fangen die Händel an: „Wos du longnoſeter**) Kerl — du willſcht in Peater außiſchmeiß'n? Du Greggeler du."

Hoppla, die Keilerei iſt im Gang, die Watſchen fliegen, der Peterl gewinnt, die Kinder kreiſchen vor Vergnügen. Die nächſte Szene mit dem myſteriöſen „Prozibus", eine Geſtalt, deren Bedeutung die vielen Welt-

*) Dieſer Text iſt nach meinen Jugenderinnerungen und weicht von dem durch Jenewein mitgeteilten etwas ab.

**) langnaſig.

weiſen nicht auszudeuten vermögen, hat nur den Zweck einer Rauferei.

Auch die nächſte Szene, die Enthauptung des Johannes, ſteht noch in innerem Zuſammenhang; Herodias tanzt, weil des Königs Namenstag iſt, und verlangt dafür das Haupt des unmodernen Wüſtenpredigers, der für die Eheirrung am Hofe des Vierfürſten ſo wenig Verſtändnis zeigt. Johannes wird auf der Bühne enthauptet, für ſeine heroiſche Todesauffaſſung, „ich bin bereit zu ſterben," hat der rohe Freimann nur die zyniſche Bemerkung: „Ja dös hot no anieder gſagt, wenn er gmůaßt hat." Er gibt dem Johannes ein Buſſel und holt mit dem Säbel aus, was einem Lauſer im Publikum den bewundernden Ausruf: „Di braucht dear an Schwung!" entlockte. Der Kopf fällt vorn über die Rampe, was bei den Kindern ein Hauptgaudium erweckt. Nun findet ihn Peterl — „ooi, den ham ſi gor in Polin vergſchnoatet". Nun verſucht der Peterl und der Hanſerl den Kopf mit der „Pletſchur" anzupappen, da das nicht gelingt, wird eine Truhe, die aber keine „Naſendruckerin" ſein darf, geholt, der „Grind" und die „Grianggeln"*) des Heiligen werden darin verpackt und unter dem „lateiniſchen" Pſalm: „Schupfnudel, Paunzen, und Wirler, Kobesköpf, Dattſchießer und Dahrhilderer" wird der Sarg abgetragen. Hiermit iſt der erſte zuſammenhängende Teil zu Ende. Ich habe dieſen Teil ausführlich erzählt, um wenigſtens ein Teilbild genau zu charakteriſieren, denn alles zu bringen, erlaubt

*) Füße.

der Raum nicht. Es folgen nun entweder zuſammenhangloſe Szenen oder Szenen-Gruppen. Die hier angeſchloſſene Burggeiſtſzene findet ſich im Texte Jeneweins nicht, drum zitiere ich einige Verſe:

Olti Jungfern und Kuehfleiſch,
Dö hängt ma in Rach,
Man mog no ſo lang ſelch'n,
Sie bleib'n olleweil zach.

Kaiſer Max auf der Martinswand bildet einen echt tiroliſchen Beſtandteil des Peterlſpiels, hier erſcheint wieder einmal der ſehnlichſt erwartete Teufel. Ein verſoffener Kirchtigbue im Streit mit ſeinem Vater (Rauferei), Peaterl beim Beutemachen (Rauferei mit dem Müller und dem Schuſter und dem Teufel), eine Szene mit der Jungfer Kellnerin folgen nun.

Intereſſant iſt die Bettlerſzene. Ein blinder alter und ein junger Bettler, der den Guri (Schnaps) gern hat, treten auf. Der junge erhält Vorwürfe, weil er wieder ein Fraggele getrunken hat. Beim Ueberſpringen eines Grabens ſtößt der Blinde an einen Baum und beklagt ſich:

„O, o, mei arme Noſ'n!
Häſcht mir iez nit ſog'n können, daß do a Bam ſteaht?"

Der junge: „O mei Vater! I hun denkt, weil d' in Branntwein a ſo guet g'ſchmöckt haſcht, ſchmöckſt in Bam a!"

Aber der junge weiß auch frohe Botſchaft. Ein großer Arzt wird kommen, der macht die Blinden ſehend, die Tauben hörend, „die Buckleten macht er öben" und

die Toten erweckt er. — Und ſiehe, aus dem Walde tritt Chriſtus, der Sohn Davids in einer Art Meßgewand und ſchenkt dem Blinden das Augenlicht.

Hoffentlich lieſt dieſe Zeilen kein Staatsanwalt, ſonſt konfisziert er den Höttingern mit kundiger Hand die Chriſtusgeſtalt von der Peterlbühne. Den Abſchluß bildet natürlich eine Keilerei mit dem Bettelſtanzer. In der nächſten Szene holt der Tod ein böſes Weib, was die Kinder und die Großen ſehr ergötzt. Der Tod ſelbſt ſpricht ganz kunſtgerechte Verſe:

„Kennt ihr mich, ich bin der König,
Mir unterliegt die ganze Welt,
Mir iſt alles untertänig,
Ich tu ſtets, was mir gefällt."

Für die vom Tod geholte „alte Glugglugglug" bietet ſich dem Witwer Erſatz in der vornehmen Rokokofigur der „Flanggina", die ſich ihm als Gattin darbietet. Eine Tanzſzene mit der Tanzkarte: „Hoſenlatterer, Plätſchederer, Höttingerturnwalzer" bildet den Beſchluß.

Nicht zum Peterlſpiel gehört die Fauſtiſche Beſchwörungsſzene, doch wird ſie den Kindern zuliebe, weil zwei Teufel darin vorkommen, ſtets geſpielt.

Manchmal tritt der Peterl auch mit dem Publikum in Fühlung. Einmal hat der Peterl „ſovl a rauche Stimm kriegt" — aber die eingangs erwähnte Kuchlmiedl erbarmt ſich ſeiner und bringt dem Peterl einen Doppelliter Bier. Der kleine Burſch muß gewaltig Durſt haben, denn der Hafen iſt höher als er ſelber.

Einmal hatte der Peterl ſein Schlagwort vergeſſen,

da ſagte der Hanſel zu ihm: „Tua nit aſo ſumſen, der Renk iſcht a do, der gibt uns gwiß no in die Zeitung.“

Ja, liebe Peterlſpieler, das habe ich eben getan. Alle Herrlichkeit hat ein Ende, alſo auch das Peterlſpiel. Die Kinder freilich wären noch leicht eine Stunde lang, mit weitgeöffneten Augen in die Märchenwelt ſchauend, da geblieben, ſie hätten noch gern manchen Kupferling dem umgehenden Sammler gegeben — dieſe Kreuzer durfte ja nicht der Vater oder die Mutter ſpenden, ſondern die mußten von kleiner Kinderhand fallen gelaſſen werden, ſonſt wäre die Freude nur halb geweſen — aber der Peterl trat vor, bedankte ſich für das Wohlwollen der Zuhörer und aus wars und gar wars.

War da ſo ein blondlockiges Fra-Fieſole-Kind, das ganz ſelig dreinſchaute. Ich fragte das kleine Weißnichtwarumaufderwelt: „Haſt du dich nicht vor dem Teufel gefürchtet?“ Und die Kleine ſchüttelte verneinend den Blondkopf. Ich aber fragte weiter: „Was hat dir denn am beſten gefallen?“ „Alles“, ſagte das kleine Mädele.

— — Ach ja — ich war ja auf Beſuch bei meiner Kindheit — ſelige Zeit, da einer keinen Teufel zu fürchten und da einem auf dieſer Welt „alles am beſten“ gefällt, weil man noch mit großen Augen ins Märchenland ſchaut.

Aus dem Stubai

Ein Pfiff gellt in die Felsenwände und findet dort rollenden, grollenden Widerhall.

Alle Geister in Berg und Tal haben den schrillen Ton gehört — die Salig-Fräulein raffen ihre mondscheinschimmernden Gewande und gehen traurig zu den Flachsfeldern, flechten sich die letzten blauen Blütenkränze in die blonden Haare und segnen die zitternden Saaten, da sie heute zum letztenmal hier walten. — Der grelle Pfiff hat die Saligen erschreckt, die Saligen sind verschwunden ... aber aus dem Flachsfelde flattern weiße Tauben auf und fliegen über den rissigen Berggrat. Wohin sie ziehen, weiß niemand.

Die wilden Männer, die Wichtelen, die Kasermannln, die Hexen, die Weißkünstler, die Truden, ja sogar der Teufel selber flieht. Bald wird man vom Geistermäher von Natters, vom Telfser feurigen Marcheger, vom Geist, der auf der Serles die kalte Pein leidet, vom Gschnalsjuchzer, von den funkelnden Schätzen in Muters und den Nockhöfen, vom Goldbrünnl in Falbesan, vom Venediger Mannl auf der Saile, von der Butterher von Gleis, von der Wetterher von Fulpmes, vom Litzenmandl, den versteinerten sieben Brüdern von

Schlick, der ſilbernen Gans und vom Blauhüatler auf dem Nockhofe nichts mehr hören.*)

Die Geiſter fliehen, die Volkslieder verklingen, die Bräuche werden vergeſſen, die Inſchriften frißt der Roſt, meinen die Leute, wenn der Pfiff ertönt.

Und da ich ſelber abergläubiſch bin und mir nicht nehmen laſſe, was ich mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört habe, darum bin ich heute ins Stubai gegangen.

Es muß ja nicht gerade ein Pfiff ſein, der die Geiſter, die Lieder, die ganze Volkspoeſie in die ſtillen Gründe ſcheucht — auch das Rollen der elektriſch betriebenen Wagen jagt ſie von dannen.

Ins Stubaital iſt eine Bahn gebaut worden und jetzt wißt ihr, warum ich hereinkam, ehevor der erſte Wagen einfuhr.

Neues Leben zieht ein in das Tal . . . ich aber ſuchte den großen Unbezwinglichen auf, den Tod — den Tod in Stubai, um mit ihm zu ſprechen.

Und er ſprach.

*

* *

Von der Waldraſt war ich herabgeſtiegen. Auf meinem Berghute funkelten Alpenroſen und dunkelten Brunellen. Der Rieſenaltar der Serles leuchtete in vollem Abendgolde, als ich nach Mieders kam.

Vor dieſem Altar muß ich immer beten. Aber mein

*) Vgl. Dörler: Sagen aus Innsbrucks Umgebung. Innsbruck, Wagner und Greußing: Im Stubaital. München, Monachiaverlag.

Gebet klingt nach keiner eingelernten Formel . . . es ist jedesmal ein anderes Gebet und doch jedesmal dasselbe, denn immer redet es von Gottes Größe und Liebe und von der Schönheit seiner Werke.

Und das Gebet ist ein hohes Lied auf das heilige Land Tirol:

Der Abendsonne rotes Glänzen klebt
Wie Heldenblut am Vaterlandsaltar
Und drüber eine rote Wolke schwebt
Wie schwingenmächtig der Tiroler Aar.

So bete ich. —

Das Glühen verlohte . . . und als über den Stubaier Firnen immer mehr und mehr Sterne aufschimmerten, klangen die hellen Stimmen der Lerchen vom Lerchenhof in die scheue Silbernacht.

* * *

Am nächsten Morgen stand ich am Friedhof von Mieders und hörte, was der Tod mir zu sagen hatte. Er sprach von den Grabkreuzen.

Er spricht nicht immer gleich. Er redet im Predigerton von Gotteslohn, er reimt Zeit, Ewigkeit, Seligkeit, — Auferstehn aus der Gruft, wenn die Posaune ruft. Er kündet ein einstiges Wiedersehen, er ermahnt zu gutem Leben, er schildert gutes Leben, das verronnen ist:

Still und freundlich war sein Leben,
Treu und tätig seine Hand,
Ruhig das Hinüberschweben
In das bess're Vaterland.

Aber er kann auch philoſophiſch werden, wie wir aus folgenden Verſen erſehen:

Du hältſt den Tod für Deinen Feind,
O nein, er iſt Dein beſter Freund,
Er nimmt Dir Deine Leiden ab
Und legt Dich in ein ſtilles Grab,
Befreit Dich von der falſchen Welt,
Und wenn es Dir nur ſelbſt gefällt,
So führt er Dich in Himmel ein;
Sag', welcher Freund kann beſſer ſein?

Auf den anderen Kreuzen fand ich ſchablonenhafte Verſe der oben angedeuteten Art. Darum ließ ich das Kirchhofgitter bald wieder hinter mir zufallen und ging hinaus in die reifen Aecker, in denen die blaue Kornblume blühte und auf deren goldene Wogen der blaue Himmel all ſeinen Glanz herniederſtrömen ließ.

Aber mitten aus dieſer blaugoldenen Pracht flammte das glühende Mahnzeichen des Todes, der rote Mohn.

Da zogen auch mir Totenverſe durch den Sinn.

Nein nicht jetzt! dann, wenn die Sonne ſinkt — das Lied ſoll mich durch Sommerſonnentag begleiten — aber es jetzt in der vollen Reifepracht aufzuſchreiben wäre ein Sakrileg ... Ich ſteckte alſo den Bleiſtift wieder ein und brachte im Lerchenhofe mit funkelndem Kaltererſeewein, den ich der Sonne entgegen hob, daß er funkelte wie das Blut des Lebens, der leuchtenden Lebenſpenderin tieffreudigen Gruß.

Dann gings durch den Lärchenwald weiter. Blaue Waldglocken ſtanden zwiſchen den Farren, die goldenen Sonnenröschen leuchteten, beſcheiden duckte ſich der

Frauenſchuh — bei der Säge in Tobel wucherte der Storchſchnabel und die Hollerbäume ſtanden da in ſilbernem Ordensſchmuck.

Der Weg trat aus dem Walde, immer herrlicher erſchloß ſich die Schau in die Silberhintergründe des Tales . . .

Mich aber rief der Tod.

Im Friedhofe von Fulpmes blühten auf den Gräbern Nelken, Feuerlilien, Steinbrech, Waldglocken und gelbe Hauswurz. Es ſind, wie im Telfſer Gottesacker, noch ſchöne, ſchmiedeiſerne Kreuze zu finden; aber nicht mehr viel.

Kurz und klar ſind die Verſe:

Immerhin das Fleiſch zerſtäubt,
Gottes Hauch, die Seele, bleibt.

Aus einem Baumvergleiche herausgenommen ſcheint folgende Inſchrift zu ſein:

Er ſtand am Höhepunkt des Lebens,
In lichter, grüner Pracht,
Voll froher Luſt, voll regen Strebens,
Ein Bild der Mannheit und der Kraft.
Doch als der Krankheit bitt're Schmerzen
Aufzehrten ſeines Lebens Mark,
Da wuchs die Himmelskraft im Herzen
Und machte ihn zum Tode ſtark.

Leider habe ich mir nicht aufgeſchrieben, ob folgende Inſchrift einem Kindergrabe oder dem Grabe reiferer Jugend angehört. Gegen die ſonſt üblichen Kindergrabverſe, die — wie ich an anderen Stellen oft feſtſtellte —

von tiefſter Herzlichkeit ſind, würde die folgende Inſchrift ſeltſam abſtechen:

Zürne nicht dem Todesengel,
Wenn er die Knoſpe zu zeitlich bricht,
Nicht Neid iſt es, ſondern Erbarmen,
Daß er ſie zurückführt in den Kreis der Seligen,
Damit das Ungeziefer der Welt ſie nicht vergifte.

Aber Kindergräber fand ich, bei denen mir klar wurde, daß das Wort Goethes: „Kinder gefallen immer, Kinder rühren immer" auch über den Tod hinaus Geltung habe.

Auch die toten Kinder ſprechen zu unſerem Herzen:

Wie muß doch der Troſt Euch laben,
Eltern, wenn Ihr leidet ſchon,
Einen Engel dort zu haben
An des Allerhöchſten Thron.

Und die Eltern weinen:

Und Du ſahſt nur Menſchen, die Dich liebten,
Und eine Welt, die glücklich ſchien,
O Kind, eh ſich die Wolken trübten,
Nahm Gott Dich in den Himmel hin.

Den erſten Teil folgender Verſe fand ich auf verſchiedenen Tiroler Friedhöfen in verſchiedenen Formen. Die Gegenſtrophe hier zum erſtenmal. Erſt durch die zweiten Verſe gewinnt das Gedicht an Wert und künſtleriſchem Ausbau. Ich gebe hier die — wie ich glaube — richtig wiederhergeſtellte Urform und füge den Stubaier Text in Anmerkungen bei:

Vater, wenn die Mutter fragt:
Sag',[1]) wo iſt mein[2]) Liebling hin?
Wenn ſie weinend um mich[3]) klagt,
Sag', daß ich im Himmel bin.

Mutter, wenn der Vater weint,[4])
Trockne ihm die Träne[5]) ab,
Pflanze, wenn die Sonne ſcheint,[6])
Dieſe[7]) Träne auf mein Grab.

Nachdem ich den Friedhof verlaſſen hatte und in den Feldern umwanderte, ſollte ich noch etwas Kindlichrührendes erleben. Freilich erſah man daraus, wie auch ſchon blondköpfige, helläugige Tiroler Bauernkinder den Fremdenverkehr auszunützen verſtehen. Zwei Dreikäſehohe liefen, als ſie mich erblickten, davon und machten mir vor der Naſe einen Feldgatter zu, um ihn bei meinem Nahen wieder zu öffnen, wofür natürlich ein paar Kreuzer für Gutelen oder Kirſchen geſpendet werden mußten.

Unter dem neuerbauten Hotel Stubai vorbei wanderte ich nach Telfes. In den Feldern Aehrengold und roter Mohn. Und die Sonne ging verblutend den Bergen zu. Nun konnte ich die Klänge meines Frühliedes nicht mehr bannen und ich ſchrieb:

Die letzte Abendwolke loht,
Es blüht der Mohn ſo heiß und rot
In den goldenen Garben
Und weiß es, morgen iſt er tot.

[1]) Fehlt, [2]) unſer, [3]) uns, [4]) weinet, [5]) Tränen, [6]) ſcheinet, [7]) Eine.

Das Feld rauſcht wie ein Seidenkleid;
Ich ſterbe wie die andern ſtarben
Und leiſe ſpricht ein leiſer Neid:
Ich ſollte wie der rote Mohn
So heiß erblüh'n, ſo ſchnell verloh'n.

Bald war ich in Telfes und ſuchte dort im Abendſcheine nach der Poeſie des Todes. Auch hier fand ich neues. Daß das Sichgeißeln zum frohen Mut und heitern Sinn gehöre, hätte ich bislang wenigſtens nicht gewußt. Und doch muß es ſo ſein, denn auf einem Jünglingsgrabe iſt zu ſehen ein heiliger Aloiſius mit den Attributen Krone, Lilie und Geißel und daneben ſtehen die Verſe:

Stets hei'rer Geiſt und froher Sinn
Führten ihm zu dieſer Lebensſtufe hin.

Die Lebensſtufe iſt die ewige Glückſeligkeit.

Auf einem anderen Grabe leſe ich:

Auf Bergeshöh'n und Almen*)
Weilt' er ſtets mit frohem Mut,
Nun krönen ihn Siegespalmen,
Weil er in kühler Erde ruht.

Letzterer Grund iſt allerdings nicht recht einzuſehen.

Stets wertvollen Inhalt haben die ſozialen Grabſchriften, welche einen Rückblick auf das Leben des Verſtorbenen geſtatten. Ein ſolches auf dem Grabe eines Kupferſchmiedes, der 1852 verſtorben iſt, bilde den Schluß meiner Totenverſe aus dem Stubai:

*) Heißt „Alpen."; der Tuifelemaler wollte ſeine Rechtſchreibungskenntniſſe zeigen und verdarb dadurch den Reim.

Selig, die im Herrn entſchliefen,
Selig, Heinrich, biſt auch Du,
Dein Hammer ruht, die Engel riefen
Und Du gingſt der Heimat zu.
Höher'n Lohn und beſſ'res Leben
Wird Dir Gott da droben geben.
Tugendwerk ſind gute Waren,
Kaufet*) ſie in jungen Jahren,
Bevor der Tod den Laden ſperrt.
Dieſe Münze kauft den Himmel,
Das andere im Weltgetümmel
Iſt bei Gott nicht Heller Wert.

*

* *

Und doch war es nicht das letzte Wort, das der Tod damals zu mir geſprochen . . . als das Roſenglänzen ſchwand und die violetten Schatten ſanken, mußte ich trotz aller Sommerpracht noch einmal an den großen Unbezwinglichen denken:

Es ſteht das Korn in vollem Gold,
Es glüht der Mohn wie Blut und Brand,
Des Segens ſchwere Woge rollt
Auflodernd übers Ackerland.

Und gleich dem Mohn die Sonne blüht,
Die an den Abendbergen ſteht,
Ein Schnitter, den kein Auge ſieht,
Von einem Berge niedergeht.

*) Heißt irrtümlich: Kaufen.

Dann kam die ſilberne Nacht. Und was nach der ſilbernen Nacht in den Firngründen des Stubaitales geſchah, erzähle ich ein andersmal.

Vom Palmeſel in Thaur*)

Im Vatikan bedient man ſich
Palmſonntags echter Palmen,
Die Kardinäle neigen ſich
Und ſingen alte Pſalmen.

Alſo hat es Goethe geſchaut. So iſt es im Bergland Tirol allerdings nicht. Am Innsbrucker Marktplatze ſtehen am Schmerzenfreitag Oelzweige und buchsumkleidete Stangen. Erſtere zumeiſt für die Mädchen und die Erwachſenen, letztere für die Buben. Der germaniſche Geiſt hat in die Darſtellung des dem einreitenden Jeſus huldigenden Volkes den Gedanken einer Kraftprobe zugefügt. Je höher, ſchwanker und ſchwerer des Buben Palmſtange iſt, deſto größer iſt der Stolz, wenn ſie ohne Unfall oder Umfall wieder aus der Kirche — bei den Kirchtüren iſt's manchmal gefährlich für die Wipfel — nach Hauſe gebracht wurde. Manchmal iſt auch — und das iſt in Innsbruck nicht allzuſelten — der böſe Wind in der Höhe und patſch — liegt der Palm oder gar das Bubele mit auf dem Boden. Das Bubele muß dann ſchon am nächſten Tage auf der Straße oder in der Schule

*) Mit Benutzung der Aufſätze von Richard v. Strehle, Jahrbuch des Deutſchen und öſterr. Alpenvereins 1897 und Ludwig v. Hörmann, „Tiroler Bote" 1882 und „Alpenfreund" 1897.

das Wort „Palmeſel" hören, was wohl mitunter eine handgreifliche Auseinanderſetzung, die der Herr Lehrer nicht ſehen darf, zur Folge hat. In unſeren Tiroler Palmen ſteckt aber noch allerlei Heidenzeug, ſo für Krankheit, Feuer, Wetterſchlag, Viehſeuche gut iſt, als da heißt: Wermut, Weide, Haſel und Miſpel. Verziert iſt der Palm mit bunten Bändern und Bretzeln.

Alſo, wenn einer zum andern Palmeſel ſagt, iſt das ein ſchwerer Spottname. Jetzt wird er freilich von den älteren Knaben, denen das Palmtragen ſchon zu kindiſch iſt und die eine lohnendere Austragung der Kraft kennen, auf die jüngeren allgemein angewendet.

Alſo, was iſt Palmeſel? Beim Einzuge in Jeruſalem, als das Volk ihm huldigte, ritt Jeſus auf einer Eſelin. Dieſer Vorgang wurde nun hauptſächlich in ſüddeutſchen Landen, Schwaben, Schweiz, Bayern, Vorarlberg, Tirol und Steiermark zu einem theatraliſchen Zuge mit volksfeſtlichem Einſchlage ausgebildet und zwar in ziemlich früher Zeit, ungefähr vom 14. Jahrhundert an. Das germaniſche Muſeum in Nürnberg beſitzt drei hölzerne Palmeſel, welche die Heilandfigur tragen, ſtammend aus den Jahren 1450—1510. Nicht immer aber blieb man bei der toten Darſtellung ſtehen. Man verkleidete Knaben oder Kleriker und dieſe ritten auf wirklichen Eſeln. Später jedoch wurden die Holzdarſtellungen beliebter.

Dieſe Holzpalmeſel hatten nun ihre wechſelnden Schickſale — ich verweiſe des genaueren auf Strehles Darſtellung — zuerſt waren ſie den Proteſtanten nicht recht, weil es bildliche Darſtellungen waren, dann ver-

anſtalteten die Katholiken wieder zum Trotz beſonders feierliche Aufzüge, dann waren wieder die Eſel ſtörriſch und fielen um oder zerbrachen beim Umzuge, was der ernſten Stimmung bei demſelben nicht zuträglich war. Beſonders in der Joſefiniſchen Zeit trat die katholiſche Geiſtlichkeit gegen die Umzüge auf und es wurden ſo manche Palmeſel abſichtlich zerſtört und beſchädigt, ſodaß ſie unbrauchbar wurden. Früher iſt die Umzugſitte für Tirol nachweisbar in Lienz, Lana, Dornbirn, Bregenzerwald, Windiſch-Matrei, Imſt und anderen Orten. Heute dürften der innerklöſterliche Umzug bei den Dominikanarinnen in Lienz und der in Thaur, welchen wir uns anſchauen werden, die letzten Ueberbleibſel dieſer Sitte bilden. — In Lienz wurde das Holzbild in die Stuben geſchoben und gezogen und reiche Spenden erhielten die Beförderer. Das Ziehen galt häufig als eine große Ehre und es entſpann ſich um das Teilhaftigwerden desſelben nicht ſelten ein Familienſtreit.

Ob mit der chriſtlichen Ueberlieferung auch ein germaniſches Frühlingskinderfeſt verbunden war — darauf würde der Name Faſtnachtwieſe beim Thaurer Schloß nach Ilg hinweiſen — oder ob das Feſt nur langſam durch Enthaltung der Erwachſenen auf die Kinder überging, iſt hier wohl nicht der Ort, wiſſenſchaftlich auszugrübeln . . . aber faſt möchte man an ein Frühlingsfeſt glauben, denn Innsbrucks Kinder tragen, wie wir durch die Maria-Thereſienſtraße ſchreiten, einen hochſtämmigen, bunten Frühlingswald mit wehenden Wipfeln uns entgegen. Die Kirche hat nämlich eben ihre verſchloſſenen Tore geöffnet und die Kinder mit

ihrem ganzen Baumfrühling wieder in Licht und Luft gelaſſen.

Die Kinder tragen hohe Stecken
Mit wintergrünem Buchsgewand,
Mit grauen Kätzeln von den Hecken,
Mit braunen Bretzeln, Zuckerwecken
Und manchem ſeidenbunten Band.

Und alle frommen Wunderſagen
Von Licht und Blütenſeligkeit,
Von Brot, das für die Not gedeiht:
Des Frühlings Bannerträger, tragen
Die Kinder in die neue Zeit.

— — — — — — — —

Ja, ja, er iſt da! Der Frühling iſt da. Schon vor Wochen ſpürten ihn die Kinder und holten die Dattelen und die Dotzen, und wer den Inn entlang wanderte, konnte die Worte hören:

„Setz' an Kreuzer ins Kreasl,
Mei Dotzen ſingt als wie a Tannenmeaſel."

Und wirklich — die erſten Meiſen ſangen ſchon in den Fichten. Viel ſpäter als die Kinder haben den Frühling die Bergſteiger gemerkt, aber auch ſie trugen ſchon feine goldne Schlüſſel, die Platenigeln, von den Kalkfelſen ins Tal. Jetzt meldet er ſich ſchon in allen Farben an und ebenſo in allen Tönen. Mit Leberblumen, Himmelsſchlüſſeln, Lungenkraut, Crocus, Lattich, Erika, Schneeglöckeln und Seidelbaſt iſt er gekommen. Und die meiſten Waldvögel hat er ſchon die neuen Lieder gelehrt und den Schmetterlingen hat er zugeflüſtert: „Die Blumen ſind ſchon da!"

Freilich hat er auch schon mit anderen, mit schrecklichen Tönen gesprochen, mit dem Donnertone der Lawine, die zwei blühende Menschenleben in die Tiefe riß. — —

Und an die Spalierbäume von Arzl hat er die Aprikosenblüten hingestreut, als wollte er der Schneesterne, die noch um die Grate fliegen, spotten und zum Winter sagen: „Solche Sternlein machen kann ich auch; und viel viel besser als du! Du kannst nur weiße machen, — aber schau: ich blaue! Siehst du die Veilchen hinterm Zaun?"

An den Hängen zwischen Arzl und Rum hat er die Lila-Osterglocken hingezaubert, um den Menschen zu sagen: „Die Auferstehung ist da!"

Aber an diesen Hängen zwischen Arzl und Rum hat er einen Konkurrenten, der unlauteren Wettbewerb treibt: die schönen Septembertage zaubern dort oft noch violette Osterglocken hervor. Weiß nicht, es scheinen den Himmel seine bunten frühen Blumenspenden, die viel zu viel Freude in die Trauerwoche brächten, gereut zu haben, denn über den Koren der Berge wirbelte Schneetreiben und weißliche Nebel senkten sich immer tiefer und eisige Winde kamen aus den Felsengufeln, sodaß die armen Aprikosenblüten an den Bauernhäusern in Rum zitterten und froren. Die Sonne — eine matte Bogenlichtkugel — gab ihre vergeblichen Bemühungen auf und verschwand vom Himmel und immer trüber wards.

Als wir in Thaur einzogen, an den vielen mit Bildern geschmückten Häusern vorbeigingen und vor den

Häuſern die mit Bretzeln, Bändern, Skapulieren behängten Palmen ſtehen ſahen, hofften wir doch noch, den Umzug zu ſehen.

Unſer Magen führte eine gar deutliche Sprache und zwar echt tiroleriſch. Er ſagte in einemfort: „A Bachens — a Bachens — a Bachens.“ Es war kein Fehlſchluß, daß wir infolgedeſſen zum „Stangl“ gingen, wo uns eine ſtramme Maid goldhellen Wein vorſtellte. Nun begann der Magen immer lauter zu reden „a Bachens“ und ſelbſt das Studium des Thaurer-Partiſanerbildes vermochte ſeine Stimme nicht zu übertönen. Um von dieſer Stimme der Fleiſchluſt erlöſt zu werden, gingen wir in die Kirche. In dieſer waren zu beiden Seiten des Hochaltars kuliſſenartige, giftgrüne Palmen, welche ein Stück des Haines Getſemane in die Dorfkirche zauberten, aufgeſtellt.

Nahe dem Speisgitter ſtand das Palmreiterbild*). Jeſus war mit einem dunkelbraunen Rocke und einem purpurroten, goldgeſäumten Mantel bekleidet. Die Hand trug einen Oelzweig. Aus ſeinem Haupte drangen drei Goldſtrahlen. Das Grautier ſtand auf einem niederen grüngeſtrichenen Handkarren.

Unſerem Intereſſe für die Altarbilder waren die violetten Vorhänge im Wege, alſo verließen wir die Kirche und ſtöberten im Friedhofe umher. Da iſt links neben der Kirchentür eine Marmortafel, deren ſchwer leſerliche Inſchrift folgendermaßen zu entziffern iſt:

Hier liegt ein groſer Mann,

*) Im Innsbrucker Ferdinandeum befinden ſich zwei Palmeſel, die vom Bodenſee und von Breitenwang ſtammen.

Gros von Verſtand und Wiz,
Noch gröſer an Gelehrſamkeit,
Der Gröſſte in der Frömmigkeit.
Wer ihn im Grab nicht finden kann,
Der heb ſein Aug empor,
Im Himmel iſt ſein Siz
Beim Rechtsgelehrtenchor.

Dieſer verhimmelte Rechtsgelehrte iſt benamſet: „Der wohledle Herr Pifrader, Gerichtsſchreiber von Thaur". Seinen Verſtand, Wiz, ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit übte der Mann von anno domini 1725 bis 1785 — das heißt, geſchwind nach der Geburt wird er wohl auch nicht begonnen haben.

Kaum hatte der Tod aus dem Marmor zu uns geſprochen, ertönte auch wieder die verführeriſche Stimme des Lebens aus dem Munde eines g'ſunden Bauernbübels mit den Worten: „'s Bachne iſcht fertig".

Nur allzugerne folgten wir dieſem Rufe der Weltluſt und bereuten es auch gar nicht . . . auf einmal klangen die Kirchenglocken und mahnten uns zum Aufbruch. Unterdeſſen aber hatte der Himmel ſich eingebildet: Jezt muß es regnen!

Im ſchönſten Schnürlregen ſtiegen wir vor der Prozeſſion durch den ſteinigen Weg den Hügel empor. Vor uns, um uns, hinter uns viel Volk; da flimmerten ſeidene Schürzen, bunte Kopftücher, auch die Diandln mit den „Drahſcheiben" waren nicht ſelten. Aber dieſe letzten Reſte von Volkstracht verſchwanden für den von oben herab Blickenden alsbald unter den ſchwarzen Regenſchirmen. An den Rainen blühten dunkelblaue und

hellblaue „Schuſternagelen", hochgelbe Himmelsſchlüſſel, violette Oſterglocken. Bei „unſern Herrn im Elend", einer erſchreckenden Schmerzensfigur des Dorngekrönten im Kerker, waren wir vorbeigegangen. — Ich weiß, daß ich als Kind einmal, als ich meine Großmutter in Thaur beſuchte, von dieſem ſchrecklichen Bilde böſe Träume träumte.

Zwiſchen den dunklen Fichten ſtehen braunrote Eichen — und ein Burgtor läßt uns ein. Mahnten uns die Stationen ſchon an das tiroliſche Golgatha, ſo tun dies hinter dem Tore eine Kreuzigungsgruppe und ein heiliges Grab umſo deutlicher.

Das Romedikirchlein iſt ſchon ſo ziemlich gefüllt. Ueber den hl. Romedius, weiland Ritter von Thaur, der des Weltlebens müde, im Ronsberg eine Einſiedelei gründete, und als er den heiligen Vigilus von Trient beſuchen wollte, die unangenehme Erfahrung machte, daß ein Bär ſein Roß gefreſſen, brauche ich wohl nichts zu erzählen — darüber laß ich Balthaſar Hunold*) reden:

„Doch das macht dem frommen Manne
Nicht die kleinſten Schwierigkeiten,
Sprach zum Bären: „Dir zur Buße
Will ich auf dir ſelber reiten!"

Und ſiehe, es ging. Und als der heilige Romedi in Trient einritt, fingen die Glocken von ſelber zu läuten an.

Ein Freund redete, da der Zug ſo lange über den

*) Hunold, Haller Spaziergänge.

Berg herauf brauchte, von dem noch zu wenig gewürdigten Weißen beim „Stangl“; ich aber, trotzdem mir Hunolds Schlußverſe durch den Kopf gehen, mache ihn auf eine ernſte, allerdings arg „vernewerte“ Inſchrift an der unteren Kapelle aufmerkſam.

Ihr wollt zuerſt wiſſen, wie Hunolds Verſe lauten: Nun gut:

Laßt uns froh das Glas erheben,
Allen Heiligen zu Ehren,
Der Vigili, der Romedi
Und der Bär, ſie ſollen leben! —
Aber jetzt Momento mori!
Zepter, kronen, haven un hacke
Thuat der tod alle zſamenpacke.
Er fyllt damit ſeine rantze
Un ei jeder muß de keraus tantze

Folgt eine Ermahnung, die Weltfreuden zu meiden, um eine glückſeliges Ende zu erreichen.

„Jez kemmen ſie“, ſagen die Bauern und wir gehen aus der Einſiedlerkapelle, in welcher jedoch wegen der herrſchenden Dunkelheit außer der im Vorraume befindlichen Notburga nichts zu ſehen iſt.

Es regnet in Strömen. Zuerſt kommen die Buben mit den Palmen, in denen ich noch eingeflochtenen Epheu und Thujen bemerke. Der Epheu dürfte wohl durch die epheuumwucherte Thaurerburg, alſo örtlich zu erklären ſein, während ich die Thuje als Erſatz des hier nicht vorkommenden Sadebaums (Söfen), dem große Zauberkraft zugeſchrieben wird, deuten möchte.

An einer geſpriſſelten Strickleiter ziehen ein Dutzend

Buben den Palmeſel empor. Ein Geiſtlicher im Chorrock und zwei Miniſtranten in violetter Faſtenadjuſtierung, ſind mit im Zuge. Auch die Schulmädeln ſind den Berg emporgeſtiegen. Einer alten Stiftung gemäß erhalten die Schulkinder in Rum, wohin ſich der Zug vom Romedikirchlein aus bewegen ſoll, Faſtenbretzeln. Aber auch am Kalvarienberge gibts „Gutelen", zu denen ſich das Kindervolk nicht zweimal rufen läßt.

Unterdeſſen iſt die Figur in die Kirche geſchoben worden. Ein bäuerlicher Chor ſingt das „Salve regina", eine Litanei wird gebetet und der Segen erteilt.

Die Strickleiterbuden herauſſen haben aber etwas ganz anderes zu tun. Die zerren von beiden Seiten am Strick, um herauszukriegen, welche Partei die ſtärkere ſei. Wieder ſo eine eingeflochtene Kraftprobe.

Nach Rum wird wegen des ſtrömenden Regens nicht mehr gezogen; wo die Kinder ihre Bretzen kriegen, weiß ich alſo nicht. Die Prozeſſion geht wieder talabwärts.

Die Kirche iſt noch immer gefüllt, insbeſondere vor der figürlichen Darſtellung des Heilandseinzuges, die, glaube ich, von der Hand meines Großvaters Giner herrührt, ſtehen die Kinder.

Wir ſteigen alſo aufs Schloß empor, finden dort Veilchen, Waldmyrten, Eiben und feinſammtene Palmkatzeln. Die einblütige Aurikel und das wilde Immergrün haben wir leider nicht entdeckt.

Als wir von der Burg abſtiegen, waren nicht mehr viele Leute im Romediuskirchl, ſodaß wir die in einem Holzdeckel einer Kirchenblumenſchachtel eingebrannte Hand ſehen konnten. Der Pfarrer Meringer hatte

einige geſtiftete Meſſen nicht geleſen. Als er nun geſtorben war, kam er als feuriger Mann zu ſeinem Freunde, dem Einſiedler, in der Nacht und erzählte ihm, daß er deshalb die heiße Pein leiden müſſe; der Einſiedler möge ihm durch Beten und Faſten die Strafe erleichtern und kürzen. Der feurige Geiſt legte ſeine Hand auf den Blumenſchachteldeckel und die Hand brannte ſich ein. Nach einem Jahre war der Pfarrer erlöſt.

Das Brett mit der eingebrannten Hand hängt — ſchwer ſichtbar — unter einem Wappen an der rechten Kirchenwand. Dazu iſt folgende biſchöfliche Beglaubigung angebracht:

Wir Anthoni von Gottes Gnaden des heiligen Römiſchen Reichs Fürſt und Biſchof von Brixen thuen khuendt hiemit alsdann aus dem examine Josue Francisci Nily eremitae tertiarij ordinis servorum B. M. V., wellicher bei St. Peters Kirchlein zu Taur Eremitorium wohnet, desgleichen aus erhaltener Inquiſition beaidigter und verhörter Zeugen ſich erfunden, das gegenwärtiges Brandzeichen in geſtalt ainer Hannd von einem purgirenden und hernach erlöſten Geiſt weiland Georgen Meringers geweſten Pfarrers zu Thaur deſſen Corpus in gemelter Sankt Peters Khirchen begraben ligt, darfür ſich der Geiſt ſelbs angegeben hat, herkhamm und am ſiebenzwanzigiſten tag Monats Oktobris iſt erſchienen ſechszehnhundert neun und fufzigiſten Jahr umb aindlif uhr in der Nacht ein gedruckht worden, das wir Lizenz geben haben zu der Ehr Gottes zu Gedechtnuß der abgeſtorbenen Seelen uns denen lebendigen zu einem Exempl ſolliſches Brandzeichen des

Meringeriſchen Geiſtes desſelben begehren gemeß mehrern Troſt und Hilff der chriſtglaubigen Seele zu publiciren und in der Pfarrkirchen zu Thaur eingefaßter aufhenken zu laſſen. Actum Brixen den ſibenden Tag Monats Februarii im aintauſend ſechshundert ſechzigſten.

Ant. Michael Stainer,
Notarius publicus actuarius.

Draußen ſcheint die Sonne, aber von den Karen nieder kommt ein eiſiger Wind. Der Winter will es zeigen, daß auch er ſo weiße Blüten weben kann, wie die Aprikoſenbäume tragen und er ſtreut ſie ins Tal. Auf den Hängen von Eichat brechen wir ein paar Zweige von pinus austriaca und ſtecken ſie auf die Berghüte, — das ſieht grad ſo aus, als ob wir von den Höhenzirbeln kämen.

Bei einem Beſuch der Abſamerkirche will uns nicht eingehen, warum mitten in den geopferten Brautkränzen ein Kaſten angebracht iſt, in dem die Marterwerkzeuge ſich befinden. Sollte das eine Anſpielung auf den Eheſtand ſein?

Weiß nicht; aber mir fällt ein Schnaderhüpfl ein:

Luſtig, weil mir ledig ſein,
Nachher werds uns kränk'n,
Wenn ſieb'ne in der Wieg'n ſein
Und achte auf den Bänk'n . .

Zu Ehren des heiligen Romedi gingen wir in Hall zum „Bären" . . . und als wir nach Innsbruck kamen, lag dort tiefer, weicher, weißer Schnee, als ob es nie Frühling geweſen wäre, — als ob auf die weißen Weihnachten weiße Oſtern folgen ſollten.

Im Halltal*)

Von den germaniſchen Völkern wiſſen die römiſchen Schriftſteller zu berichten, daß ſie auf großen breiten Schilden über die verſchneiten und vereiſten Berghänge der Alpen niederſauſten in die Ebene, wo die Legionen ſtanden.

Das waren die erſten deutſchen Rodelpartien ins mächtige Imperium —

Solcherlei wiſſen wir aus der ſeligen Mittelſchulzeit, als wir noch ſehr ſubjektiv Geſchichte ſtudierten und unſere politiſche Stellung in der Weltgeſchichte in den Zwiſchenſtunden oder unter den Bäumen der naheliegenden Anlagen oft ſehr handgreiflich betonten.

Auch ein Verslein iſt noch aus dieſer Pennälerzeit in unſerem Gedächtniſſe verblieben. Es lautet:

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

An dieſes Verslein mußte ich denken, als ich vor kurzem in aller Herrgottsfrühe durch das altertümliche Hall ſchritt. Da kamen Männer und Frauen und zogen mit ihren Rodeln dem Halltale zu. Es iſt noch nicht

*) Mit Benützung von Ruf und Hörmann.

lange her, da gehörte das Rodeln lediglich zu den Kindervergnügungen, und man ſah behäbige Väter an den Sonntagen mit ihren pelzhaubenbeſchützten Bübelen und Mädelen zu den nächſten weißen Büheln gehen. Heute nimmt der Vater die Rodel ſelber mit — er hat ſeinem Kinde ein Geheimnis abgelauſcht, das große Geheimnis von Kraft und Schönheit, welches in unſeren Bergen auch in wunderweißer Winterszeit, wenn die Bäche ſtille ziehen und die Zundern unter blinkenden Schneehügeln ſchlummern, nicht entſchlafen iſt.

Es war zur Weihnachtszeit.

Noch ſchlichen die Morgennebel um die ſtarkbeſchneiten dunkeln Fichten, welche ergeben die ſchwerbelaſteten Zweige ſenkten. Stille Tage, in denen der Schnee ſein ſilbernes Schweigen in Millionen Sternen auf den chriſtfriedlichen Wald niederſtrömen ließ, waren vorhergegangen. Und die Nacht ſaß irgendwo unter den Schirmfichten und ſpann ihre diamantenen Reifnetze, deren feine Fäden gar keine Töne durchlaſſen ſollten zu ſo heiliger Zeit. Nur die Sonntagskinder hätten leiſe ſilberne Engelsſtimmen fragen gehört:

„Du junge Fichte, willſt du ſterben? Willſt du Chriſtbaum werden, um die Menſchen glücklich zu machen?“

Und die Fichtenantwort hören die Sonntagskinder auch.

Nur der Menſch ſtört die heilige Waldesſtille — unter meinem Fuß verkniſterten leiſe die Kryſtalle, die ich niedertrat, denen ich ihr Leuchten, ihr Leben löſchte.

Dazu die Nebelſchleier in den Wipfeln — ein

ſtiller, geheimnisvoller Bann, als wöben ſchweigende Fragen durch die dunkeln Kronen der Schickſalsbäume.

Aber es ward heller und heller, Gold ſickerte langſam durch die Nebel und jetzt können die Sonntagskinder die größte, ſtillſte, herlichſte Sprache der Welt hören, die Sprache der Sonne. Die Sprache der Sonne iſt die größte, die reichſte und hat doch nur drei Worte: „Gott iſt gut."

Aus bleichen Nebeln blüht ein blanker Tag.

Und dort loht es auf, goldgolden über allen Wipfeln, ſteingewordene Flammen eines Rieſenfeuers, das der heiligen Winterſonnenwende erſtrahlt.

Oder iſt es ein ſchimmerndes Schloß aus Roſenquarz, in dem die Märchen wohnen?

Die Menſchen nennen das den Bettelwurf.

Setzen wir uns da nieder — beim Hackl heißt mans — dann will ich auch die Märchen erzählen, die ich vom Bettelwurf weiß, und der Berg wird wohl von ſeinem Golde etwas in meine ſchlichten Worte ſtreuen.

Möchtet es wohl kaum glauben, daß es bei ſolch lodernder Gottespracht, wie ſie da drüben aufglutet, gar ſo gottloſe Menſchen gibt? Heute könnt ihr ihn freilich nicht ſchreien hören, den unſeligen Metzger aus dem gottſeligen Dorfe Abſam, denn heute iſt er feſtgefroren, wie der Waſſerfall, den er im Sommer zwiſchen den geſpreizten Füßen durchtoſen läßt. Dieſer Waſſerfall — nicht weit von da in den Schrofen, den ſie den Fallbach nennen — ſtürzt im Sommer brauſend in die Felſentiefe und ſeine mächtigen Choräle tönen nur die Worte: „Die Welt iſt ſchön." Im Winter aber bleibt er, kryſtallge-

fangen, an der Felswand ſtehen, damit er ruhig und bewundernd die ganze Schönheit wieder überſchauen kann, um ſie mit den erſten Lahnenſtürzen wieder lautrauſchend zu verkünden.

Ich habe früher vom gottſeligen Dörflein Abſam und dem unſeligen Metzger geſprochen, dabei aber vergeſſen, daß ich gar nicht weiß, ob damals Abſam ſchon ſo ein Gnadenort war wie heute; wahrſcheinlich wußte man zur Zeit unſeres Geſchehniſſes vom ganzen Fenſterwunder noch nichts.

Alſo, da lebte ſeinerzeit in Abſam ein Metzger, der gar böſe und herriſch war. Und er glaubte, er könne mit dem lieben Herrgott gerade ſo umgehen wie mit den Menſchen. Aber, ſo dachte ſich der Metzger, warum ſoll ein Metzger am Karfreitag keine Wurſt eſſen? Wenn es wem nicht recht iſt, ſoll er ſichs anders machen. Kein Abreden half und mit großem Aergernis ſahen die Umſitzenden zu, wie die Wurſt auf den Tiſch kam. Und ſiehe, die Wurſt ward lebendig, kroch aus der Schüſſel und auf den Läſterer zu. Der aber war ſo verblendet, daß er Gottes Warnung auch darin nicht erkannte, ſondern ausrief: „Teufelsviech, i friß di und müeßt i dran derſtick'n!" Spott treiben läßt der liebe Herrgott mit ſich nicht; kaum hatte der Metzger abgebiſſen, erſtickte er, polterte mit dem Stuhl zu Boden und wurde am ganzen Leibe kohlſchwarz.

Drunten im Haus, wo das geſchehen, hatten die Leute vor dem umgehenden Geiſt des Frevlers keine Ruhe. Als es ihnen zu arg wurde, wußten ſie ſich auch zu helfen; ſie gingen zu einem frommen Bruder aus

dem Kapuzinerorden. Dieſer bannte den „Putz“ in den Fallbach; man hat ihn oft geſehen. Ein altfränkiſcher Mann mit einem Breithut läßt den Waſſerſturz zwiſchen ſeinen Füßen niedertoſen.

Vielleicht ſchlägt ihm heut nachmittag, wenn die Sonne die Starrnis löſt, eine Lahne den Breithut vom Kopfe.

Noch allerhand wüßte ich zu erzählen; doch das tun wir im Sommer einmal, wenn wir emporgeſtiegen ſind zur Alpenvereinshütte an der Schulter des Rieſen, oder wenn wir von ſeinem Haupte weit hinausſchauen ins deutſche Land.

Heute müſſen wir weiter wandern im winterlichen Wald, denn die Sonne wird immer ſtärker und die Rodler ziehen immer mehr taleinwärts.

Dieſem Zunderkopf zu unſerer Linken ſähe man es vom Inntale aus auch nicht an, was er an ſeiner karg mit mühſeligen Fichten beſtandenen Nordſeite gegen das Halltal für eine wildzerriſſene Felſenflanke niederſendet.

Immer ſtiller, immer friedlicher wirds, immer ſteiler neigen die Fichten ihre Zweige dem Boden zu; die Sonne iſt höher am Himmel geſtiegen und ſendet ihre Strahlen ſchon zum Talgrund, wo ihr Millionen von Schneeſternchen lichtfreudig den Morgengruß entgegenblinken.

An der rechten Wegſeite ſteht eine Kapelle, an welcher eine Inſchrift beſagt:

„Dieſe Kapelle war das Grenzzeichen der von König Heinrich im Jahre 1325 beſtimmten und von Kaiſer Maximilian im Jahre 1491 beſtätigten Freiung des Salzberges.“

Wir gehen weiter waldeinwärts und wundern uns, daß die Stille noch immer feierlicher und größer werden kann. Das Tal wird enger, der Weg zwängt sich an die Felsen des immer mehr verwildernden Zunderkopfs hinan. Uns gegenüber schichten sich deutlich erkennbar gleichlaufend die Felsmassen des Bettelwurfs empor. Aus diesen schiefen Zeilen mag der Kundige jahrtausendlange Kapitel der Schöpfungsgeschichte herauslesen. Da droben in diesem Wildgeschröf mag wohl jener Riese gewohnt haben, der einstmal auf der Gnadenwalderwiese schlief und dem ein Bauer mit seinem Gespann ins rechte Nasenloch fuhr. Der Riese nieste den Bauern bis nach Lans hinüber.

Da oben hauste wohl auch der seltsame Alte, der zur Frühjahrszeit dreimal ins Tal schrie, wenn die Bauern die Felder bestellen sollten. Einmal haben die Bauern seinen Rat nicht befolgt, seitdem ist der ratende Berggeist verschwunden.

Mag wohl das Eisenbahngerassel und die in den Gottesfrieden der Bergwelt immer weiter vordringende Menschheit daran schuld tragen, wenn die Geister fliehen.

Aber dort an der schwarzen Felswand, wo ein Brünnlein helles, frisches Wasser spendet, hausen noch heute Geister. Sie gehören zur boshaften Sorte der Nörggelen und Wichtelen und sind im Winter da zu treffen. Da legt sich ein solcher Kerl am Bettelwurfeck quer über den Weg auf den Boden. Sausend kommt ein junges, blondes Mädel auf der Rodel dahergefahren. Sie kann den kleinen Bosnickel nicht sehen, weil sie kein

Sonntagskind iſt — und ſchwuppdich fliegen Mädel und Rodel im Bogen in den Schnee. Wer feine Ohren hat, hört den unſichtbaren Tunichtgut höhniſch kichern — wer keine ſolchen beſitzt — nu, der meint eben, das ſei das Rauſchen des Bettelwurfbrünnls.

Am Bettelwurfbrünnl öffnen ſich die Schnerfer und es quellen Semmeln, Schinken, Würſte, hartgeſottene Gaggelen und mehr derlei Bergfutter hervor; mit gebührender Vorſicht wird die Weinflaſche ins Waſſer geſtellt, der Trinkbecher muß ſeine Pflicht erfüllen, und wohl viele können ſich nicht enthalten, die herrliche Bergwinterluft mit dem giftigen Nikotin zu vermengen.

Zwiſchen den Felſenwänden eines einmündenden Tales ragt in düſterer Majeſtät ein gewaltiges Berghaupt auf, ich weiß ſeinen Namen nicht und forſche auch nicht darnach, weil der Namenloſe noch viel größer, viel unbegreiflicher, viel unnahbarer ohne Namen daſteht. Wenn die Menſchen einem Berge ſchon einmal einen Namen geben, ſo machen ſie ſchon ein Recht an ihn geltend, ich aber bete zum unbekannten Gott.

Nun geht es ſteiler aufwärts; Alpenerlen und Fichten ſtehen zu ſeiten des Weges, immer häufiger muß man ausweichen, denn die früheſten Rodler, meiſt Abſamer und Haller, fliegen ſchon am Rückwege daher.

Immer gewaltiger wird der Bergzirkus; an den ſpitzen Waldzunderkopf reihen ſich Wechſelſpitze und Eiſengatter mit mächtigen Stirnen; der König erhebt ſein Felſenhaupt, der große Bettelwurf, neben ihm müht ſich der kleine, ſeine Majeſtät zu erreichen, und als ge-

treuer Vaſall ſteht am Lavatſcher Joch das Speckkar in ewiger Felſenwacht an der Reichsgrenze.

An den Flanken dieſer Berge ſehen wir waſſerüberſtrömte, dunkle Platten, dolomitiſche, rote Türme und einen mächtigen Felsſturz, die hohe Wand genannt.

Pyramidenartig ſtarren der kleine und große Lavatſcher empor, gewaltiger aber noch der Roßkopf, der ſich ſchon bald nach dem Bettelwurfeck in einem Fichtenrahmen in prächtiger Schau darbot.

Warteggkopf, die Wildangerſpitzen und der ſichere Tod ſchließen in ſchauerlicher Berggotik das Bild gegen den Zunderkopf ab; — dieſer, eine zerblätterte Felsmauer, faſt überragend bedroht er uns auf dem ganzen Wege vom Hackl bis nach St. Magdalena.

St. Magdalena. Die alten, ſtarren Felſen, die Wetterfichten wiſſen ſo viel aus alten, alten Zeiten. Links zweigt der Weg ab — auf einer Anhöhe ſteht das Wirtshaus und die altgotiſche Kirche und trauern die Ruinen des Kloſters.

Die Menſchen haben ſo verſchiedenes Streben — dem einen iſt die Welt zu klein, dem andern iſt ſie viel zu groß. Die Denker der alten Zeiten haben herausgefunden, daß die Welt juſt keine Bauernſtube ſei — und kühne Männer befuhren die Meere, um neue Länder, neue Menſchen zu entdecken — Märchenländer des Reichtums, des Ueberfluſſes. Alſo wars im fünfzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Entdeckungen — andere Menſchen aber hatten an den alten Ländern zu viel, an den alten Menſchen genug, ſie gingen die Märchenländer der Einſamkeit, der Armut, der Zufriedenheit entdecken.

Zu dieſen Entdeckern gehört der Haller Salzmair Hans Frankfurter und ſein Bruder Heinrich, welche anno domini 1441 als Waldbrüder ins Halltal zogen und zu St. Magdalena einſiedelten. Die Einſiedelei erfreute ſich des Schutzes des Erzherzogs Sigmund. Bald ſtand eine Kapelle im tiefen Fels- und Fichtengrund.

In deren Einweihungsurkunde heißt es: „Darauf Wir den Capellen haben laſſen weyhen: Gott zu Lob, den Heiligen Sand Johannſen dem Täufer, Sand Matheiſſen, Zwelfpotten, Sand Jeronimo, Sand Rueprechten und Sand Maria Magdalena und Sand Barbaran zu ehren . . .“

Aber die beiden Waldbrüder wurden in dieſer Einſamkeit immer noch gottesfürchtiger — und das iſt begreiflich, denn ſie ſtanden ja täglich vor Gottes großartigſten Wundern, ſo daß ſie beſchloſſen, die Waldbeſchaulichkeit mit der eines wirklichen Kloſters am Tegernſee zu vertauſchen.

Nun liegt das Kloſter in Trümmern. Und die Urſache? Cherchez la femme!

Statt der Waldbrüder kamen Waldſchweſtern — die erſten aus Kloſter Kürenberg in Schwaben — und dieſe Schweſtern vom Auguſtinerinnen-Orden wurden immer zahlreicher. Man gönnte den frommen Frauen allerlei ſeltſame Privilegia, ſo durften ſie: „in Nöten und Notdurft, ſo kain Mannespild als Miniſtrans dieſelbe Zeit daſelbs iſt“ dem Prieſter bei der Meſſe dienen.

Nun aber kam eine reiche Wittib, Magdalena Götznerin, nach St. Magdalena. Trotz des Geldes der Götznerin konnten ſich aber die Waldſchweſtern nicht ent-

ſchließen, ſie zur Priorin zu wählen. Darob gekränkt, erbat ſie ſich — der Krankheit ihrer Tochter wegen — vom Papſt Alexander VI. Borgia einen Kloſterurlaub und ſiedelte nach St. Martin im Gnadenwald über, wo ſie ein neues Einödkloſter für Waldſchweſtern gründete. Dort wurde ſie auch wirklich Priorin und dehnte ihre Machtvollkommenheit ſo aus, daß ſie, wie überliefert iſt, ſogar den Nonnen die Beichte abgenommen haben ſoll.

Mit dem Verſchwinden der Götznerin verſiegten auch die reichlichen Geldquellen und endlich kamen auch die anderen Waldſchweſtern darauf, daß ihre Einſamkeit „eine Wueſte" ſei. Not und Unfried zog ein, durchs Inntal wanderten der Tod und die Todin — die Peſt. Und draußen in Wittenberg dröhnten gewaltige Hammerſchläge, deren Schall auch in dieſe Berge drang.

Einige Waldſchweſtern — doch darüber ſoll der alte Pichler reden:

„Da kam ein Tag, ich denke ſein mit Bangen,
Es zogen Knappen her mit bunten Fahnen —
Was mußten ſie an dieſe Tore pochen!
Den Nonnen wards zu eng in ihrer Zelle,
Sie haben keck Gelübd' und Schwur gebrochen —"

Die letzten Waldſchweſtern überſiedelten nach Hall. Das von der Götznerin gegründete Kloſter St. Martin ſank 1520 in den Flammen. Nun nahmen die Schweſtern in Hall neben der Salvatorkirche Aufenthalt. Die letzte Nonne aber überſiedelte 1566 nach Schwaz.

Von St. Magdalena iſt nicht mehr viel zu erzählen. Nach hundert Jahren zog anderes Leben in die ver-

ödeten Hallen. Erzherzog Ferdinand benutzte das Kloſter als Jagdſchloß. Heute zeigen ein paar Mauerreſte, wo die Siedelei geſtanden.

Nun laſſen wir die Vergangenheit ſinken und freuen uns der leuchtenden Gegenwart . . . Die Wildheit der Berge, die uns rings umbraut, läßt Kirchlein und Häuslein mit den rotweißen Fenſterbalken, mit dem kleinen umzäunten Gärtchen nur noch traulicher erſcheinen und jene Katze am Dachfenſterl, die in der Sonne liegt, philoſophiert gewiß nicht über die Vergänglichkeit des Irdiſchen, ſondern ſchnurrt, weil ihr die Sonne ſo warm auf den Pelz ſcheint.

Bis unſere Würſteln von kundiger Hand dem brodelnden Keſſel entnommen werden, haben wir noch Zeit, das Fremdenbuch zu beſchauen. Das iſt für einen Schriftſteller immer ein Vergnügen — er freut ſich, wenn er ein gutes Gedicht findet, von einem Dichter, ders beſſer kann als er — und erſt recht, wenn das Umgekehrte der Fall iſt.

Da ſchreibt einer:

Der Birkhahn und Auerhahn
Balzt im März und April,
Der Jager iſt beſſer dran,
Der balzt, wenn er will.

Die Sonne aber ſchien nicht bloß dem Kätzlein auf den Pelz, ſondern auch dem König Winter auf den ſchimmernden Hermelin — donnernd krachte eine mächtige Lawine im freien Fall über die hohe Wand. Wir wußten, daß drinnen Reichsdeutſche ſitzen, welche dieſes

herrliche Schauſpiel vielleicht nie geſehen, und machten ſie auf den Schneeſturz aufmerkſam — einer aber, der Ausſprache nach ein Berliner, ließ ſich nicht imponieren und ſagte: „Ach, das werden wir heute noch jenug Jelegenheit haben zu beobachten.“ Der — —!

Wir aber hörten andächtig das Rauſchen der erſten Siegesfanfare des Frühlings. Ich dachte an die Zeit, da in dieſen Talgründen die zitterleiſen Maiglöckchen blühen und von dieſen Felſen die Platenigeln niedergolden.

Wir wanderten dann noch zu den Herrenhäuſern — von denen erzähle ich aber heute nichts mehr — das will ich erſt, wenn ich euch Märchen aus dem Innern des Berges zu künden habe. Auch über meine Rodelfahrt herauszu will ich nicht viel verraten — ſie entſprach durchaus nicht den hochgeſpannteſten Anforderungen dieſes Sports, weder was die Zeitdauer noch die elegante Ausführung noch die Sicherheit der Mitmenſchen anbelangt. Ich könnte höchſtens ſchreiben, wie ſchnell die — andern fuhren. Meine Fahrt zu beſchreiben, das würde zu — lang werden. Darum: der Reſt iſt Schweigen.

Endlich, als die Sonne ſchon rotgolden untergegangen, ſaß ich doch in der Altdeutſchen Stube beim Bären in der tiroler Rodelſtadt Hall.

Im Gnadenwald

Die bunteſten Farben hat der Herbſt herausgeſucht, um unſeren Weg zu ſäumen. Nachdem ihm die letzten Blumen, die grellbunten Aſtern, Georginen und Sonnenblumen weggeſtorben ſind, färbt er die Blätter und die Früchte. Beſonders rotes Geſchmeide hat er ſich gewählt, — da hängen die Beiſelbeertrauben,*) dort funkeln die Pfaffenkappeln**) purpurn an den Zäunen, dort erzählen die zinnoberroten Hetſchepetſchknöpfe,***) daß einmal wilde Roſen da geblüht haben. Am meiſten Glut aber entfachen die blätterloſen Ebereſchenbäume mit ihren Beerenbüſcheln.

Und die Birken tragen an den ſchwanken Zweigen Dukaten und die Ahorne ſtrecken Flammenhände mit ausgeſpreizten Fingern gegen Himmel, als wollten ſie die oberen Mächte beſchwören, daß ſie den Tod nicht kommen laſſen ſollen. Hoch oben an den Böſchen der Berge brechen glühende Ströme hervor wie Lava, die ſich vernichtend auf die letzten Lebensreſte ins Tal wälzen will, — die Buchen ſind es, die die letzte Kraft des Sommers über die Hänge verbluten. Nur die grünen Fichten der Waldgelände haben die Sommerfarbe ge-

*) Berberitzen. **) Spindelbaum. ***) Hagebutten.

rettet und geben ſie auch nicht mehr her, komme, was da wolle; denn das Weihnachtskind, das zur Zeit der Winterſonnenwende zu den Menſchen wiederkehrt, um zu künden, daß das Licht nicht ſterben kann, braucht einen grünen Baum, der ſich die Sonnenfarbe nicht abtrotzen ließ, um Lichter daran zu ſtecken und Gaben daran zu hängen. Finſtere, ſchwere, blauſchwarze Wolken legen die Föhren über die Breiten, aus denen manchmal eine Flamme aufzüngelt, eine hellgelbe Lärche.

Hinter uns liegt die alte Stadt Hall, und zwiſchen Zäunen ſchreiten wir den Waldhängen zu, über denen ſich die gewaltigen Kalkmauern der Bettelwurfſpitze und des Speckkars in die Höhe recken. Auch verkümmerte Eichen ſtehen an den Zäunen, deren gilbende Blätter nach und nach das Leben verlieren, aber dennoch trotzig feſthalten an dem Stamme. Es iſt, als ob ſie jenen leiſen, tröſtenden Stimmen mißtrauten, die da immer flüſtern: „Die Welt wird wieder licht und warm und ſchön, und die Blumen werden wieder blühen und die Blätter wieder treiben und die Früchte wieder reifen und du, o Eichbaum, wirſt wieder eine rauſchende Krone haben, in der die Vögel wieder ihre Lieder ſingen.“ Alſo die Eichblätter bleiben, bis ſie ſich ſelbſt überzeugen, daß jene Stimmen wahrgeſprochen haben, bis neue Blattknoſpen dem neuen Lichte ſich entfalten. Und dann erſt taumeln ſie mitten im Frühjahr, als wollten ſie den Menſchen in dieſen Lichtzeiten ſchon an den Tod mahnen, raſchelnd in das Gras.

Aber das dürft ihr nicht glauben, denn das iſt nur mir ſo durch den Kopf gegangen . . .ſo ein kleines

Schöpfungsmärchen; — der Tiroler weiß viel beſſer, wie das zugegangen iſt. In ſeiner Sage hat der Teufel, dieſer „Gabache",*) ſeine ſchwarze Krallenhand im Spiel.

Der Teufel hatte zur Zeit, als die alten Prophezeiungen ſich erfüllen und im Stalle zu Betlehem das Chriſtkindlein in der Krippe lag, ſeinen Hornſchädel gar arg angeſtrengt, um den Menſchen, von denen ihm ja jetzt gar viele entgingen, einen argen Tuck**) anzutun, der ihm wieder möglichſt viele Seelen einbrächte. Lange fiel dem Schwarzen gar nichts ein, denn die Lieder, die die Engel an der Krippe ſangen, verwirrten ſeine Höllengedanken gar ſo ſehr. Als aber die himmliſchen Stimmen einmal ausſetzten, da fuhr ihm das Wort „Unverweißter Tod"***) durch den Sinn. Ja, wenn die Menſchen unverweißt ſtarben, unvorbereitet und ungeſtärkt durch die Gnaden der Erlöſung vor Gottes Richterſtuhl traten, ſo dürften wohl viele zu leicht befunden und in ſein Reich geſendet werden. Deshalb erfand er eine kleine, lautlos ſchleichende Schlange, die die Farbe des Erdbodens hatte und darum von den Menſchen nicht leicht geſehen werden konnte. Und dieſer Schlange flößte er ein ſo ſtarkes Gift ein, daß die Menſchen nach ihrem Biſſe gleich umfielen und ſtarben. — Als ſpäter die heilige Familie vor dem böſen König Herodes nach Egypten fliehen mußte, fühlte die Mutter Gottes auf einmal eine große Müdigkeit, und ſie ſetzte ſich mit dem Kindlein auf einen Lavendelraſen unter eine Kranwittſtaude†)

*) Der Unrichtige (Ausdruck für: der Teufel). **) Tücke. ***) ohne Vorwiſſen. †) Wacholder.

während der heilige Joſef ſeitwärts das Eſelein tränkte. Da fuhr plötzlich wie ein Pfeil eine ſolche Schleiche aus dem Raſen auf und gerad aufs Jeſukindl zu; aber die Muttergottes ſah das giftige Tier, blickte es an und ließ es erblinden. Seitdem iſt die Blindſchleiche nicht mehr gefährlich. Aber dem Teufel tat es leid um ſein gutes Werk; deshalb kam er zum Herrgott und bat ihn, der Schlange das Augenlicht wiederzugeben. Der Herrgott ſagte nicht ja und nicht nein, ſondern vertröſtete den Böſen, daß die Giftwürmer für ſo lange wieder ſehend würden, als die Eichen ohne Laub ſtünden. Hu, wie der Teufel da im Herbſte paßte, aber von allen anderen Bäumen raſchelte das Laub auf die Erde, nur an der Eiche blieben die dürren, ſtarren Blätter noch feſt und trotzten Sturm und Kälte, bis der Schnee und das Eis kam. Auch das konnte ihnen nichts anhaben, und im Frühjahr keimten zuerſt die jungen Blattknoſpen, und erſt dann taumelten die roten, toten Blätter auf den neugrünen Raſen. Alſo hat Gott die Menſchen vor dem Biſſe der giftigen Würmer bewahrt. Der Teufel, der ſah, daß er trotz ſeiner eingebildeten Geſcheitheit wieder einmal zu kurz gekommen war, geriet in eine ſolche Wut, daß er das junge grüne Eichenlaub mit ſeinen ſpitzen Krallen zerzauſte. Noch heute zeigt es die Spuren ſeiner Finger.

Nun wißt ihr dieſe Geſchichte. Wir aber müſſen der Salzſtraße nach weiter wandern . . . Hei, auf dieſer Salzſtraße ſauſen im Winter die Rodeln heraus, und darauf ſitzen junge Burſchen und Madeln, die mit froſtroten, luſtigen Geſichtern in den ſilbernen Wirbeltanz

von Millionen verſchiedenartiger Schneeſternchen ſchauen. O, da hinten bei St. Magdalena iſt ein Schneemärchenreich, da tragen all die ſchwarzen Fichten Kapuzen aus Schnee, von den Felſen ſträhnt ſich Silbereis nieder, und im Hintergrunde ſtehen ſeltſame Zacken und Türme, als gehörten ſie zum Silberſchloſſe des Glücks, das hinter den wehenden Nebelſchleiern erbaut iſt. Wenn nicht gerad ein freudiger Menſchenjodler, der nichts andres ſagt, als: „Lieber Gott, die Welt iſt ſchön", die Ruhe ſpaltet, ſo iſt eine heilige Stille hier, die auch der Bach, der ruhig unter glänzenden Eisbrücken rollt, nicht zu ſtören wagt.

Und ich ſollte nun wohl noch allerhand erzählen von den Ruinen des Halltaler Nonnenkloſters, von Knappenſagen und zauberiſch funkelnden Salzgrotten, von bergverſunkenen Seen und raunenden Schluftgeiſtern — nein, das laß ich auf ein andermal —, aber wie's da im Frühling ausſieht, davon will ich noch einiges ſagen, damit uns der Herbſt, wenn er auch in noch ſo bunten Farben und Flammen aufglänzt, nicht traurig mache.

Da erzählten die älteſten Männer des Gnadenwaldes, daß droben in einer Höhle ein mächtiger Rieſe ſchlafe, deſſen Schnarchen wie ein Sturmwind ſich erhöbe, daß die Bäume bebten, die Felſen wankten und die Lawinen ins Tal donnerten. Einmal habe er einen Fuhrmann, der ihm ins rechte Naſenloch gefahren ſei, auf das andere Mittelgebirg ſamt ſeinem Fuhrwerk hinüber genießt; — ſiehſt du, dorthin wo das Kreuzlein des Kirchturmes von Lans in der Sonne glitzert . . .

Die Jüngeren wollen immer die Geſcheiteren ſein

und fürchten ſich auch viel weniger, darum machten ſie aus dem Rieſen einen wilden Mann, der durch ſein Schreien im tiefſten Wald das böſe Wetter anzeigt und den Bauern die Saatzeit kündet. Aber einmal folgten ihm die Bauern nicht und ſäten allzufrüh . . . ſeitdem hat man nie mehr etwas gehört von ihm.

Die Jüngſten aber ſagen — weil die gar nichts mehr glauben — der wilde Mann ſei gar nie dageweſen, das Gebrüll ſei Steinſchlag und Lawinentoſen und die Alten ſeien — Eſel.

Nun wollen wir einmal ſehen, wie es da oben ausſchaut, wenn die Lawinen niederbrechen. Da blühen dort droben im Kalkgeſchröf die Platenigeln,*) die goldenen Jochhimmelſchlüſſel.

Nicht alle, die Bergaurikeln brechen, gehen geſund wieder ins Tal, — es leuchtete ſchon mancher Blutfleck an dieſen Felſenwänden auf.

Davon redet auch das Marterl im Hohlwege, den wir betreten haben, nachdem wir von der Salzſtraße rechts abgebogen und an einem kleinen Gaſthaus vorbeigegangen ſind:

Schnell rief die Vorſicht mich, vor ihr Gericht zu treten,
Drum Wandrer, bitt ich dich, für meine Seel' zu beten.
Durch einen Unglücksfall ſucht' Gott der Herr mich heim,
Vielleicht zur beſten Stund — er ſoll geprieſen ſein!

Nun ſind wir im Gnadenwalde, der ſeinen Namen von den Waldſchenkungen, mit denen vorzeiten

*) Primula auricula.

in Gnaden die Landesfürſten treue Diener bedachten, tragen ſoll . . . Aber wer dahinwandert zwiſchen Fichten und Föhren, wer hinaufſchaut zum leuchtenden Felsgezarg, wer den Fallbach niederſtürzen ſieht in ſilbernem Streif und ſein Toſen vernimmt wie fernen Orgelklang, wer die Vögel ſingen hört, Gott zu Dank, wer die fernen Herdenglocken läuten hört, wer den ganzen Frieden ſeiner Seele fühlt, der weiß es, das iſt kein Wald von Menſchen-, das iſt ein Wald von Gottes-Gnaden. Die erſten Zirbeln ſind hier von den Höhen geſtiegen und miſchen ihren Duft mit dem des gleich ihnen graugrünen Wacholders, den die Tiroler Kranewittſtauden nennen, und deſſen blauſchwarzen Beeren beſondere Heilkraft zugeſchrieben wird, weil, wie wir ſchon erzählt haben, die Muttergottes auf der Flucht nach Egypten unter einer ſolchen Staude geraſtet hatte; darum ſagt das Sprüchlein:

„Kranewittbeer und Bibernell,
Kommt der Tod nit ſo ſchnell."

Auch das zweite Muttergotteskraut umzieht in mooſigen Flechten, in die wenige herbſterſtarrte Blüten verwoben ſind, das Lawendel- oder Karwendelkraut. Von ihm erzählt man, daß der Teufel in ſeiner Gier einmal einer ſchönen Dirn, die aber nicht ein ganz reines Herz hatte, nachgeeilt ſei. Und er hätte ſie auch in ſeine Gewalt bekommen, wenn ſie ſich nicht auf einen Karwendelraſen geſetzt hätte. Da rief der Teufel zornig:

„Wenn nicht wärs Karwendelkraut,
Wärſt du jetzt des Teufels Braut."

Da und dort hat ein Schwarzbeerſtrauch ſeine Beeren aufgeſteckt, am Boden zeigt das Grantenlaub*) ſein üppiges Grün, doch iſt ſchon manches Purpurblatt darunter. Dunkle Brombeeren wollen verkoſtet ſein, trotzdem die dornigen Ranken ſie nicht herlaſſen wollen, die Farren legen rotgelbe Federn über das Moos ...

Wir treten aus dem Walde auf die Wieſe. Hier ſteht ein großes Hotel, der W i e ſ e n h o f. Es blickt mit toten Augen in den Herbſt. Mich will es faſt bedünken, daß es früher hier ſchöner war als jetzt; — früher als noch alles da heroben Friede war. Aber halte du den Menſchen auf und verbiete ihm, auf einen Punkt ſeinen Fuß zu ſetzen!

Ich habe euch nun Frühling, Herbſt und Winter im Gnadenwalde geſchildert, nun bin ich euch noch das Sommerleben ſchuldig. Doch damit will ich kürzer ſein, weil es auch nicht viel anders iſt, als an anderen Orten, wohin die moderne Kurſpekulation gedrungen iſt ... Und ich will ganz aufrichtig ſein, ich weiß davon auch gar nicht viel zu erzählen, weil ich in den Gnadenwald in der ſtillen Zeit pilgere, wenn er ſeine Gnaden austeilt. Zur „Saiſon" „dunkt's mi nit fein".

Jetzt ſind da Parkanlagen, Spazierwege, Spielplätze, Sommerhäuſeln, Balkone, Terraſſen, Badegelegenheiten, ein Kirchlein; nun das wißt ihr ja alles ſelber. Da miſchen ſich die Sprachen untereinander, — freilich das Mädel im Unterländerg'wandl verſteht nur deutſch und lehrt manchen Fremden, wenn er zudring-

*) Preiſelbeere.

lich wird, auch gut deutſch verſtehen. — Es rollen die Equipagen, farbige Sonnenſchirme glänzen von den Kieswegen, Lawntennisbälle fliegen durch die ſonnengoldene Luft, eine Glocke ruft zur Table d'hôte, die ganze Unraſt der Welt dringt durch Zeitungen in allen Sprachen in den Waldfrieden herein ....

Ach was, ich will euch lieber erzählen die ſchaurige Geſchichte vom Fallbachgeiſt, der da oben im Geſchröf in den Waſſerfall gebannt iſt, den ihr ſeht und rauſchen hört.

War da einmal in Abſam ein gottloſer Metzger, ſo ſich vermaß, am Karfreitag unſerm lieben Herrn zu Trutz eine Wurſt zu eſſen. Alles Widerraten fruchtete nichts, die Wurſt kam auf den Tiſch zum großen Aergernis derer, die es mit anſehen mußten ... aber ſiehe, da kroch die Wurſt aus dem Teller auf den Läſterer zu. Der aber erkannte auch daraus Gottes Zeichen nicht und ſchrie: „Teufelsviech, i friß di und müeßt i dran derſticken." Kaum hatte er abgebiſſen, erſtickte er, fiel vom Stuhle herab und wurde am ganzen Körper kohlſchwarz. Weil der Geiſt im Hauſe immer umging, bannte ihn ein frommer Kapuziner in den Fallbach, wo er heute noch mit Bratenrock und Breithut als altfränkiſcher Mann zu ſehen iſt, der den Fall zwiſchen den geſpreizten Beinen durchläßt. Beſonders zur Sonnwendzeit iſt der Geiſt ſichtbar. —

Wir wandern noch eine Viertelſtunde durch den Wald, dann ſind wir im Hauptorte, in Sankt Martin.

Auf einem Wieſenhügel ſteht ein Kirchlein, an das die Prieſterwohnung angebaut iſt.

Wir ſteigen die Wieſe hinab und wollen uns beim „Speckbacher" einen gutenTropfen ſchmecken laſſen.

Beim Speckbacher?

Ja, beim Speckbacher — ſeht ihr ihn denn nicht neben der Türe aufgemalt, den kühnen Mann? Schaut euch das Kunſtwerk nur an, denkt an die Sperlinge des Zeuris, an die Lieder Bertrands de Born, denn hier ſeht ihr wieder die Macht der Kunſt! Euch kommt das Gemälde nicht gar ſo künſtleriſch vor? Na wartet nur:

Saß einmal ein junger Maler unter den Wildkaſtanienbäumen des Kuendlwirtgartens — ſo hieß damals das Gaſthaus — und trank ein Seidel Roten nach dem andern, zerlegte ein prachtvolles Bachhendel*) und ließ ſich's wohlgefallen auf dieſem herrlichen Fleck Erde — und er blieb, blieb Tage, Wochen und blieb, bis der Wirt einmal fragte, wie's denn mit den Groſchen ſtehe. Nun die Frag' war bald getan, aber der Wirt hatte mehr gefragt, als zehn Maler beantworten können . . . es war Wind in den Geldbeutel des Malers gekommen. Der Wirt war aber keiner von denen, die in ſolch' mißlichen Fällen gleich die Abdrücke ihrer Bergſchuhnägel auf der Kehrſeite des Gaſtes abgebildet ſehen wollen, ſondern er ging auf den Vorſchlag des Malers ein. Der Künſtler ſagte, er wolle ihm dafür ein Bild an die Hauswand pinſeln, daß er ſeine Freude daran habe. — Ja, was denn? — Natürlich den Speckbacher, der wenige Häuſer weiter zur Welt

*) Backhuhn.

gekommen war. Jetzt ist das Bild da und das Gasthaus heißt nimmer zum Kuendl, sondern zum Speckbacher. Die Fremden meinen, das sei das Geburtshaus Speckbachers, und trinken gern ein paar „Viertelen" an der historischen Stätte, und der Geldstrumpf des Wirtes fühlt die Macht der Kunst.

Ueber die Mittelgebirgsebene, die jetzt ihre Schönheiten entfaltet, wandern wir weiter. Der Wald drängt sich jetzt nicht mehr an die Straße heran, sondern umschließt mit seinem dunkeln Bogen, wie ein Ring den Edelstein, die fruchtbaren Wiesen und Felder, in denen die obstbaumversteckten Einzelgehöfte stehen. In einem dieser ist Speckbacher geboren. Aus der Zeit des tollkühnen Heldenführers mag das Muttergottestafele, das an einer Fichte hängt, stammen. Daraufhin deuten die patriotischen Verse:

Ihr lieben Walderleut, wer immer geht vorbey,
Rufet Maria an, daß sie euch Schutzfrau sey,
Daß Sie fürbitten möcht
Bey ihrem lieben Sohn,
Für das Haus Oesterreich
Und dessen Untertan.

Dort blickt auch schon der Kirchturm des wirtshauslosen Ortes St. Michael hervor. Im Friedhof wandern wir umher, um Grabinschriften zu suchen, aber der Rost der Zeit hat die Worte der Liebe auf den Schmiedeisenkreuzen weggefressen, und auf den neuen Gußeisenkreuzen gibt's keine mehr. Es ist, als ob die neue Zeit sich der Worte der Liebe, der Worte der Poesie

ſchämte. Auf den Gräbern ſtanden die letzten Chryſanthemen, blühte Ritterſporn und Löwenmaul, in den Weihbrunnſchüſſeln lagen Kranewittzweige und Buchsbuſchen zum Sprengen. Für die da unten hat alſo das heilkräftige Kranewittgeſtäud nichts genützt, weil eben für den Tod kein Kraut gewachſen iſt .... ſei es noch ſo ſtupfig und ſpitzig, der Tod traut ſich doch daran.

Nun ſchreiten wir hinaus in die Wieſen und laſſen das Auge hinwandern über die Schneekronen des Kellerjochs, Haneburgers, Glungezers, bis zu den Firnwellen der Stubaiergletſcher, und vom Brandjoch herab, bis ſich das Kalkgeſchröf wieder ans Kellerjoch anſchließt: das ganze ein gewaltiger Ring, der den Rieſenſaphir des Himmels einſchließt.

Ein mächtiges Haus, ein altes Lehenshaus, die Gunkel genannt, ſteht rechts ab vom Wege. Kunſtlos iſt über die Tür eine halbgefüllte Weinflaſche und ein halbgefülltes Glas gemalt. Nur die Wiſſenden erkennen dieſes Zeichen. Mächtige Räume zeigt auch das Innere; in einem ſitze ich und meine mich ins Ausland verſetzt. An den Wänden hängen ein Rieſenplakat der „Red-Star-Linie", Bilder von galiziſchen Wolfs- und Bärenjagden und ein Kalender aus Natal.

Südlich von der Gunkel liegt die unheimliche Tierburg, nicht weit davon ſind die Trümmer des Schloſſes Rolandseck. Wir aber kümmern uns heute nicht um die Reſte der Herrenzeit, ſondern wandern durch ein von Goldlärchen gekröntes Wieſental, in dem die Leute „lauben"*), und ein paar kleine blaue Stief-

*) Laub einheimſen.

mütterlein ſagen: „Du, ſchau, wir ſind auch noch da; iſt es nicht lieb von uns, daß wir in der Kälte noch aushalten, den Menſchen zur Freude?“ Bald treten wir wieder in den vielfarbigen Herbſtwald und kommen nach „Maria Larch“, einer Wallfahrtskapelle.

Um die Kirche herum grünen die Fichten, und goldene Lärchen ragen mit ihren ſteilen Wipfeln in die blaue Luft. Ueber die Hecken klettern graue, nebelflockige Staudenheren. Die hohen Berge ſieht man nicht: es iſt ein ſtiller, heimſeliger Waldwinkel.

Nicht lange dauert's, und wir treten aus dem Walde — auf einer Hügelſchwelle liegt das Dorf Terfens. Unſerm Auge bietet ſich nun die Talausſicht. Ueber dem Inn ſieht man ein Dorf mit einer großen Kirche.

Gewöhnlich ſagt ein Reiſeſchilderer, wie die Orte heißen, ich aber erzähle euch dafür eine kleine Geſchichte .... — Kam einmal ein Fremder von der Stadt Schwaz, deren Türme da unten im Abenddunſt aufragen, auf der Reichsſtraße heraufgewandert und traf einen Buben, der Geiſen hütete.

— „Du, Bub, wie heißt das Dorf da vorn?“ — „Wer.“ — „Da das Dorf!“ — „Wer.“ — „Ja, verſtehſt mich denn nicht? Wie das Dorf heißt, will ich wiſſen!“ — „Wer.“ —

Jetzt wurde es dem Fremden doch zu dumm, und er verſetzte dem Büblein eine ſchallende Ohrfeige, denn ſo durfte er ſich von einem ſolchen Fünfkäſehoch nicht zum Narren halten laſſen. Das Büblein weinte und

ſchrie, hatte es doch die „Watſchen“ ganz unſchuldigerweis einſtecken müſſen.

Das Dorf heißt W e e r.

Auf dem Mittelgebirge darüber erhebt ſich eine ſtolze, zweitürmige Kirche, W e e r b e r g. Sehen wir uns das offene Inntal noch einmal an, bevor der Weerberger Bach das goldene Sagtrumm an den Strand wirft, denn wenn das geſchieht, brechen die Waſſer der Berge los und füllen das ganze Inntal. Es lautet die alte Weisſagung:

Sprugg*) verrinnen,
Hall verbrinnen,
Schwaz abbearen,
Weer eine neue Stadt wearen.

In T e r f e n s ſelber iſt nicht viel zu ſehen. Das Giebelgeſtäng der Häuſer iſt mit weiß und gelben Türkenkolben reich behangen, neben den Häuſern ſtehen ſteile Strohſchoberpyramiden geſchichtet .... in den Gärten iſt alles kahl und tot, nur die Eſſigbäume laſſen noch dunkelbraune Flammen in den Himmel flackern. Im Gaſthauſe johlen ein paar betrunkene Holzknechte ein Holzknechtlied, daß — wie die Kellnerin meint — die Mäus wild werden.

Wir wandern durch den verlohenden Abend dem Bahnhofe zu. An einer Mühle müſſen wir vorbei, an kahlen Obſtbäumen, toten, roten Eichen, ſtaudenherenüberkletterten Fichten, ſtarren Diſteln und welken

*) Innsbruck.

Farren gehen wir vorüber; nur einmal ſpricht ein Stück Feld andere Worte, als die der Zerſtörung:

Und wenn die Buchen noch ſo bluten,
Und wenn das Vogellied verdirbt,
Und wenn der Sonne Abendgluten
In ſchweren, grauen Wolken ſtirbt:
Deshalb kommt doch die goldne Garbe,
Und wieder wird dem Sommer Tat;
Siehſt du denn nicht der Hoffnung Farbe
In dunkelgrüner Winterſaat?

An den Burgen vorbei

Vor meinem Fenſter draußen verrann in eintönigem Grau ein nebelrieſelnder Herbſttag. Und das Grau kam in mein Zimmer herein und niſtete ſich auch in meine Seele. Es war ſo das echte Allerſeelengrau. Am Vormittag war ich durch den Friedhof gewandert und hatte dort in allerlei Farben der Menſchen guten Willen, aber auch ſo manches grellbunte Böſe aus ihren Seelen leuchten geſehen. Eine Reiſe hatte ich gemacht von den Palmen, wie ſie in den meerumrauſchten Sonnengärten der Villa Palla vicini rauſchen, bis hinauf zu den letzten graugrünen Zirbeln am Lawinenrande, ... noch eine andere Reiſe hatte ich im Friedhofe machen können: von der traurigen Schädelſtätte zu Golgatha hinüber bis zu den heiteren, himmelüberblauten Gefilden von Hellas, in denen ernſte Frauen die Urnen mit Roſen kränzten und ſchöne Knaben ihre Fackeln ſenkten. Eine dritte Reiſe begann bei den prachtvollen Bronzekandelabern, die von Lorbeerbäumen umrauſcht waren, bis zu den leuchterlos in die Erde geſteckten Tropfkerzen, zwiſchen denen Papierroſen lagen. Dieſe Papierroſen, ſo häßlich ſie waren, hatte aber die Liebe gefertigt.

Die Chryſantemen waren augenſcheinlich nicht

mehr recht in Mode und neue Totenmodeblumen ſchien der Geſchäftsſinn der Gärtner noch keine der Schöpfung entlockt zu haben . . .

Mußten alſo diesmal die Toten ohne Nouveautee bleiben! —

Ich ſchloß das Friedhofgitter wieder hinter mir und ging wie alle Jahre fort, wohl mit einem ſtillen Weh im Herzen, in dem aber nichts Perſönliches war, ſondern das böſe Gefühl, daß der Unterſchied zwiſchen den Menſchen auch nach dem Tode nicht aufhöre und daß das bischen Liebe zwiſchen dem Hochmut, dem Neid, der Dummheit und der Geſchmackloſigkeit der Menſchen ſo ſchwer zu finden iſt. — —

Alſo ſaß ich an meinem Schreibtiſch, . . . aber es wollte mir nichts recht gelingen . . . ich dachte zurück, wie ich früher immer vor dieſem lärmenden Trauertrubel geflohen war, hoch hinauf in einſame Berge bis über die letzten Zirbeln, bis ich ganz allein war.

Oder war vielleicht Gott bei mir, der da unten bei den Menſchen nicht bleiben mochte?

Auch hinaus in die Bauerndörfer war ich oft gegangen, weil mir dort die Trauer ehrlicher ſchien. Endlich aber war die Erkenntnis aufgegangen, daß die Toten keinen Feiertag brauchen, daß der Feiertag nur für u n s da iſt, um dem Tage ein abweichendes Gepräge von den anderen zu geben, daß wir auch an d e m Tage zumeiſt genußluſtige Egoiſten ſind.

Der Totenfeiertag iſt, ſo oft wir der Toten denken, er braucht keine Kerzen, keinen Blumen, keine Schleifen.

Und es iſt auch keine Sünde, am Allerſelentag ein

luſtiges Lied zu ſingen. Gerade bei dem befreienden Gedanken war ich angelangt, als es kurz an meine Tür klopfte.

Ich kannte dieſes Klopfen, es war das des Briefträgers, der eine Abwechslung in das Grau des Tages brachte.

Und was brachte er mir? Einen luſtigen Gruß aus dem Unterland. War eine photographiſche Anſichtskarte mit drei Dianln in Alpachertracht. Alpachertracht? Ja da iſt ein breitkrämpiger Spitzhut mit einer Maſche auf der Seite, ein blumig-buntes Buſentuch gekreuzt, ein geſticktes Mieder, lange Hemdärmel mit Spitzen an den Handgelenken, ein weißer Schurz und ein weiter Rock, aus dem die vielgeriedelten Strümpfe, unmäßige Wadel vortäuſchend, hervorſchauen. Dazu kommen noch die Pantoffeln, ein ſamtbeſetzter, hüftenloſer, hellgrauer Wollrock, den die Dianln aber abgelegt haben, weil's ihnen ſonſt gar zu warm worden wär'. Und die blutroten Nagelen und den Rosmarin hinter dem rechten Ohr darf ich auch nicht vergeſſen.

Und das Versl, das da drauf ſtand!

Hergott, was nutzt Euch ein Liter ohne Wein?
Grad ſo viel wie ein G'wand ohne Dianl.

Jetzt hätt' ich die Hauptſache bald vergeſſen, nämlich daß in der dreifachen Alpachertracht drei blitzſaubere Dianln drin ſtecken!

Und die Dianln haben geſchrieben:

Warum werd's denn nix'n
Mit der Heirateréi?
Du mechteſt am liebſten
Halt glei alle drei.

Oha — die meſſen den Schuh nach ihrem Maß — ſie haben zwar Pantoffel an von wegen der Uebung im einſtigen Eheſtand — wartets ihr Dianln, ich weiß ganz gut, daß die Dianln im Alpach ſingen:

Weg'n oan Buab'n trauern,
Dös war a Schand,
Da drah'n i mi um,
Gib' an ondan die Hand.

Und das muß ich Euch auch ſagen, ihr blitzböſen Dianln, und dann kann ich mich auch reinigen von dem Verdachte muſelmänniſcher Geſinnung dem ſchönen, nein dem b ö ſ e n Geſchlechte gegenüber! Alſo her mit den kurzen Hoſen morgen und fortweg ins Unterland!

— — — — — — — — — —

Am nächſten Morgen, als ich den Bahnzug beſtieg, ſtand eine prächtig ſtrahlende Herbſtſonne am Himmel ... ein Pfiff und hinter mir verſank immer weiter und weiter aller ſtädtiſche Trauerprunk und verhallten die Glocken:

Im Unterland darf man nicht traurig ſein,
Im Unterland gehts durch den Sonnenſchein
Und mit dem Glücke geht man Hand in Hand
Im wunderſchönen, lieben Unterland. —

„Ja bisd a wida da, bisd lang neama kemma?"

ſagt die Nanni am Bahnhof zu Brixlegg zu mir — ich wills euch verraten, ſie iſt eine von den drei ſpitzbübiſchen Dianln — ich aber führe den Gegenbeweis gegen meine angeblich türkiſche Geſinnung im Gaſthof Wolf, in dem ich ſofort ein anderes Gebot des Propheten Mohammed umſtoße und ein Viertel goldreinen Weißweins genehmige. Merkwürdigerweiſe iſt mir der Beweis bei der Nanni nicht recht gelungen, denn ſie meinte, dieſe moslemitiſche Sündhaftigkeit ſchließe nicht aus, daß ich in anderer Beziehung nach dem Koran lebe. Ich ſolle nur einmal auf die „Einſiedelei" hinaufſteigen zum ehrwürdigen Bruder. Nun gar ſo ſchrecken würde mich das auch gerade nicht, denn der arme Mann hat fünf Minuten nach Brixlegg und etwa das Doppelte ins Städtchen Rattenberg zu wandern.

Weiteres erzähl' ich aber von den drei Dianln nichts mehr, als daß ich den Beweis noch zweimal führen hätte ſollen.

Der Stadtberg, welcher die alte Stadt völlig in den Inn drängt, tritt hier zurück, ſo daß Brixlegg in einer hügelumſäumten Mulde liegt. Der Blick öffnet ſich von den ſchimmernden Firndomen der Stubaier- und Oetztaler-Gletſcher bis hinab zur abſchließenden gigantiſchen Felsmauer des Kaiſers. An der Nordſeite zackt das lichtbeſtrahlte Sonnwendgebirge empor, dort oben liegt der geheimnisvolle Zireinerſee, in dem der Hertha heiliger goldener Wagen verſenkt iſt.

Am Eingang des Dorfes macht ſich moderner Villenbau geltend, der nicht allzugut zu manchen alten Bauernhäuslein mit vergittertem Erkerlein ſich fügt,

— aber Brixlegg ist halt ein Industrieort, da muß man eben auch mit einem geistigen Gummi die paar Fabrikschlöte aus dem reinen Himmelsblau wegradieren. Im Hintergrunde öffnet sich das Alpachtal mit dem Schlößlein Lahneck und der reizend gelegenen Kirche des Bades Mehrn. Die Brixleggerkirche, auf einem Hügel gebaut, überragt stolz das Dorf.

Nun wollte ich noch einige Unterinntalerwürsteln, die sich dadurch auszeichnen, daß sie wirklich Fleisch enthalten, vertilgen, drum trat ich in das Gasthaus Vogel und begann, bis die wohlgeformten Erzeugnisse der Brixlegger Metzgerkunst erschienen, im Fremdenbuche, welches beherzigenswerte Worte enthielt, zu blättern:

Gut ist das Wasser zum rein machen,
Schlecht ist das Wasser zum Wein machen.

Auch bezüglich der Zwickmühle — Dilemma würde der Logikprofessor sagen — in der ich bezüglich des Korans steckte, war ein artiger Vers zu entdecken, der allerdings einseitig zugunsten des Weines entscheidet:

Mir ist, als möcht es mir dünken,
Mehr sei als Weiber der Wein:
Den Wein kann man lieben und trinken,
Die Weiber bloß lieben allein. —

Vor einiger Zeit — es war vor der neuen Rechtschreibung — hatte sich ein „königlich sächsischer, außerordentlicher Gesanter", der auch seine Orden anführt, jedoch mit der Rechtschreibung nicht ganz vertraut ist, eingetragen. Der Freiherr erhält gleich eine Beleh-

rung: „Kann nicht einmal ortographiſch ſchreiben.“ Auch Verſe mit ſtarkem Demokraten-Geruch werden ihm gewidmet:

Wie iſt denn der Geſandter geworden?
Und Beſitzer hoher Orden?
Willſt du's wiſſen, komm und ſieh es:
Gott erbarmt ſich ſeines Viehes.

In dieſes Fremdenbuch war es alſo ſehr gefährlich einzuſchreiben, infolgedeſſen unterließ ich es, insbeſondere, weil das hautumſpannte geſchwollene Unterinntalererzeugnis vor mich hingeſtellt wurde. Nachdem dieſes mit Ausnahme der Umhüllungsreſte verſchwunden war, wanderte ich weiter unter dem kapellengekrönten Waldhügel durch, der Landſtraße nach. Hinter dem Hügel liegt das ſtattliche Dorf Reith, eine alte Niederlaſſung, welche nach Funden bis in die Römerzeit zurückreicht. Nirgends wird man mehr von alten Sagen und Geſchichten umraunt; die Bäume des Schloßparkes wiſſen zu erzählen von den ſtolzen Gerichtsherren von Schloß Matzen, von den Rittern der Burg Matzen, deren Bann über den Inn hinüber reichte, von Herzog Friedel mit der leeren Taſche und Herzog Ernſt, dem Eiſernen, welche das im Bruderkriege blutbefleckte Streitſchwert in der gewaltigen Kropfsburg niederlegten.

So ſind wir langſam nach Sankt Gertraudi gekommen, einem Dörflein von dreiundzwanzig Häuſern, unter denen ſich fünf Wirtshäuſer befinden, — alſo in eine ſehr wirtliche Gegend.

Man ist in anbetracht dieser Tatsache fast bemüßigt, daran zu glauben, daß der Aufenthalt in den tiefen Stollen der Erzbergwerke hier einen Knappendurst geschaffen habe, der noch lange nach dem Abzuge der Knappen und der Auflassung der Werke hier fortgeistert.

Ich trat in das unscheinbare Kirchlein und fand zwei mit lateinischen Sprüchen gezierte Bildertafeln zu Ehren des Johannes von Pomuk, die das Leben des schweigsamen „Ade- un Heiligen" zur Darstellung bringen.

Als Erklärung der lateinischen Sprüche dienen die deutschen Verse, die ich hier anfüge:

Kaum war Johann, den Ihr ßecht an
Ze Nepomuk Geborn,
Hat er sein Zeit, mit großer Freid
Beym Altar dien verlohren.

Alß Er gstudiert, Doctor Creiert,
Auf iede Cantzel dichtig,
bringt Gottes wohrt, vor aller ohrt
Johannes recht wohl gewichtig.

die Armůnth liebt, und ßich doch yebt
in vill allmosen göben,
den hoff veracht, auß sich nichts macht,
thůet arm bey hof auch löben.

Was wůnder ding, sag, schreib und sing,
Wie er die Möß gelößen,
der ßo verricht, das gwißensgricht,
wir khaum ßein einer gwößen.

dan Er ehe wollt, wies halt ßein ſolt,
laßen ßein leib, und löben
Alß er ein wohrt, an einen ohrt
von beichtſtüehl ßolt außgöben.

Ob er ſchon auch, nach tyrans brauch
wird in die Moldau gſtürzet,
ßo lebet doch, ſein tugent noch,
ob ßchon ſein löben verkhirzet.

Es iſt Zwar wahr, das ville Jahr
Johannes proceß würd gführet,
Güet ding braucht Zeit, mit mehrer freid
Jezt billich triumphiert.

ſonſt hoben die ſtern, den greſten herrn
Im himel hoch daroben,
Jez thüet erhöbn, die ſtern der öbn,
Gott Ebigclich zuloben.

die helle ſtern, ßecht nur von fern,
thüen ßeine leich begleiten,
was wünder ding, ich noch beybring,
Circht iſt auf allen ßeiten.

ßich, hoch ſein barch,*) mehr als die arch,
thets alt gßaz erhöbn,
ßelbſt Nepomuk, gleich ein goldſtuckh
Iſt voll mit glanz umgöben.

Wer ßanct Johann, recht rüefet an,
dem wird gwiß gholfen werden,

*) Bahre.

der iſt der Man, der helfen khan,
In aller noth auf Erden.

Wer Ihm veracht, der Gott verlacht,
Wird Ihm auch nichts wohl glingen,
dem wird das glickh, pür läuber dickh,
und alles ünheil bringen.

Auch ich kann mich gerne an den ſchweigſamen Heiligen erinnern. Das war aber nicht zur Zeit, in der die Blätter zur Erde raſcheln und das letzte Vogellied geſtorben iſt und die Menſchen Kerzen anzünden auf den Gräbern. Das war zur Maienzeit — ein blondes Mädchen und ich ſaßen auf einer Bank und der ſilberne Fluß rauſchte über unſere leiſen Worte:

Du Blondkind gib mir dein Hand! —
Warum? — Es iſt der Mai im Land.

Im Mai iſt Kirſchenblütenſchnein
Und junge Menſchen gehn zu zwein.

Ich führ' dich zu der alten Bruck,
Dort ſteht ein hölzerner Nepomuk.

Ein Kirſchbaum iſt darüber her,
Als ob er ganz von Silber wär.

Das Silber einer Maiennacht
Sinkt in die Blütenkelche ſacht.

Das Silber wird dem Baum zu ſchwer
Und Blüten fallen immer mehr.

Dort ſitzen wortlos ich und du
Und alles Silber deckt uns zu.

Wie ſelig wir im Silberlicht:
St. Nepomuk verrät uns nicht.

Im Stillen aber denkt er ſich:
Die zwei ſind ſeliger als ich.

Ja das war im Mai und niemand konnte entſcheiden, ob die Wogen des Fluſſes ſo ſtark gerauſcht hatten, daß der Brückenheilige unſre leiſen Worte gar nicht gehört hatte, oder ob der Heilige unſer ſüßes Beichtgeheimnis, das aus ganzen d r e i Worten beſtanden hatte, wirklich getreu und Schweigen bewahrt hatte.

Jetzt aber ſchimmerten die Buchen blutrot — aber dem Wiſſenden ſind es nur Muſpelflammen, die eine neue kindliche Unſchuldzeit verkünden . . . Jetzt hebt ſich der Lärchen Goldfiligran aus dem dunkeln Gefeucht, es erzählen und liſpeln goldbehangene Birken die uralten Märchen vom Schatze im Kropfsberg.

Ja das waren noch andere Zeiten, als die Silber- und Kupferadern ſchimmerten von Rattenberg bis Freundsberg und emſige Knappen gleißendes Erz aus den Stollen ſchürften und ſtolze Fugger, Fieger und Hofer in Sammt und Seide gingen. Aber auf einmal ließ der liebe Gott die Silberquellen nimmer fließen und die Leute verarmten wieder. So lebte am Fuße von Kropfsberg ein Alteleutpaar, dem der liebe Gott auch gerade ſo viel übrig gelaſſen hatte, daß es zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel war. Die

hatten in ihrer Kindheit gar manches gehört von einem funkelnden Schatze, der in der Burg vergraben liege und in heiligen Stunden zur Oberfläche aufrücke und leuchte und strahle und gehoben werden könnte, so man den rechten Spruch und Zauber verstünde. Die Kapuziner waren nun sonst erfahren im Schätzeheben, — die Kirche wußte überhaupt allerhand so Zauberwörtlein und kennt sie auch' heut noch gar wohl, — aber der Kapuziner, den das alte Weiblein bezüglich des Beistandes bei der Schatzhebung anging, meinte, daß derlei Zaubergold kein Glück bringe. Aber noch war für das Weiblein nicht aller Tage Abend, sieh da, als einmal die Sonne droben bei den wilden Vomperlochzacken niedersank, kam ein weißbärtiges Männlein, dem man es ansah, daß er vieler Herren Länder geschaut hatte, und bat um ein Nachtquartier. Was sie hatten, gaben die guten Alten gerne, deshalb wurde der kleine Weißbart gar bald gesprächig und sagte, daß er den Burgschatz heben wolle, aber ihm jemand beistehen müsse, denn wenn er ohnmächtig würde und ihn niemand mit der Lebenssalbe, die er in einem Büchschen aus Mahagoniholz bei sich trug, einreibe, so wärs vorbei mit ihm für ewige Zeiten. Heute blühe der Schatz, so meinte der Venediger, — denn ein solcher war es — drum müsse er heute ans Werk. Die Alte sagte ihm ihre Hilfe zu, sie stiegen beide über den Schloßberg aufwärts und sahen statt der verfallenen Trümmer das Schloß in alter Pracht und Herrlichkeit in die Nacht leuchten. Niemand wehrte ihrem Eintritt und so kamen sie in einen glänzenden Saal mit

ganzen Truhen voll leuchtender Schätze. Das Männlein las nun aus ſeinem kettenumwundenen Zauberbuche ſeltſame Formeln, — aber auf einmal fiel es um und alles Licht, ſogar die Laterne der Alten erloſch. Da war nun guter Rat teuer. Die Alte eilte, ſo ſchnell ſie nur konnte, heim, entzündete dort ihre Laterne, kehrte wieder zurück und rieb den Weißbart ein, den ſie noch lebend traf. Nach und nach erholte ſich der Venediger, aber die Stunde des Zaubers war ſchon vorbei, und der Schatz ſchon für lange Weile wieder in die Tiefen der Erde geſunken. Das Mandel ſagte, es werde zu gelegener Zeit wiederkommen, ließ ſich aber nicht mehr blicken und die guten Alten ſtarben mit der Zeit und wurden alſo ohne Schatz glücklich. Wer weiß, ob ſie ſo glücklich geworden wären, wenn ſie den Schatz gehoben hätten?

Alſo hatte mir ein blondlockiges Mädele, das mit einem Stock und einer darangeſteckten Spule ſpielte — allerdings von der Mutter häufig unterſtützt — erzählt.

Ich wanderte nun wieder weiter — vor mir zogen Kinder einen Dörcherkarren, den ich ihnen über einen Bühel ſchieben half . . . bald ſah ich auch das Rauchgeſchwehle ihres Karrnerfeuers, das durch die Auen des ſich öffnenden, vom Reiterkogel und den Brettfallfelſen bewachten Zillertales, ſich zerfaſerte.

So war ich bis zur Zillerbrücke gekommen, wo im Neunerjahre General Wrede die gefangenen Tiroler bauern an die Bäume knüpfen ließ.

Und hier verließen einſt die Zillerthaler, welche die

römiſchen Prieſter von Weib und Kind, von Haus und Hof und Heimat wieſen, das Tal, um in ein anderes Land zu ziehen, wo mehr Liebe herrſchte als im heiligen Land Tirol. Hier fragte der Knabe ſeinen Vater:

Gibts Alpenroſen auch in jenem Land
Und Gemſen auch? — Recht viele gibt es dort,
Nicht wahr, ſonſt zögen wir von hier nicht fort?
So ſchreiten ſie am grünen Zillerſtrand. —
Wer jagt ſie fort von Herd und Vaterland?
Ein Wanderer bleibt ſtehn und fragt voll Leid,
„Wir ſind halt Lutheraner", der Beſcheid
So wandern ſie, laut ſchallte durch das Tal:
„Eine feſte Burg" der mächtige Choral.

(Adolf Pichler.)

Und jetzt kommen wir bald zu den „Froſchmaggern". Dort wo die weißen Häuſer ſtehn, unter deren Giebeln die gelben Türkenkolben hängen, wohnen ſie ſchon. Die „Gwagger" heißt man ſie auch. Beides ſind Uebernamen für die Einwohner von Straß, welches Dorf von einer ſumpfigen, reichlich mit Fröſchen bedachten Umgebung gegürtet iſt. Dem erſten Ausdruck dürfte jedenfalls ein vergeſſener Volksſchwank zugrunde liegen. Ich werde über dieſe Ortsnamen noch einmal genauer berichten und füge heute nur an, daß im Zillertal wohl jedes Dorf ſeinen Uebernamen hat. Die Schlitterer: Ketter, die Brucker: Elſentrifter, die Haberger: Schlögl, die Fügener: Ampellecker, die Stummer: Muggen, die Kapfinger: Knödl, die Finſinger: Hinaufholzer, die Uderner: Roßaufhänger, die Rieder: Bremen, die Zeller: Rebellen uſw.

Die Namen der Dörfler ſind geblieben, ihre Geſchichte iſt zumeiſt vergeſſen. Eine Geſchichte davon aber will ich erzählen, nämlich warum man die Fügner „Ampellecker" benamſt.

Die Fügner kamen einmal in eine dunkle Kirche, in welcher nur das rote ewige Licht brannte. Sie aber hatten ſo etwas noch nie geſehen und glaubten, in dem Glaſe ſei roter feuriger Wein. Alſo machten ſie ſich über den vermeintlichen Weinpokal her und ſchleckten das ganze Brennöl aus.

Ein Sprichwort ſagt von den Fügnern, „Vor euch iſt das Oel in der Lampe nicht ſicher" und modelt die Erzählung ſo, als hätten ſie zum Kochen das Oel aus der Ewiglichtlampe genommen.

Und ſiehe da, beim Gedanken an die Ewiglichtlampe kommen einem doch noch Gedanken an diejenigen, welche in der kalten harten Erde ruhen, durch deren Schollen wohl kaum das heute ſo oft geſagte Wort: „Das ewige Licht leuchte ihnen" gedrungen iſt. Und am Ende dieſes ſonnenvollen Tages will ich doch auch an die Sonnenloſen denken und öffne die Tür des Straßer Kirchhofs:

Hier ruht der erngeachte G. S., inwohner in Straß, welcher mit allen heiligen Sterbſacramenten verſehen und am 58.ten lebens Jahr den 15. Oct. 1886 in Gott verſchieden iſt. —

An einem anderen Grabe heißt es:

Wanderer ſteh ſtille wieder,
Hier liegt in ſanfter Ruh

Ein Gatte, Vater, rechtlich, bieder,
Sprech ein Vaterunſer du.

Faſt drängt ſich eine Frage auf, ob im Zillertal die Rechtlichkeit und Vaterſchaft mitunter . . . ? Doch nein, ich will nichts geſagt haben! Hoch über dem Felſen droben thront die Einſiedelei und Wallfahrt Brettfall — von der erzähle ich aber heute nichts mehr, das tun wir dann, wenn wir ſelbander ins Zillertal wandern.

Im Zillertal)*

Man kann es kaum eine Winterfahrt nennen, denn es war nur die Kalenderzeit winterlich, das Leichentuch der Erde hatten die Dezembertage noch nicht gewoben. Nur der Morgennebel, der dicht über allen Gebreiten lag und auch die Felsen der Berghänge verschleierte, sprach graue Worte von den langen Tagen.

Er sog in Jenbach den Fabriks- und Eisenbahnrauch in sich auf und lag in schweren, schmutzigen Schichten über dem Industriedorfe. Aber wir wollen gar nicht zu den „Jenbecker Katzen", also lautet der Spottname für die Jenbacher, sondern ins Zillertal hinein. Die Geschichte dieses Uebernamens weiß ich nicht, jedoch dürften ihre Grundzüge in folgenden Versen enthalten sein:

Die Jenbacher Herren sein zusammen g'sessen,
Hab'n a Katzl statt an Hasel g'fressen,
Hab'n a Böckl statt an Goasel kafft,
Und a Diandl statt an Bueb'n tafft.

Wir fahren also weiter bis Zillertal und bald rauscht die Fähre über den nebelübersponnenen Inn,

*) Mit Beiträgen zu Spottnamenkunde. Siehe meinen Aufsatz: Ortsreime aus Tirol, Kyffhäuser, Linz 1901, Heft 2 und 3.

der ſchon kleine, zerbröckelnde Eisſchollen treibt, die erſten Boten des Eiskönigs aus ſeinen bergfernen, ewigen Reichen. Die Sträucher der Au haben ſich mit einem prächtigen Filigran von Reifnadeln umzogen. Auch wir werden mit dem Silberſchmuck bedeckt, — ſo daß ich mir in Schlapphut und Wettermantel faſt vorkomme wie der weißbärtige Wode.

Nach wenigen Minuten ſind wir in Straß, welches Dorf unter die Felſen der Einſiedlerei Brettfall hingeſchmiegt, in heimlichſtiller Lage am Waldrande ſteht. Die Felſen der Brettfall ſind nebelumwogt, aber von Zeit zu Zeit ſieht man ein goldenes Leuchten durchſchimmern — der Einſiedler droben hat gewiß ſchon der Welt in ihr goldenes Gottesauge geblickt.

Die Froſchmagger — ſo nennt man die Straßer, weil die Umgebung viele Fröſche beherbergt, — werden noch zum Inntal gerechnet, und wie ſcharf die Zillertaler dieſe Grenze bewachen, davon dürfte mancher Kirchtaghandel Zeugnis geben. Wie ſehr hier die Froſchplage dem Volke zu ſchaffen gibt, geht auch daraus hervor, daß den Margretnern, welche ſeitdem die „Fröſche" heißen, die Fröſche die Kirche abgebrochen und die Bauſtücke an eine höhere Stelle getragen haben ſollen.

Immer mehr werden die Felſen der Brettfall umgoldet und ein blaues Stück Himmel über dem fallenden Goldſchleier verkündet uns: Aus bleichem Nebel blüht ein blauer Tag. Am Waldrande, längs der Schienenſpur der Zillertalbahn führt die Straße weiter. Und nun ſehen wir auch nach — Salzburg hinüber.

Der ſchneidet aber auf, meint da einer der Leſer.

Nein, ich bin niemals ein Förſter geweſen, aber ich weiß, daß wir in einer ſehr weltlichen Zeit leben. Sonſt würde es dem Zweifler wohl gleich eingefallen ſein, daß es außer einem weltlichen Fürſtentum Salzburg auch ein geiſtliches gibt, ja, daß erſteres nur aus letzterem hervorgegangen iſt. Und die Grenze des geiſtlichen Gaues reicht bis zum Ziller. Haben nun die Brixener gerade einen Diözeſan-Faſttag, und dir tut dein Stückel Speck im Ruckſack halt gar ſo gut ſchmecken, ſo mußt eben eine Zillerbrucken aufſuchen und es auf Salzburger Grund eſſen: „Aft'n is koa Sind!"

Das Dörflein Bruck, in dem die „Elſentrifter" wohnen, taucht am Gegenufer aus den Morgenſchleiern. Im Frühling ſollteſt du da die Au am Ziller ſehen! Da iſt alles grüngolden und weiß, feine zarte Blüten hängen von den Zweigen, als ob der Baum ſilberne Tränen weine.

Alſo in der Brucker Au wachſen viele Elſen. Die Geſchichte vom Elſentriften habe ich nicht erfahren, wohl aber eine andere. Die Nachbarn von Bruck, die Stummer, ſcheinen ſich in dieſem Elſenwäldchen oft gütlich zu tun. Von den Stummern ſagt ein Vers:

Stummer Muggen
Sch — — n auf d' Bruggen,
Aft lafens davon:
Rieder Bremen hams tan.

Alſo heißen die Stummer „Mucken" und Rieder

„Bremen".*) Die Hälfte der Zillerbrücke gehört nämlich den Stummern und die Hälfte den Riedern.

Alſo kam der Muggen-Pfarrer zum Elſentrifterer Pfarrer und wollte den tratzen, indem er fragte, ob es denn heuer viele Elſen gäbe. Der aber war um die Antwort nicht verlegen und ſagte: Die Muggen haben die Blüten alle gefreſſen.**)

Nun ſind wir aber gar weit vorausgeeilt, während unſere Füße erſt das erſte Zillertaler Dorf betraten: Schlitters ſchreibt man's, Schlittach nennt man's. Unterdeſſen iſt klarer Tag geworden und Goldſonnenſchein funkelt um den Turmknauf der hochgelegenen Kirche. Hätten wir nicht den Zeitgeiſt hinter uns gelaſſen und müßten hier warten, bis er uns einholt, ſo würde ſich ein Beſuch der Kirche und des Friedhofes wohl lohnen; — jetzt aber ſchreit der Magen lauter als die volkskundliche Pflicht und wir gehen zum „Würſcht Würte" eſſen, was in unſerem Schreiberdeutſch heißt zum Wirt Würſte eſſen. Auch das iſt Volkskunde, denn es wird uns gleich kund, daß das Volk in die Därme wirklich noch Fleiſch hineinſtopft und nicht Sägmehl und Brotbroſen.

In Schlitters hört ſo langſam der Maisbau auf und die gelben und weißen Türkenkolben werden immer weniger an den Geſtängen. Manche der netten, gang-

*) Rieder Bremen
Sch — — n auf d' Remen (Tennen)
Aft lafens davon
Stummer Muggen ham's tan.

**) Variante: Alles abgebeerlt.

geſchmückten Bauernhäuſer weiſen als Solderſtützſäulen pfropfenziehergedrehte Bäume auf. Alſo jetzt wollen wir von den „Köt'n" ſcheiden. — Ja, richtig, da hab' ich auch noch g a r nichts erzählt davon. Die Schlitterer heißen die Ketten, weil ſie immer Hand in Hand gehen und in allen Streitfällen treu zuſammenhalten.

Darauf hat auch das Verslein Bezug, welches jedenfalls in einer Teufelsſage den Grundſatz: „Einigkeit macht ſtark," ausdrückte:

Die Schlitterer Köt'n
Hab'n 'm Toifl den Schwanz atröt'n.

Leider habe ich dieſen Volksſchwank nicht aufgetrieben. Drinnen zwiſchen bereiften Fichten und eisbezacktem Gefels iſt jetzt wohl auch der Schlitterer Waſſerfall ſtill geworden und hält in ſeinem Falle ein, um die ſchweigende Winterſchönheit zu betrachten, wenn auch darob die lichten Lärchen auf den Kuppen im Morgenwind die blonden Locken ſchütteln.

Wir wandern nun zur Station hinab, wo der Zeitgeiſt, dem wir vorangeeilt ſind, nachgeraſſelt kommt. Es ſoll nicht damit geſagt ſein, daß wir mit unſeren Füßen imſtande waren, vor dem Zillertaler Bahnle herzulaufen, wohl aber ſei hier die Bemerkung geſtattet, daß die abſichtlich langen Anſchlußwartezeiten in dem nicht viele Annehmlichkeiten bietenden und ziemlich weit vom Bahnhof entfernten Dorfe Jenbach ſchon manchen Bereiſer des Zillertales zu unfreundlichen Aeußerungen über Wirtsſpekulationen veranlaßt haben.

Nun kam das Züglein heran und eine arktiſche Kälte empfing uns im Waggon und Eisſterne glitzerten an den Fenſterſcheiben. Nachdem wir aber keine Weltumreiſung vorhatten, ſondern uns ein Pfiff gar bald belehrte, daß wir ſchon wieder ein gut Stück gefahren ſeien, vergaßen wir der Klage, waren wir ja doch ſchon dort, wo das Sprüchlein gilt:

Zwiſchen Fügen und Schlittering
Liegt das Dörflein Gaggering.

In vollem Sonnenglanze lag das Tal. Die ſanftgewellten Bergkuppen, welche nicht viel über die Bewaldungsgrenze ſich erheben, zeigten nicht viel Schnee. An Fügen, Kapfing, Uderns und Ried kamen wir alſo auf den Eiſenſchienen vorbei. Durch das Kaltenbacher*) Wäldchen gings noch, dann hieß es ausſteigen, um über einen ſchmalen Steg, die bereits erwähnte Stummer Brucken, in dieſes Dorf zu wandern. Ein Schlößlein, mehrere Villen und ſauberbehäbige Bauernhäuſer geben dem Dorfe ein gefälliges Ausſehen. Ich beſchaute mir die Wieſe, wo ſeinerzeit die klerikalen Bauern, aufgehetzt von den Prieſtern, die „Stummer Schlacht" ſchlugen und die chriſtliche Duldung in ſo mancher Wunde ihren Ausdruck fand. Aber es gab noch etwas anderes als rotes Blut in Stumm — das war der rote Wein und die roten Lippen der beiden blonden Töchter des deutſchdenkenden Tarachers wirtes. Eines der letzteren Momente mag es wohl geweſen ſein, was uns etwas länger in Stumm zurück-

*) Der Dorfname der Kaltenbacher lautet „Füllenſchinder".

hielt, als wir anfangs gewollt hatten. Ich machte noch den Toten meinen Beſuch und las im Kirchanger die letzten Worte, welche ihnen die Liebe geweiht hat.

Hoffnung und Zweifel reden zumeiſt an dem Grabe. Aber auch die Hoffnungsloſigkeit iſt da:

Weit fern iſt ſie
Und nie, ach nie
Sehn wir die Schweſter wieder.
Die Freude ſchweigt
Und perlend beugt
Ihr Haupt die Gute nieder.

Ganz anders redet die Zuverſicht:

Eng vereint mit meinen Lieben
Wohnte ich im Vaterhaus,
Kurze Zeit darin geblieben,
Nahm ich Abſchied, zog ich aus.
Ausgezogen aus dem einen,
Zog ich in das andere ein
Und gemeinſam mit den Meinen
Wird die Wohnung wieder ſein.

Die Kirche ſelber zeigte nichts beſonderes, deshalb widmete ich gleich wieder meine Zeit der zweiten Hälfte des Friedhofes.

Hier liegt ein Krieger, der im Streit
Für's Vaterland empfing die Wunde,
Es flog ins Land der Seligkeit
Sein Geiſt zur ewigen Oſterſtunde.

Kurz und bündig ist folgendes:

Dieses Grab schließt das Gebein
Unseres lieben Kindes ein.

Beim Weiterwandern wurde ich noch einmal an den Tod erinnert. Um dieses kleine Bauernhäuschen wird dereinst die Sage ihren blutigen Schein werfen. Ruchlose Mörder hatten eine ganze Familie ermordet, auch die Kinder hatten sie nicht verschont. Ich weiß nicht, ob nicht heute schon Feuermänner durch die Nacht streichen, die den erschrockenen Wanderer fragen: Wie lange ist's noch zur Ewigkeit?

Und von den Bergen herab dröhnte der Tod. Menschen waren die Mörder und trugen so manchen jungen Baumtod am Gewissen. Donnernd sprangen die entästeteten Opfer der Art über die steilen Berghänge oder durch die braunen Runsen ins Tal. Ein kleines Wäldchen mit Eisgezack an den Felsen tritt an den Weg heran, dann nimmt ihn wieder die Au auf. Eine schmale Brücke führt an altersbraunen Holzhäusern und einer ehrwürdigen Zisterne nach Erlach hinüber. Wieder wandern wir neben Gefels und Gesicht, als sich uns ein Verkehrshindernis entgegenstellt. Das ist ein voller Ruckkorb am Boden und in angemessener Entfernung ein Mensch ebenso am Boden und ebenso voll.

Er nimmt aber die Sache nicht tragisch, sondern meint freundlich nickend zu den Vorübergehenden:

„Teirl, wenn man a bisl an Branntwein trinkt, aft hat's glei' an Ernst."

Der Mann ist, wie man im Zillertal sagt: zapfenzue.

Nun ſieht man aber auch ſchon an den Bergen die Kirchtürme von Zellerberg, Heinzenberg, die Häuſer von Gerlosberg und in der ſich erweiternden Talmulde am Zuſammenfluß des Ziller und des Gerlosbaches, von mächtigen Bergen umſchirmt liegt Zell jenſeits der Zillerbrücke. Wir werden uns heute aber weder von der geſpenſtiſchen Kröte im Heinzenberg, die von der Kirchtür nicht wegzubringen war, ihre Pratzen zum Gebet falten konnte und eine verwunſchene Prinzeſſin geweſen ſein ſoll, erzählen laſſen, noch über Gerlos den toſenden Krimler Waſſerfällen zuſtreben, ſondern im Tale bleiben und das Mittageſſen vertilgen, das wir uns jetzt auch redlich verdient haben.

Auf der Zeller Bruck aber begegnen wir einem Dianl mit einem Geſichtel, ſo wie Milch und Blut und ſo voll und kräftig, daß man entweder ſagen muß, das hat der Herrgott wieder einmal gut gemacht; — oder gar denken muß, daß der Menſch mit ſeiner Weisheit gar ein biſſel nachgeholfen hätte. Aber die Menſchenweisheit reicht nicht weit, denn was er künſtlich zum Blühen und Reifen bringt, das erliegt umſo früher dem Verfalle. Ich weiß nur, daß früher, ähnlich wie in der Steiermark, unter den Zillertalern das Arſenikeſſen, um glänzende Augen, eine feine Farbe und volle Formen zu erhalten, ſehr verbreitet war; — wie es jetzt um dieſe „Sitte" ſteht, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Nein, das Dianl hat eine viel zu friſche Farbe dazu — die iſt halt geſund und friſch und lebensluſtig und

ſingt gern und ſpielt Zither und jodelt im Sommer auf der Alm und tanzt im Winter beim Ball.

Richtig, vom Tanzen muß ich auch noch etwas erzählen.*) Mit dem Tanzen haben die luſtigen Zillertaler alleweil viel zu tun gehabt. Ob die Zeller deswegen die „Rebeller" heißen, weiß ich nicht, aber daß es in der Fasnacht rebelliſch g'nug zuging, das iſt aus mancher Sage zu entnehmen. Von wieviel Dianln wiſſen die alten Leut' zu vermelden, die mit dem Teufel ſelber getanzt haben und die er dann mitgenommen in ſein glühiges Reich, wo man mehr kann als Hendl braten! Und wie war's denn gar mit den Tanzbeſeſſenen, die auch im Freien getanzt haben! Die hielten mit ihrem Tanz gar nicht einmal ein, als ein Geiſtlicher mit unſerem Herrn am Tanzplatz vorbei zu einem Kranken ging. Da packte ſie aber doch Gottes Strafe und die Uebermütigen mußten von nun an, ſo oft ſie Muſik hörten, tanzen, bis ſie vor lauter Schwindel halbtot hinfielen. Einige verlobten ſich, nie wieder zu tanzen, und ſie wurden von der Tanzwut befreit. Wurde aber das Gelöbnis gebrochen, dann kam die Strafe auf dem Tanzfuß nach und es nützte nun kein Beten und kein Verſprechen mehr, denn der liebe Gott läßt ſich nicht zweimal anlügen. Drei ſolcher Tanzbeſeſſener waren alſo übrig geblieben und die führte man zum Pfarrer, daß er ihnen die Teufel austreibe. Die Beſeſſenen hielten es in der Kirche kaum aus, und als der Prieſter ſeine Beſchwörungen begann, rauſchte es über ihnen wie Raben-

*) Vergleiche Dörler: Sagen aus Innsbrucks Umgebung pag. 102.

flügel. So wars bei den zwei Weibern. Eine schreckliche Schlange aber schoß aus dem Munde eines Mannes und tat gar wild, kroch durch die Kirche und sprang ins Weihwasserbecken, daß es aufwallte und zischte, und verschwand. Das Weihwasser ist ganz schwarz und höllenheiß geworden, sodaß niemand mehr seine Hand hineinstecken konnte. Die wäre zu Kohle verbrannt.

Seitdem sind die Tanzbesessenen im Zillertal zwar ausgestorben, aber eine Art, um wissenschaftlich zu reden, — hereditäre Belastung scheint immerhin, wenigstens bei den Dianln, vorhanden zu sein. Gelt, Monica?

Ich hab' nämlich unterdessen den Namen erfragt. — Also a Bachens mit Salat! —

Bis an des Feuers heller Brunst
Der Köchin altbewährte Kunst
Das Stücklein zweimal hat gewendet
Und das Gebackene hat vollendet,
Bis dahin laßt bei rotem Wein
Uns fröhlich und zufrieden sein.

Dort am Fensterbalken liegt ja das Fremdenbuch. Was sich wohl da wieder für Poesie hineingeflüchtet hat?

Menschen, Kameraden! Wir sind ja im Paradiese! Wir sind ja am schönsten Fleck der Erde und ihr mit euren schlafenden Augen habt das ja noch nicht gemerkt. Was sag ich da für Unsinn? Am schönsten Fleck der Erde. Was ist diese erbärmliche Dreckerbse gegen die Sonnen, gegen die Sternenbillionen, gegen die Sonnensysteme, gegen das Weltall!

Wir ſtehen am ſchönſten Punkt des Weltalls! — Eine Dame hat es geſchrieben und die Damen lügen nicht. Hier im Fremdenbuch der Poſt ſteht es ganz deutlich:

Zell im Zillertal
Herrlichſter Erdenfleck,
Im ganzen Weltenall,
Treib' uns den Nebel weg!
Zeig uns das Volk in Tracht,
Auch wie es tanzt und lacht,
So etwas alt-modern,
Tat ſi decht g'hörn.

Daß man auf dem ſchönſten Fleck im Weltall überhaupt noch ans Eſſen denken mag, daß uns ſogar das „Bachne" recht gut ſchmeckt, rechtfertigt wieder das Dichterwort „Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht."

— — Zell iſt das ſtattlichſte Dorf des Zillertals, das uns hier in gewaltigeren Bergformen zum erſtenmale ahnen läßt, was hinter dieſen Felſenriegeln für Wunder der Hochwelt, geſtaltet aus Blumen und Wäldern, aus toſenden Waſſerfällen und ſonnenumlohten Felstürmen, aus augenblauen Bergſeen und alabaſternen Firnen, verborgen ſind. Aber dieſe Gefilde der Seligen zu beſchreiben, erſparen wir uns auf jene blauleuchtenden Zeiten, in denen die Sonnwendſonne feierlich und gnadenreich durch den Himmel wandelt:

Dann wird wieder jene heilige Weihe wiederkommen, wie alle Jahre:

In das Firnbachtoſen ein
Alpenglockentöne ſchwellen,
Selig bin ich und allein
Hoch bei Speik und Gratbrünellen.

Stürzend noch ein Stein verrät:
Ueber mir iſt Leben rege; —
Eine freie Gemſe geht
Einſam ihre Sonnenwege.

Gottes Wunder ſchlingen ſich
Unter mir in bunter Reihe; —
Gott verleiht mir feierlich
Seines Lichtes Prieſterweihe.

Träume von Licht und Leben rinnen durch meine Seele und ich lehne doch an der Friedhofmauer, während ich zu den Gipfeln emporſchaue. Von dieſem Friedhof will ich nur etwas Einziges erzählen, weil ich an anderer Stelle darüber geſprochen habe.*)

In einer Marmortafel ſtehen die Worte eingemeißelt:

Allda ligt begraben Herr Johann Jacob Fröhlich von Froehlichsberg, zu Inßprugg in Thyrol gebirtig, Hochfürſtl Salzbürgl Conſiſtl Rath, döchandt und pfarrer, zu Zell der greſte Sünder, iſt allhero khomen den 8. Febr 1708 . . . und in Gott verſchieden . . . 1735

Gott gnade Ihm
Du leſer bett für Ihm.

Ob nun der fromme Dekan es ſelbſt erkannt hat

*) Manuſkript zu: Der Tod in den Alpen. Kap. 12.

und in ſchweigender Demut ſich ſelber „den größten Sünder“ nannte, oder ob die Grabſchrift eine vox populi, ein Nachruf der Zeller „Rebeller“ iſt, überlaſſe ich dem Leſer zu entſcheiden, ebenſo bleibt es ihm anheimgeſtellt, ob er „für Ihm betten“ will oder nicht.

Und nun geht die Wanderung fort ins enger werdende Tal, deſſen Waldböſchen immer ſteiler werden. An der Straße dürften die Radler infolge der vielen „Loaſen“ keine beſondere Freude haben. Noch immer begleiten den Fluß die Auen.

Am anderen Ufer liegt in idylliſcher Lage Hippach, wo wir morgen einkehren wollen. Hippach bemüht ſich, dem Beſucher einen Vorgeſchmack für Gletſchertouren zu geben, — denn der von der Ramſauerbrücke aus in ziemlicher Steigung ins Dorf führende Weg iſt ſtark vereiſt, daß man fußeiſenlos ohne Gefahr für Augenſpiegel, Zähne oder einige Rippen ihn nicht paſſieren kann.

Aber von Ramſau muß ich noch etwas erzählen, eine gruſelige Geſchichte und das iſt die vom „Toifelbannen“.

In einem Keller in der Ramſau wollten drei Bauern einen längſt verſunkenen Schatz, der wohl noch von den reichen Knappenzeiten her in der Tiefe lag, mit Zauberbeſchwörungen heben. Sie zogen deshalb einen Kreis und zwei Bauern ſtellten ſich in denſelben hinein, während der dritte aus einem uralten Büchel allerhand ſeltſame Sprüche las. Und es dauerte gar nicht lange, kam auch ſchon der „Gabache“*) daher mit einem

*) Unrichtige. Ausdruck für Teufel.

Sack über der Schulter und machte glühende Augen auf die drei, denn er hatte gar bald gemerkt, daß ſie das Beſchwören nicht los hatten. Sie brachten nämlich den Teufel nicht mehr weg, obwohl die Sprüchlein alle in dem Buche geſtanden wären. Aber die Bauern hatten eben nur ans „Toifelruef'n" und nicht auch ans „Toifelhoamſchick'n" gedacht. Drum fanden ſie die richtigen Formeln nicht. Der krumpe Schellunter*) freute ſich ſchon auf den fetten Biſſen und hätte, wenn alle drei im Kreiſe geſtanden wären, ſicher auch alle drei rapidi kapidi in die Hölle getragen. So aber hatte er über den dritten keine Gewalt, hätte ihn aber doch auch gerne in den Kreis gelockt. Dieſer aber wußte etwas beſſeres zu tun, als dem Teufel auf den Leim zu kriechen, hatte um Hilfe gerufen und einen Geiſtlichen holen laſſen. Aber nicht den Pfarrer, ſondern einen anderen, denn zum Pfarrer hatte er kein Vertrauen. Man wußte nämlich ganz gut, daß der Meßwein nur der geringſte Teil von dem Wein war, den der Pfarrer, ſo lange der Tag lang war, trank. Aber der Geiſtliche konnte nichts ausrichten gegen den Teufel, weil er nicht von der Gemeinde war, alſo mußte doch der Pfarrer geholt werden, obwohl er zuviel ins Glasl ſchaute. Dieſer hatte aus der Kirche die Monſtranz mitgenommen, er konnte aber lange nicht ins Haus, mußte erſt dreimal um dasſelbe herumgehen, dann erſt durfte er rücklings Haus und Keller betreten. Nun hielt ihm der Teufel eine große Strafpredigt, warum er ſo ein verſoffener, naſſer Bruder ſei, und erklärte ihm, daß er einen von denen im

*) Ausdruck für Teufel.

Keller holen werde. Der Pfarrer ſagte, er ſolle den holen, der zuletzt hinausgeht und der Teufel wars zufrieden. Der Pfarrer fragte den Ganger*) noch, wo er das Geld herhabe und befahl ihm, als er die Antwort erhielt, „aus der hölliſchen Kaſſe", es nur ſchnell wieder mitzunehmen, weil ſie das doch nicht brauchen könnten. Der Teufel lud alſo auf, die drei Bauern gingen nacheinander hinaus, und der Schwarze freute ſich ſchon, daß er jetzt den Pfarrer, der ſonſt doch nicht ſo leicht zu bekommen ſei, in ſeine Klauen kriege. Aber der Pfarrer hielt beim Hinausgehen die Monſtranz auf den Rücken, ſo war alſo der Herrgott der letzte, der hinausging. Den Herrgott konnte aber der Teufel doch nicht gut holen und ſo hatte er das Nachſehen. Die Bauern aber beſchworen keine Schätze mehr und der Herr Pfarrer drehte die Piepen bei ſeinem Weinbanzele nicht mehr ſo oft auf wie früher.**)

Immer ſtolzer wuchſen die Berge in die ſich vergoldende Luft. Immer reicher floſſen die Sonnenſtröme von den Felſenflanken und umlodert von der Abendgloriole ſtand der Triſtenkopf in ſeiner majeſtätiſchen Größe vor uns, als wir im lieblichen Mayrhofen einzogen.

In Mayrhofen erſchließt das Zillertal erſt ſeine volle Schönheit und Großartigkeit. Hier ſtrömen die Wildbäche aus den eiſigen Alpenbergen, — bilden ein Fünfſtromland, in dem jeder Felſenſtrom von anderen Märchen der Schönheit, der Größe und des Lich-

*) Teufel (Wodan der Wanderer).

**) Vergl. Renk „Im oberſten Inntal Tirols," pag. 94.

tes zu erzählen weiß. Es ſind auch Märchen der Freiheit, des Friedens, der Kraft und des Mutes; — was ſie aber auch alles von dieſen Dingen erzählen mögen, es ſind doch immer dieſelben Märchen des ewigen Eiſes. Gewaltige Worte rauſchen da unten die Quellen unter der Teufelsbrücke oder in der Dornauklamm, es ſind Worte von der einſtigen Weltherrſchaft des Eiſes, die heute noch eingeſchliffen ſind in die Randblöcke ureinſtiger Ströme.

Graue Felſen ohne Blumen,
Tote Halden ohne Tier,
Fruchtbereite Ackerkrumen
Liegen ſchweigend unter mir.

Auf des Urweltbuches Blättern
Ringelt ſich ein Ammonit
Und mir tönt in Schöpfungslettern
Gottes ewiges Schöpfungslied.

Und ein Kampf dringt da aus der Tiefe, toſend und grollend — darin klingen auch Worte von dem Kampf des Menſchen mit dem Eiſe, der viele, viele Jahrtauſende währt.

Wie die Finger einer Gotteshand, welche jeden einzelnen Menſchen in ein andres Paradies weiſen, vereinigen ſich die Gründe: Zillergrund, Stillup, Zemmgrund, Floiten und Dux. Und hinter ihnen ſtehen die Eiswächter: Reichenſpitze, Löffelſpitze, Schwarzenſtein, Hochfeiler, Schrammacher und Olperer.

Aber heute iſt uns das ganze Zauberreich mit demantenen Spangen verſchloſſen, wir können nur emporſchauen zu der ſilbernen, ſchleiernächtigen Pracht, über der die erſten Sterne zu erblühen beginnen. So ſitzen wir denn bald gemütlich beim M o i g g im altdeutſchen Stübele beim kniſternden Ofen und laſſen uns Geſchichten erzählen vom Lindenpfarrer, von der Teufelsbrücke und, wenn die Sagen zu Ende ſind, auch ein paar wahrhaftige Geſchichten, die von einer traurigen Wahrheit ſind: — von der Austreibung der Zillertaler . . .

Dabei hatten meine Freunde ſo aufmerkſam zugehört, . . . daß ſie gar nicht merkten, wie ich mit einemmal geheimnisvoll verſchwand, weil mir ſchon den ganzen Abend ein Wort gar ſeltſam und mit zwingender Macht in den Ohren raunte und mich nicht mehr los ließ, bis ich ſeinem Drängen Folge leiſtete. Und dieſes Zauberwort hieß: „Kaſteler".

Wißt ihr nicht, was Kaſteler iſt?

Nun wenn ihr einmal bei einem Dianl anklopft und ſie auch aufmacht und euch den Kaſten aufſperrt und aus demſelben eine großgeblumte Glasflaſche hervorlangt, — und wenn ſie dann ein kleines Tupferl danebenſtellt und einen ſelbſtgebrannten Enzeler hineinſchenkt und dann ſagt: „Toni, ich ſiech' di." Wenn dann unter: „D—" Do na, den Namen des Dianls ſag ich euch nicht! — „i hear di" der Schnaps mit allen Düften des Hochgebirges durch die Kehle rinnt, dann wißt ihr, was Kaſteler iſt.

— — — — — — — — — —

Der Kaſteler hat nichts geſchadet, wir ſind ſchon

ſehr früh nach Hippach gekommen, das abſeits vom Fremdenverkehr in idylliſcher Lage in der Bergböſchung liegt und für die wenigen Häuſer die ſtattliche Anzahl von vier Wirtshäuſern aufweiſt. Ich ſtieg zur Kirche empor, welche vom Morgenſtrahle noch nicht getroffen war, und erfreute mich der ſchönen Ausſicht am klaren Morgen. Meine Abſicht, die Grabinſchriften zu leſen, wurde teilweiſe vereitelt. Es war, als ob der Tod milde würde, als ob er ſich ſeiner Grauſamkeit ſchämen würde. Jetzt iſt ſchon alles geſtorben und die Waſſer ſind ſtill und überall blinkt ſchon das Weiß ſeines Leichentuches hervor. Und zu dieſen Zeiten iſt es, als wollte er in den Friedhöfen die Inſchriften, welche beſagen, daß da unten tote Menſchen liegen, überſchreiben und verdecken. Er ſchreibt mit glänzenden Buchſtaben, mit Reifnadeln, mit Diamanten, in denen der Strahl der Sonne, der Liebe Gottes, in allen ſeinen ſieben Farben wunderſam aufleuchtet.

Aber je höher die Sonne ſteigt, deſto mehr muß ihrem Schleier der blitzende Trug weichen, ſo daß die grauſame Schrift wieder mit dunkeln deutlichen Lettern vor mir ſteht:

Er mußte von uns ſcheiden
In der ſchönſten Blüte Zeit,
Geprüft durch viele Leiden
In die ferne Ewigkeit.
Ob er nun von jeder Pein
Jenſeits wird ſein verſchont,
Weiß der liebe Gott allein,
Der die Tugend nur belohnt.

Dieſer Spruch überläßt einmal Gott die Entſcheidung, während die meiſten andern gern ſelbſt über die jenſeitigen Verhältniſſe des Toten Aufſchluß geben.

Von einem Jakob G. heißt es:

. . ., welcher in ſeinem 25. Lebensjahr in Amerika durch einen unglücklichen Riht über einen Fluß in den Wellen ſeinen Geiſt aufgab . . .

Da beten bringt gewinn
So beten wir für Jakob hin.

Kurz aber ſinnig iſt folgendes:

Hier im ſtillen Todesheim (Todeshain)
Ruht ein ſeliges Gebein,
Die Welt bedauert ſeine Jugend,
Der Himmel freut ſich ſeiner Tugend.

Sehr undankbar iſt der Tote unter dem nächſten Kreuze. Und ein trockener Patron, ein Empiriker ſtrengſter Sorte muß er geweſen ſein, wenn ſeine Grabſchrift die Wahrheit ſpricht:

Ich hab die Welt verlaſſen,
Sie reut mich keine Stund,
Ein jeder muß ſie laſſen,
Die Erfahrung gibt dies kund.

Einen Zuſammenhang mit der Tiroler Volkstracht und der ewigen Glückſeligkeit hat ein anderer Tafelemaler herausgebracht. Er ſchreibt:

Er war ein Mann, der mit der Ahnen Tracht
Auch deren Glauben treu und feſt verband,

Der Glaube hat ihm ſüßen Troſt gebracht,
Den Lebensweg gezeigt (der führt) ins Himmelsland.

Wenn dieſe Verſe die Tiroler nur mehr beherzigen möchten, dann kämen mehr in den Himmel, — und in unſeren Tälern wären mehr Volkstrachten zu finden!

Eine faſt ſezeſſioniſtiſche Anwendung von Reimen findet ſich auf folgendem:

Schlafe, gute Schweſter, unterm Hügel
Deines Grabes froh und ſüß,
Zu Gott ſchwang ſich mit leichtem Flügel
Dein Geiſt ins Land der Ruh, o dies
Iſt unſer Troſt, bis aus der Gruft
Des Schöpfers Wort uns wieder ruft.

Ich weiß beſtimmt, daß im Hippacher Friedhof noch manches Sprüchlein zu finden geweſen wäre, aber des Todes eiſige Hand ruhte trotz der ſteigenden Sonne noch auf vielen Inſchriften.

Bald waren wir durch die Auen wieder nach Zell gekommen, wo einer von uns ſeinem unwiderſtehlichen Drang folgte und noch länger im luſtigen Zillertal blieb. Wir zwei aber fuhren bei den „Froſchmaggern", den Aſchauern, welche dieſen Namen aus demſelben Grunde führen, wie die Straßer, vorbei und verließen erſt in Ried wieder die Eiſenbahn.

Mein Freund wanderte auf der Landſtraße weiter, — ich aber erfuhr im Wirtshauſe von der ſchmucken Wirtstochter Moid, warum die Piller*) die „Och-

*) Pill bei Schwaz.

ſen" heißen — dieſe Geſchichte erzähle ich euch aber erſt in Uderns und warum man die Stanſer*) „Fackeln" nennt. Das war ſo:

Es ſollte nach Stans eine Prozeſſion kommen. Der Meßner, der ſchwache Augen hatte, ſah nun am Wege eine Schar daher ziehen und glaubte nun, das ſeien die erwarteten Wallfahrer und begann deshalb nach und nach, wie es ſich ſchickt, mit allen Glocken zu läuten. Die Leute kamen nun aus den Häuſern und ſahen, daß der Meßner ſtatt der Pilgerſchar einen Fackentrieb eingeläutet hatte. Seitdem heißen die Stanſer „Fackeln" und wenn ein Bue einen Stanſerbuebn zu einem Schmeißen anzwidern will, ſo ſingt er das Schnaderhüpfel:

In Staner Dörfei,
Da möcht i bleib'n,
Weil's allwei d' Fackeln
Ums Haus umatreibn.**)

Wenn das geſchieht, kanns leicht blutige Köpfe geben, — denn die Dorfehre gilt viel bei den Tirolerbauern.

Von Geiſtern erzählte mir die Moid, die ſchon erwähnte Ramſauerſage, wußte aber ſonſt nicht viel zu berichten, weil immer weniger im Huangacht davon vorkommt und nach dem Ausſpruche eines Aſchauer Bauern ſogar die Geiſtlichen nicht mehr an die Geiſter glauben.

*) Stans zwiſchen Schwaz und Jenbach.

**) Variante: Weil — — — ummaſchrein.

Die Rieder Kirche ſteht auf einem erhöhten Punkte und iſt nicht vom Friedhofe umzirkt. Sie trägt an der Außenwand das Bild Johannes des Täufers und das Lamm Gottes, ferner eine Sonnenuhr. Dazu gehören die Verſe:

Da Joann das Lamm dir weiſet,
Das allein die Seelen ſpeiſet,
Stündlich dich zu dieſem wende
Und die Liebespfeile ſende.

Mehr talauswärts liegt der Friedhof, in welchem mir wieder die Vereiſung der Inſchriften ſo manches verhüllte. Ich bringe alſo das wenige, was ich fand:

Wenn ihr, o Freund,
Mit mir's gut meint,
Wohl öfter an mich denkt
Und mir die Andacht ſchenkt,
Löſcht aus die Pein,
Wie leicht kanns ſein!

Schön iſt die Himmelshoffnung in den Verſen zu finden:

Wohl mir, ich weiß, woher es ſchallet,
Es deutet hin in große Fernen;
Oft unter meiner Hoffnung wallet
Der Himmel hin mit ſeinen Sternen.

Unbeholfener iſt die Hand des Dichters in Folgendem:

Unſere Mutter lebt nicht mehr,
Sie iſt in unſerem Kreiſe leer,

Sie reicht uns nicht mehr ihre Hand,
Es iſt zerriſſen dieſes Band.

Ein anderer ruft das Ehrgefühl gegen das Erdenleid auf:

Fühl', o Menſch, dich doch geehret,
Trifft dich banger Schmerz,
Denn durch bitteres Leid verkläret
Gott dein zagend Herz. — —

Ich aber fühlte nun großen Hunger und eilte nach Uderns und Finſing, ſo ſchnell ich konnte, denn ich wußte, daß mein Freund ſchon vor einer Knödelſchüſſel ſitze und an ihrem Inhalt die Vergänglichkeit des Irdiſchen demonſtriere. Auch ich ſchließe mich dieſer wenig anſtrengenden Tätigkeit an und bringe es zuſtande, drei dieſer Weltſphären der Vernichtung zu weihen. Unterdeſſen erzählt uns die Wirtin einen alten Gaſſelreim.

Jez kim i her
Von unten und von oben,
Von Grund und von Boden,
Von Niren und von Naren,
I bin zu alle Ding gwachſen,
Dianl eppa nit wegen deiner Schienigkeit wegen!
Soweit der Erdboden grün und der Himmel
blob iſt,
Geits kuan ſöllen Dokter und Bader,
Als wie i und mei alter Vater.
Jez Weiberleut will i enk eppes derzählen

Zu an Glachter und an Gſpoas,*)
Wie i auf der Welt bin umkroaſt**) — —

Er erzählt nun ſeine Erlebniſſe ſeit ſeinem dreizehnten Jahre — er zieht als Bauerndoktor durchs Land und vollführt ſeine Roßkuren, aber nur an Weibern:

Die Tollfueßeten[1]) hun i gſchnoat,
Die Schelchenklet'n hun i eindrahnt,[2])
Die Flaggohret'n hun i's zuihignahnt,[3])
Die Fotzigen[4]) hun i bunden,
Die Neunhäutigen[5]) hun i g'ſchunden,
Den Rotzigen hun i a Pipp ungſteckt,
Die Kurzen hun i in die Länge gereckt,
Die Longkragaten[6]) hun i taucht,
Da hun i mei Kroft wohl garaus gebraucht.

Die größte Mühe hat der Schnaggler mit der Kur einer Eiferſüchtigen, für welche er eine Lexier bereitet, von deren Beſtandteilen ich hier nur einige mitteilen kann:

Das Herz von oaner rupfan Pfoat,[7])
Von an alten Strohſack's Eingewoad,
A Fuder Schüberſtiefel,[8])
A Fuder Ha,[9]) — — —
Neuntauſend Roßnägel, — —
A'n alts Alſtereſt[10]) — — —

Mit einem Schaff Waſſer mußte die Eiferſüchtige

*) Spaß. **) gereiſt. [1]) Großfüßige zugeſchnitten. [2]) Krummfüßige zurechtgedreht. [3]) Abſtehende Ohren angenäht. [4]) Schwätzerinnen den Mund verbunden. [5]) Dickfelligen. [6]) Langhalſig. [7]) Grobes Hemd. [8]) Gerippe des Heuſchobers. [9]) Heu. [10]) Elſternneſt.

dieſe ſeltſamen Heilmittel, von denen hier nur die appetitlichſten genannt ſind, verſchlingen, was natürlich durch drei Tage und Nächte die unangenehmſten Folgen hatte. Aus dieſen verſtand der Bauer für ſeine Felder Nutzen zu ziehen, welche Arbeit:

„— — — hat gewährt
Sechs Wochen und drei Tag
Und fertig is no nit, wie i glab."

Daß auf den Schnaggler, den ſo ein Bue, der alle Weiberleutkrankheiten kurieren, und noch dazu ſo ſchöne, lange*) Gaſſelreime herſagen kann, macht, das Kammerfenſterl von einem Dianl nicht verſchloſſen bleibt, könnt ihr euch wohl denken.

Nun erfahren wir noch, warum die Uderner die „Roßaufhänger" genannt werden. Das iſt die gleiche Geſchichte, wie bei den Pillerochſen:

In Uderns wuchs hoch droben am Kirchturm ein Büſchel Gras aus einer Ritze. Um den nicht ungenützt verderben zu laſſen, banden ſie einem Roß ein Seil um den Hals und zogen es in die Höhe. Alsbald ſtreckte das Roß die Zunge aus dem Maul und die Bauern ſagten, „jetzt kommt ſchon der Glurſt." Aber das Roß hing droben beim Grasbüſchel und fraß nicht, trotzdem die Bauern ihm unten zuriefen: „Friß Blaß." Als das Roß wieder abgeſeilt wurde, war es verendet. Seitdem heißt man die Uderner die Roßaufhänger.

Dieſe Geſchichte iſt nun teilweiſe dem Volksgedächtniſſe bereits entſchwunden, man ſuchte deshalb

*) Der vollſtändige Gaſſelreim umfaßt 165 Verſe.

nach einer anderen, der modern-praktiſchen Auffaſſung beſſer entſprechenden Erklärung. Dieſe lautet:

In der Nähe befinden ſich ſo viele Sümpfe, daß oft Röſſer und Geſpanne einſinken und man genötigt iſt, dieſe mit Stricken aus dem Moraſte zu ziehen.

Ebenſo läßt der Name „Hinaufholzer", den die benachbarten Finſinger führen, eine volksſchwankliche ältere und eine reale neuere Deutung zu:

Die Finſinger holzten einſt hoch oben am Berge und führten die gefällten Stämme auf ſchwer beladenen Wägen dem Wege nach ins Tal. Die Stämme waren durch ſtarke Eiſenketten zuſammengebunden. Eine dieſer Ketten aber brach plötzlich, die Stämme ſtürzten in eine ſteile Waldrinſe mit raſendem Trieb zu Tal. Nun war aber unter den Finſinger Holzern ein Ganzgeſcheiter, der herausfand, daß auf dieſe Weiſe die Inſtalbeförderung viel ſchneller vor ſich ginge. Das ſahen die anderen Holzknechte auch ein, ſie rannten ins Tal, beluden mit allen bereits hinabgeförderten Stämmen die Wagen, führten dieſe wieder den Berg hinauf, löſten auf der Höhe droben die Ketten und ließen das Holz nun luſtig ins Tal ſchießen. Dieſes ſchlaue Stücklein trug ihnen den Namen „Hinaufholzer" ein.*)

Hingegen beſagt die neuere, örtliche Deutung:

Die Waldgrenze von Finſing liegt jenſeits des Berggrates. Daher kommt es, daß die Finſinger das Holz aus jenem Waldteile zuerſt zum Grate hinauf und erſt dann ins Tal führen können.

*) Dasſelbe erzählte man von den Kalterern auf der Mendel.

Vom Friedhof in Uderns berichte ich heute nur, daß er mancherlei enthält, weil ich an anderer Stelle darüber erzählen werde.*)

Ein paar Häuser weiter und man steht schon wieder vor einem Wirtshause, an dem man nicht vorbei gehen darf. Aber da geht der erste Weg in die Kuchel, wo die Moid bei der Schmalzpfannen steht; und die Moid wird in die Stuben geholt, die Moni weiß jetzt auch schon, was los ist, sie holt die Guitarre und den Wirt und bald ist ein Gsangl im Gang. Und je mehr Liedln, desto mehr Sterndl kommen am Himmel aufgezogen. Was da alles in Tönen aufwärts steigt und die Sternlein ruft, das sag ich euch nicht, denn ihr sollt selbst ins Zillertal gehen, um die hellen Lieder zu hören.

Damit wir vom ganzen Zillertal die Uebernamen wissen, muß ich noch vermelden, warum man die Kapfinger die „Knödl" nennt:

Ja, zu einer Zeit, als die Leute noch viel stärker waren, als jetzt, da waren halt auch die Knödel viel größer und fester als heutzutage. Besonders die Gasteiger Bäuerin kochte so keife Trümmer, daß man sie hätt' in Kanonen laden können und sie wären doch nicht zerspritzt. Einmal saß der Bauer und die Ehhalten beim Mittagstisch und ein Knecht bemühte sich vergebens, eines halt gar zu festen Knödels Herr zu werden. Da packte ihn der Zorn und er warf den Knödel durchs Fenster. Der flog nach Kapfing und prallte mit einer solchen Gewalt an eine Hausmauer, daß sie einbrach.

*) Der Tod in den Alpen (noch ungedruckter Teil). Kap. 21.

So, nun wißt ihr auch das, — warum die Fügner „Ampellecker" heißen, habe ich ſchon in der letzten Wanderung erzählt, — es wäre auch nimmer Zeit dazu, denn ſo klein die Zillertalerbahn iſt, verſäumen darf man ſich doch nicht.

Ein Allerſeelengang

Am Allerſeelenſonntag gehe ich immer allein, — — dort an den Berghängen, wo die Buchen am roteſten ſind, ſo rot, als bluteten die Berge. Mögen die drunten in den Friedhöfen mit Lichtern, Kränzen, Palmzweigen, Blumenſtöcken, Putz und Tratſch ihr Totenfeſt feiern und glauben, daß ſie die Toten ebenſo betrügen, wie die Lebenden, mögen ſie glauben, daß ihr geiſtloſes Lippengebet irgendwo gehört wird. Es ſind ja auch viele darunter, welche wirklich lieben, wirklich glauben und denen der Gräberſchmuck nicht Flitter, ſondern das Symbol der ewigen Wiederkehr iſt.

Die Menſchen heute ihrer Toten denken,
Ueber verfalbtes Laub der Nebel weht,
In glückliche Vergangenheit verſenken
Die Menſchen Tränen, Wünſche und Gebet.

Sie ahnen alle noch das ewige Werde,
Die an den buntbekränzten Gräbern ſtehn,
Sie laſſen alle über ſchwarzer Erde
Fromm ihres Glaubens helle Flammen wehn.

Vor Tagen war ich in die Berge emporgeſtiegen und hatte Höhenzirbelzweige für einen Kranz ums Kreuz meiner Eltern gebrochen, hatte dabei ſtill und

allein der längſt ſchon Toten gedacht; — am Allerſeelenſonntag aber mache ich die Friedhoftür nicht auf, ſondern wandre weit, weit weg und niemand darf mit mir gehen.

* *
*

Die ſchroffen Wände des Sonnwendjochs, die im Sommer mit Edelweiß beſternt ſind, waren von dichten, milchweißen Nebeln umzogen, die ſchweren Schwaden ſanken über die Fichtenwälder bis herab auf die Hügel und Felder, wo hier und dort die Flamme eines roten Kirſchbaumes in ſie machtlos hineinloderte. Eine feuchte Stille lag regungslos über dem Dorfe Brixlegg — in den ſtaketenzaunumgrenzten Gärten ſtanden die letzten tapferen Phlorblüten — ſonſt war alles geſtorben; Aſtern, Dahlien, Georginen: alles, alles.

Nein — dort an der Hauswand kletterte noch eine Wicke empor und dürſtete mit weitoffenen dunkelvioletten Kelchen nach Sonne, an jener Haustür ſtanden zwei Oleanderbäume mit roſigen Blüten, welche nicht ſterben wollten.

Ich ſchritt über die Alpacherbrücke und dann hügelaufwärts. Gelbes Laub raſchelt unter den Füßen, im verbraunenden Graſe zittern noch ein paar blaue Glockenblumen, ſtarrt noch ein goldener Hahnenfuß in die Höhe und wartet die bleiche Schafgarbe, bis der Tod kommt. Und richtig, das allzeitgetreue Abbild unſerer lieben Mutter Sonne, das auch unter dem Schnee nicht zu vertreiben iſt, das Gänſeblümchen iſt auch noch da.

Sei mir gegrüßt, du lieber Augentroſt, du kleines ewiges Symbol der Sonnenunſterblichkeit!

Deine großen goldenen Schweſtern, die goldenen Sonnenblumen, welche im Frühherbſt die Sonnenbotſchaft in den Gärten flammten, ſind ſchon ſtrahlenlos geworden und ſenken die Häupter und hungernde Vögel picken die Kerne, in denen ſo helle Sonnenlieder ſchlafen.

Aber, du, kleine Sonnenprieſterin, du biſt noch da, du allzeitgetreue Verkünderin der frohen Botſchaft!

Dieſer Spätherbſt iſt arm, er hat nur wenig zu verſchenken. Aber das wenige freut uns umſo inniger — macht es auch bei mir ſo, laßt euch das wenige zu Herzen gehen; — viel kann ich nicht bringen aus dieſen armen Tagen.

Bei einer Wegteilung neben dem Mühlbergl, auf dem ſich das Ludwig Steub-Denkmal befindet, entſcheide ich mich nach dem Dorfe Reith zu wandern. In den Feldern graſen die Kühe, langſames Schellengeläute ſchwingt in müden Wellen über den Rieden hin, den Weg begrenzt eine niedere Mauer, Beiſelbeerſtauden ſtrecken ihre dornigen nackten Zweige, von denen des Herbſtes Hand die glühroten Korallen ſchon abgeſtreift hat, in die regloſe Luft. Rote Eichen beginnen ihren Eichentrotz, mit dem ſie ihr Laub gegen alle Gewalten des Froſtes durch den ganzen wilden Winter verteidigen. Es iſt, als zweifelten ſie an der ewigen Sonnenwiederkehr, denn ſie laſſen ihr Laub nicht her, bevor nicht die Frühlingsſonne die neuen Blätter aus den Knoſpen ruft. Am Boden wirren ſich modernde Erdbeerblätter, da und dort liegt eine braune Farrenfeder und wankt

ein rotgelbes Wolfsmilchſtämmlein.

Was iſt das?

Ein König auf ſeinem Throne.

Allerdings ſchaut der König ſehr ſonderbar aus und der Thron nicht minder.

Der König iſt ein alter Bauer, der nicht mehr allzuviel taugt für dieſe Arbeitswelt, und der Thron iſt ein hohes verwittertes Holzgeſtell, einer Malerſtafflei ähnlich, auf dem der Bauer ſitzt und ſtolz die weidenden Herden überblickt.

Aber nicht alle Hütebilder ſind ſo friedlich: dort drüben unter den roten Kirſchbäumen äußert ein Kalb ganz nachdrücklich eine andere Willensrichtung, als der kleine blondhaarige Bauernbub, der es am Schweif zieht, um ihm ſeine Anſichten begreiflich zu machen. Vor dem Haidachhofe zweigt rechts ein Gangſteiglein ab. Nachdem das Feld durchſchritten, komme ich ins Geforch und Gefeucht und ſtehe bald auf der zweiten Wieſenebene, auf welcher das Dorf Reith liegt. Ob das Dorf wirklich römiſchen Urſprungs iſt, will ich nicht unterſuchen, aber jedenfalls ſehr aus der guten alten Zeit ſtammen die vielen Ziſternen, welche die Brunnen erſetzen. Ziggelbrunnen findet man ja in Tirol noch häufig, aber das bibliſche Waſſerverſorgungsſyſtem, von dem der egyptiſche Joſef zu erzählen weiß, in einem ganzen Dorfe herrſchend zu finden, überraſcht doch einigermaßen.

Aber das ſoll nicht das einzige altertümliche ſein. Die ſchindelgedeckten, ſammetbraunen Holzhäuſeln mit den langen Söllern, mit dem türkenkolbenbehängten

Geſtäng, mit dem Glockentürmel am Giebel, laſſen uns nicht zweifeln, daß wir in einem Stück Alttirol ſind. Die Stare würden es von ihren Starenhäuſeln herabpfeifen, wenn ſie nicht ſchon nach dem ſonnigen wonnigen Süden gezogen wären. Von gar alten, alten Zeiten aber reden die drei Kreuze über Fenſtern und Türen, die heiligen Aſenzeichen, die verhüten ſollen, daß das wilde Gejaid nicht hereinkann. Ja, durchs Alpachtal brauſt gar oft das wilde Gejaid; — doch das erzähl ich ein anderes Mal.

Irgendwo iſt ein Schuß gefallen. Im Felde fliegen kreiſchend die Raben vom Boden auf die raſchelnden Türkenſchöber. Groß iſt der Schreck nicht geweſen, denn ſie laſſen ſich gleich wieder ruhig nieder.

Hinter einem Haus hervor ſchleppt ein junger Burſch eine Leiter . . .

Holla, Hieſei, beim Tag geht man doch nicht fenſterln! Das weiß er ſchon ſelber; aber was die Leiter vielleicht zu erzählen weiß von verſchwiegenen Nächten und duftenden Nelkenſtöcken und leiſen heißen Worten?

Heute ſteigt der Burſch nur aufs Dach und legt ſchwere Steine auf die Schindeln, denn bald kommen wilde Zeiten mit toſenden Schneeſtürmen.

Da keucht der Landbriefträger daher und ruft den Burſchen an, denn er hat einen Brief für ihn — wahrſcheinlich von dem Diandl, von dem die Leiter ſo viel zu erzählen wüßte, wenn ſie reden könnte.

Dafür will ich euch etwas erzählen, aber nicht von einer Leiter, einem Buben und einem Diandl — das verſchweig ich lieber — aber doch eine wahrhaftige Ge-

ſchichte von einem Brief, einem Diandl und einem jungen Burſchen, die ſich in der Nähe von Reith zugetragen hat.

Eines ſchönen Tages bekam ich einen Brief, deſſen Aufſchrift ſchon ahnen ließ, daß — damals gab es in Innsbruck auch noch keine — keine Univerſitätshörerin ihn verfaßt habe.

Die Aufſchrift lautete:

An

Wohlgebornem Herrn
Stud. Phil. Anton Benk

Univerſität
Innſbruk.

Dieſen Brief hatte ich vormittag von der Univerſität nach Hauſe gebracht. Meine Tante ſah die ſeltſame Aufſchrift und fragte mich, wo der Brief her ſei. Ich antwortete, von einem Unterländerdiandl und machte eine Andeutung, ungefähr im Sinne der Verſe Karl Stielers:

„Hamm a ſchons Gloria g'ſungen,
Voneh's no z'ammgläut hat".

Nachmittag machte ich einen Ausflug und vergaß den offenen Brief. Als ich abends heimkam, trat meine beſorgte Tante bitterlich weinend ins Zimmer und ſagte:

„Alſo dös a no! Iſt's wirklich wahr, daß du a ledigs Kind haſt? Dö Schand, dö Schand!"

Noch einmal ging die Tür auf und der graue Kopf meiner einſtigen Kindsmagd Thres wurde ſichtbar. Das

Geſicht war auch tränenüberſtrömt und traurig klangen die Worte:

„In die Welt außiſteſſen können wir dös arme Haſcherl do nit! Mir müeſſens decht aufziechn zu an ordentlichen Menſchen.“

Nun wußte ich alſo, was mit meinem Kinde zu geſchehen hatte — wenn ich nur eines gehabt hätte.

Der Brief lautet wörtlich:

Lieber Anton!

Schon lange habe ich in Sinne gehabt, an Dich eine Frage zu ſtellen wafs es den iſt, das Du mir nichts ſchückeſt und warte ſchon lange mit Senſucht. Erinnerſt Du Dich noch, wie Du mir verſprochen haſt, das Du es mir bis in virzen Tagen ganz beſchdimbt ſchückeſt und jetzt gets ſchon ins drite Monat und habe es noch nicht bekomen. Unvergäßlicher Anton mit wahren aufrichtigen Herzen bitte ich Dich, ſchücke es mir, ich werde Dir mehrehre Lieder und Jurvers eine Andword mit Freude bald überſenden. Jetzt mus ich das Schreiben beſchlüßen mit vielen Grüßen an Dich Anton und ich verbleibe bis ich es bekomme die Kummerſchwehre . . .

Wie das Dianl heißt, wollt ihr wiſſen?

Ehnrl!

Wo der Bauernhof iſt, wollt ihr wiſſen? Jetzt hinter roten Kirſchbäumen.

Was aus dem Kinde geworden iſt, wollt ihr wiſſen? Gar nichts — mein ganzes Verbrechen war das: ich war mit meinem photographiſchen Apparate ausgerüſtet ins Unterland gezogen und hatte dort ſchöne Gegenden und

ſaubre Dianln photographiert — oder wenn ihr wollt, letzteres mehr — war auch nach Reith gekommen und hatte die . . . jetzt hätt' ich bald den Namen verraten! . . auch auf einer Platte im Kaſten heimgetragen. Aber das Bild war ſchlecht ausgefallen, drum hab ich keines abgeſandt.

Daher die Tränen — und das Kind iſt heute noch nicht geboren.

Aber vielleicht hat einmal derſelbe Landbriefträger den verhängnisvollen Brief ins Tal getragen.

Deshalb habe ich die Geſchichte erzählt, ja und auch, daß wir nicht gar zu traurig werden, wenn wir jetzt in den Friedhof gehen.

Die Vordertüre der ſtattlichen Kirche, welche als Patron den heiligen Petrus hat, war geſchloſſen. Von der Friedhofſeite fand ich Einlaß. Vor dem Altare ſtand auf einer Tragbahre ein Sarg mit einem gelbbekreuzten, ſchwarzen Tuche überdeckt, die Erinnerung an den Seelengottesdienſt. Am Kirchengewölbe ſieht man Darſtellungen aus dem Leben Petri; die Verleihung der Schlüſſelgewalt, den Sturz des zum Himmel fliegenden Zauberers, die durch den Engel erfolgende Befreiung aus dem Gefängnis und die Kreuzigung darſtellend. Ein gotiſcher Taufſtein fiel mir auf.

Neben der Kirche ſteht die ehemalige Totenkapelle. An ihren einſtigen Zweck erinnern die mit Totenköpfen bemalten Fenſtervorhänge. Jetzt wurde ſie in eine Lourdeskapelle umgewandelt.

Im Friedhofe ſah ich zumeiſt Gußeiſenkreuze und

dachte mir infolgedeſſen gleich, daß an Grabſchriften nicht viel Ausbeute zu finden ſein werde:

Chriſtlich leben, Chriſtlich ſterben
Iſt der ſchönſte Ehrenpreus;
Tracht ernſt in zu erwerben,
Koſtet er auch bittern Schweis.

Ich habe dieſen Vers abſichtlich in der Rechtſchreibung der Tafel niedergeſchrieben und möchte an dieſer Stelle einmal die Frage ſtellen, ob dieſes Vorgehen berechtigt iſt. Zur Erläuterung ein zweiter Vers, welcher richtiggeſtellt lauten würde.

Gebet erſchließt[1]) das Himmelreich,
Die Träne macht[2]) das Herz nur weich,
Darum die Tote klagend ſpricht:[3])
Des[4]) Mitleids Tränen[5]) will ich nicht.
Jedoch,[6]) was ſie[7]) von euch erfleht,
Iſt viel, recht viel Gebet.

Vielleicht iſt hier die Stelle, einmal offen anzufragen, in welchen Fällen die genaue Wiedergabe ſolcher Verſe Pflicht iſt, und in welchen eine künſtleriſche Rekonſtruierung des Urſprünglichen, eine Ausmerzung des Mißverſtandenen, eine künſtleriſche Vervollkommnung, die auf Wahrſcheinlichkeitsgründen fußt, erlaubt oder geboten iſt. Bei Inſchriften, die durch Schreibweiſe oder Satzſtellung ganz unbeabſichtigte Wirkungen hervorbringen, bei Inſchriften, welche eine beſtimmte Zeit

Wirklicher Text: [1]) erſchlieſt. [2]) mach. [3]) ruft. [4]) „des“ iſt ausgelaſſen. [5]) „Mitleidstränen“ iſt zuſammengeſchrieben. [6]) „Jedoch“ fehlt. [7]) Sie

deutlich ausdrücken ſollen, bin ich für die buchſtabengetreue Wiedergabe, ſonſt aber, glaube ich, ſoll man nicht profeſſorenhaft über einzelne Schreibfehler der Bauern zu Gericht ſitzen, ſondern eher ſich befleißigen, Form und Sinn möglichſt zurecht zu ſtellen.

Alſo die reſolute Bäuerin hier unten in der Erde hielt es mit Friedrich Nietzſche, ſie will kein Mitleid haben — die andere Tote, welcher das Erwerben des Ehrenpreiſes ſo viel Schweiß koſtete, wird nun auch ausgeſchwitzt haben, falls nicht etwa Reinigungsflammen ihr noch heiß zuſetzen. Zuverſichtlich vom Mund auf aber in den Himmel gekommen iſt die „ehrſame Jungfrau", denn es heißt auf ihrem Täfelein:

Das iſt der allerſchönſte Tod,
Wenn eine Jungfrau geht zu Gott,
Nicht hängt an dieſer Welt ihr Herz,
Es ſchwingt ſich freudig himmelwärts.

Die Sehnſucht des Volkes nach Rhythmus und Reim findet in folgendem Spruche dankbarer Kinder, welche ſelbſt Gottes viertes Gebot verſifizieren ließen, einfach rührenden Ausdruck:

Iſt wahr und kein Gedicht,
Was dieſes Sprüchlein ſpricht:
Der ſeine Eltern liebt und ehrt,
Iſt eines langen Lebens wert.

Ich habe oft bemerkt, daß auf den Soldatengräbern meiſt ſehr innige und originelle Verſe ſtehen. Es iſt dies aus zwei Gründen begreiflich: Die Jugend des Soldaten erhöht die Tragik ſeines Todes. Auch das trägt dazu

bei, daß der Soldat fern von ſeiner Heimat ſtirbt, erleide er nun einen Soldatentod oder einen Spitalstod. Der Soldat ſteht außerhalb der Gemeinde, ſteht über ihr, ſein Stand gibt Anlaß zu originellen Verſen. Am Grabe eines fünfundzwanzigjährigen Kaiſerjägers ſtehen die Verſe:

Sie' Herr Jeſu, Himmelskönig,
Dein Soldat iſt untertänig,
Deine Fahne winket mir,
Treu und mutig folg ich ihr.
Doch ihr treuen Freunde all,
In der Heimat und üb'rall,
Betet, daß mir Gott verleiht
Gnade und Barmherzigkeit.

Die Allerſeelenausſchmückung der Gräber iſt verſchieden. Wir finden Buchs- und Weißtannenzweige, Chryſanthemen, Alpenroſenblätter, Wermutſtauden, Löwenmaulſtöcke, rote und ſchwarze Vogelbeeren. Mit „Schneeballelen" oder Hagedütſch (Hetſchepetſch) iſt ein Herz, ein Kreuz oder der Name Jeſu eingelegt. Manche Gräber überdeckt ſchneeweißer Kies.

Hier ſieht man noch die äußeren Zeichen der Totenverehrung, die anderen findet man in Brauch, Glaube und Sitte.

In der Allerſeelennacht werden die armen Seelen ihrer Qualen entledigt und dürfen auf die Erde kommen. Deshalb heizt man in den Stuben ein, denn es leiden viele in den Fernern droben die „kalte Pein". Die können ſich an den Oefen die eine Nacht wärmen. Andere

freilich kommen aus dem Fegefeuer und haben arge Brandwunden am Körper. Für die ſteht ein Lichtlein und eine Schüſſel mit Schmalz oder Oel zurecht, damit ſie ihre Wunden ſalben können. Auch Speiſen werden aufgeſtellt.

Fröſche und Kröten dürfen an dieſen Tagen nicht totgeſchlagen werden, weil die armen Seelen in ihnen ſtecken. Die Stürme, die durchs Alpachtal brauſen, nennt man den Allerſeelenwind, in ihm fahren die armen Seelen. In der Allerſeelennacht gehen die armen Seelen zum Opfer und ein toter Prieſter lieſt ihnen die Totenmeſſe. Wer ſich an die Kirchenſchwelle legt und ſchweigend alle über ſich in den Friedhof gehen läßt, der kann ſich unſichtbar machen. Wer unter Zwölfuhrſchlagen dreimal die Totenbahre um die Kirche trägt,*) dem werden alle Wünſche erfüllt. Er muß aber einen Freund mitnehmen, der die armen Seelen von der Bahre jagt, wenn ſie ſich daraufſetzen wollen. Mit dem zwölften Schlage aber muß die Bahre wieder bei der Totenkapelle ſtehen, ſonſt würden die Träger von den Geiſtern zerriſſen.

Um vier Uhr früh erſchallen am Allerſeelentag die Glocken, man tut „Seelenausläuten". In den Bauernhöfen beten die Leute einen Pſalter — in die Kirche aber gehen ſie nicht. Bei den Umgängen, die immer dreimal um den Friedhof ſtattfinden, dürfen nur die Män-

*) Vgl. Zingerle. Zingerle bringt irrtümlich die Zeitbeſtimmung von 11—12 Uhr nachts. Dieſe Stunde ſpielt in keinen Sagen eine Rolle, eher zwölf bis eins. Beim Bahreherumtragen iſt ſelbſtverſtändlich nur die kurze Zeit des Zwölfuhrſchlagens ſinngemäß und durch andere Sagen belegt.

ner teilnehmen, die Weiber müſſen in der Kirche bleiben.

Sollte man am Ende um die ewige Ruhe der Toten beſorgt ſein, wenn die Weiber mitgehen?

Nicht bloß für die Toten ſorgt der Alpacher, für die Dorfarmen, die von Haus zu Haus ziehen, werden „Loabelen" gebacken. In anderen Höfen erhalten die Bettler in der Allerſeelenoktav „Troad".

Natürlich wird auch der Kleinen nicht vergeſſen, ſie erhalten Brotbäckereien von beträchtlichem Umfang — die Mädchen, die künftigen Hausmütter, Hennen, die Burſchen, die künftigen Wildſchützen, Hirſche und Haſen.

Nun genug von dem für heute. Von dieſen Brauchtümern ſind zwar jetzt nicht mehr alle im Schwunge, aber vor wenigen Jahren noch behaupteten ſie ihr Altvaterrecht. Daß in einem ſo ahnentreuen Tale auch die alten Geiſter noch hauſen, brauch ich wohl nicht zu ſagen. Da zieht noch die Berchtl mit ihren Kindern, toſt die wilde Fahrt, ſpinnen ſalige Fräulein und kämmen goldene Locken, an der Berglehne der „reichen Felder" ſtehen rieſenhafte Erzhüter, in Felſengrotten wohnen uralte Zwerge mit weißen Bärten, am Geſteine klopfen ſuchende Venediger Männlein, unter den Haſelſtauden ſchläft der zauberiſche Haſelwurm, es erblühen goldene Blumen unter den Sträuchern und goldene Zirbel hängen von den Aeſten. Ganz alte Leute haben in hellen Nächten einen Teufel umgehen geſehen, der ſchneeweiß war und leuchtende goldene Hörner auf ſeinem Bocksſchädel trug.

Aber von alledem will ich heute nichts erzählen — ein andermal, wenn ich wieder die Bergſtiefel angezogen habe und in die hinterſten Talwinkel, in die verlaſſenſten

Einſchichthöfe gegangen bin, will ich davon genaue Kunde geben.

Ich wandere der Straße nach wieder Brixlegg zu. Aus den Lichten des Waldes flammen ſchlanke Lärchen mit zartem Goldbehang empor. Auf den goldenen Zweigen ſitzen armenſeelenſtille Vögelein — nur ſelten ſingt ein einſames ein ſchüchternes Lied, aber bald iſt die Sangesluſt wieder verſchwunden. — Dort unten am Bache ſteht ein Bauernhaus — eine Frau trägt einen Kranz mit einer Schleife ins Haus — ja ſo, jetzt weiß ich, warum das Vöglein auf einmal ſtill geworden iſt.

Ein wilder Roſenſtrauch ſteht am Wege — er trägt keine roten Früchte mehr — die hat eine Hand für ein Grab gebrochen . . .

Den Weg herauf kommt ein Bauer, der trägt eine Armenſeelenhenne und einen Armenſeelenhirſch zu hinterſt ins Tal ſeinen Kindern heim. Die werden große Augen machen und es hoffentlich nicht dabei bewenden laſſen, ſondern dem Allerſeelenbäcker auch gewaltig Ehre antun.

Großmutter erzählt dann, daß man keine Broſamen fallen laſſen darf, weil da die armen Seelen weinen und der Teufel einen feurigen Laib backe, den er einem beim jüngſten Gericht um die Ohren haue. — Und die Kinder horchen und eſſen mit Andacht.

Unten im Tale rauſcht der Bach. Der ſchlanke Kirchturm des lieblichen Oertleins Mehrn ragt empor. Ueber Brixlegg ſchwebt die Rauchfahne eines Fabriksſchlotes. Ich ſteige wieder ins Tal. Einem Glaſer bin ich noch begegnet, der Fenſterſcheiben ins Alpach trägt. Möge ihm

in den ſtillen Wäldern kein ſo boshafter Waldgeiſt begegnen, wie Rübezahl, ſonſt klirreklirreklirr und die Alpacher Dianln hätten im Winter keine Fenſterln zum Fenſterln!

Nun ſtehe ich an der Arche und nehme wieder einmal Abſchied von meinem lieben Unterinntal. Aber ich komme wieder, ehe am Alpacher Friedhof der Tod mit glänzendem Rauhreif die Inſchriften überſilbert, ſo daß man ſie nicht leſen kann. Ich habe ſie ſo gern, dieſe letzten Spätherbſttage:

Das ſind die letzten Spätherbſttage
Mit heller Frage, greller Klage,
Mit Gruß aus weiten Ewigkeiten;
Ich bin ſo ſtumm und bin ſo ſtill,
Die leichenbleichen Zeiten ſchreiten,
Ich will und weiß nicht, was ich will.

Des Friedhofs Eiſenkreuze ſchimmern
Und ſtille tilgt des Todes Hand
Mit des Novemberreifes Flimmern
Die Namen, welche drauf genannt.

Der Antlaßritt

Eines blauen Frühlingshimmels strahlende Unendlichkeit weitete sich sehnsüchtig glanz- und gnadenvoll über dem Tale und ließ in schweren Fluten Licht verströmen. Die Wiesen leuchteten in ihrem wildmärchenhaftesten Schmucke. Es war, als ob die Blumenkönigin nichts Grünes mehr habe sehen wollen, denn in der reichsten Menge hatte sie weiße Margaritensterne hingesäet, so daß es schien, als wenn die Wiese frisch beschneit wäre. Ebenso verschwenderisch war sie mit den blauen Glockenblumen, als wollte sie die Wiese in einen See verzaubern, und da das Blau der Glockenblumen ihr nicht reichte, nahm sie kleine blaue Stiefmütterchen, welche trotz ihrer Unscheinbarkeit ihr das Blütenwunder vollenden halfen. Auch mit den Goldfiligranarbeiten ihrer Kunst, mit dem gelben Hahnenfuß, geizte sie nicht; er funkelte über allen Feldern. Die letzten Apfelbäume waren im Verblühen und die ersten Bläulinge wirbelten in geselligem Reigen von der Straße auf, während fernwaldher ein Kuckucksruf mir ein Lied gab.

Sternüberstreut ist jeder Ast,
Es wird dem Apfelbaum zu schwer,
D'rum gibt er seine Silberlast

Dem gold'nen Frühlingswinde her.
Und halmenhoch im Wieſenland
Der ſtolze gelbe Hahnfuß ſteht,
Als hätt' ihn eines Gottes Hand
Als blanken Goldſtaub ausgeſät.
Die Schwalben bringen Halm um Halm
Und fliegen zu und fliegen ab,
Und ſingen Jenem einen Pſalm,
Der ihnen eine Heimſtatt gab.
Und aus dem tiefſten Waldgerott
Klingt ein verträumter Vogelruf:
Kuckuck! — Wo biſt du, lieber Gott,
Der alle dieſe Schönheit ſchuf? . . .

Es war ein ſonnenfunkelnder Frohnleichnamstag, als ich nach Kirchberg im Brixentale wanderte, um mir den Antlaßritt, eine der merkwürdigſten Prozeſſionen des Tiroler Volkes, anzuſehen. Kirchberg iſt ein reiches Bauerndorf, obſtbaumumſtanden und behäbig, mit reinlichen, ſtattlichen Bauernhäuſern, deren Sölder bunten Nelkenſchmuck tragen. Auf einem Hügel erhebt ſich friedhofumgeben die Kirche und ſticht mit ſpitzem Turm ins glänzende Blau. Als ich durchs Dorf einſchritt, notierte ich mir einige Hausinſchriften. Sie lauten:

Klein, aber mein —

oder:

Einer acht's,
Der And're betracht's,
Der Dritte verlacht's,
Was macht's? —

oder:

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden laſſen —

oder:

Zeit eilt, teilt, heilt —

und:

Trag' nichts herein, trag' nichts hinaus,
So bleibt der Friede in dem Haus.

Bald ſaß ich in der Gaſthausveranda und blickte über die Krone der blühenden Wildkaſtanienbäume, die ihre Kerzen zu mir emporleuchten ließen, hin und harrte der Dinge, die da kommen würden; das waren Knödel und „a bachens Kitz". Dieſe kamen allerdings gar lange nicht, dafür aber begannen die Kirchenglocken eine geſchlagene Viertelſtunde lang zur Nachmittagsveſper zu laden, mit einer Ausdauer und Stärke, als hätten ſie ſich zur Aufgabe geſetzt, das immerhin ſchon bedenkliche Knurren meines Magens zu übertönen.

Endlich kamen die Knödel und das Glockenläuten hörte auf. Nachdem Knödel und Kitz ihrem Beſtimmungsorte zugeteilt waren und die von dem Kirchberge herabſteigenden Leute vermuten ließen, daß die Veſper zu Ende ſei, ſtieg ich den Kirchhügel empor und durchſuchte den Friedhof nach Grabſchriften:

Gut war ich als Arzt den Armen,
Linderung bracht' ich jeder Hütte zu;
Doch die Wellen haben kein Erbarmen,
Führten aber mich zur ewigen Ruh'.

Ein anderes Epitaph bringt die ergreifenden Verſe:

Wenn plötzlich in dein Lebenslicht
Die dunkelſte der Nächte bricht,
Du nicht verſtehſt, woher es kommt,
Du nicht begreifſt, zu was es frommt,
Dich tiefer Gram macht ſprachlos, ſtumm,
Tröſt' dich der Spruch: Gott weiß, warum!

Einen rührenden Ausdruck findet die Elternliebe in folgendem Spruche:

O, es iſt entzückend, Kinder haben,
Aber unermeßlich auch der Schmerz,
Seh'n wir ihre Hülle früh begraben
Und die jungen Seelen himmelwärts
In die ſeligen Gefilde ziehen,
Fern von uns als Engel aufzublühen.

. . . Da erklangen die Töne einer Blechmuſik zu mir empor und ich ſtieg eilig ins Dorf ab, den ich glaubte, es käme ſchon der Zug. Darin hatte ich mich nun freilich getäuſcht. Es war nur die Dorfmuſik, welche der Prozeſſion entgegenziehen und ſie am Dorfeingang empfangen ſollte und die jetzt ihre Wartepauſe durch ein paar Stücke ausfüllte.

„Dös ſein ebba koane Flauſen," hatte mir ein alter Bauer geſagt, der mir die hiſtoriſche Bedeutung des berittenen Frohnleichnamsumzuges auseinanderſetzte. Im Jahre 1643 ſeien die Schweden ins Land gefallen und die Dörfler von Kirchberg, Brixen im Tale und Weſtendorf und deren Umgebung ſeien dem Feinde mit dem Geiſtlichen, der das Allerheiligſte trug, bis zur ſogen. „Schwedenkapelle", die eine Viertelſtunde außerhalb

Kirchbergs an der Landmark ſteht, entgegengezogen. Die Feinde wären dann umgekehrt und der Einfall wäre gefahrlos vorübergeweſen. Zur Erinnerung daran wird heute noch dieſer ſeltſame Reiterumzug abgehalten, der bei ſchönem oder ſchlechtem Wetter, einem alten Gelübde zufolge, ſtattfinden muß. An ihm dürfen ſich nur die Mitglieder obengenannter Gemeinden, welche vor 350 Jahren ihre Kämpfer mit Hellebarden, Morgenſternen, Senſen und Stutzen ausgeſandt haben, beteiligen. Die benachbarten Hopfgartner ſind ausgeſchloſſen, weil ſie damals — wie die Sage wiſſen will — die Anderen im Stiche gelaſſen haben. Auch die Ordnung, in welcher geritten wird, iſt altbräuchlich feſtgeſetzt.

Nun begannen die Glocken zu läuten und zu verkünden, daß der Zug, der von Briren im Tale ſeinen Ausgang nimmt, ſich in Bewegung ſetze. „Heut' kriagn ſie nid viel Bier," meinte der Bauer neben mir. Ich konnte mir den Zuſammenhang des altgermaniſchen Lieblingsgetränkes mit der hiſtoriſchen Prozeſſion nicht recht zuſammenreimen und erſuchte deshalb um Aufklärung. Der Grund lag darin. Die Glockenläuter erhalten von den Wirten Freibier. Wenn ſie wiſſen, daß ihnen v i e l verſprochen iſt, dann läuten ſie — man möchte meinen, recht lang und feierlich! — Fehlgeſchoſſen! Dann läuten ſie recht k u r z und beginnen erſt recht ſpät. Ja, warum denn das? — Sowie die Leute, die in den Wirtshäuſern ſitzen, durch das Glockenläuten erfahren, daß der Zug in Bewegung ſei, verlieren ſie das Sitzleder und eilen auf die Straße, um nichts zu verſäumen. Je ſpäter alſo mit dem Läuten angefangen wird, je kürzer demnach ge-

läutet wird, deſto länger ſprechen die Leute im Gaſthaus den Gaben des Bacchus und des Gambrinus zu. Item erklärt ſich das ſcheinbare Mißverhältnis zwiſchen Arbeitsleiſtung und Arbeitslohn.

Aus dem Glockenläuten entnahm man deutlich auch den Ton des Sterbeglöckleins, welches nur beim Auszuge gegen den Feind, aber nicht mehr beim ſiegreichen Rückzuge geläutet wird.

Profeſſor Prem*) bezweifelt die hiſtoriſche Berechtigung des Umzuges und ſucht eine mythologiſche Begründung: „Auf den erſten Blick merkt man, daß es ſich um einen heidniſchen Flurritt handelt. Im Frühling ritten nämlich die alten Germanen gegen den feindlichen Reifrieſen aus und zogen bis an die Gemarkung ihrer Fluren.“ Mit Recht verweiſt Prem auf die grünen „Maien“, welche die Reiter mittragen, und auf die drei Maibäume, welche die Bauern umreiten, ſowie auf die Spalierbäumchen, die bei allen Frohnleichnamsfeſten Verwendung finden. Wir haben alſo einen verchriſtlichten germaniſchen Frühlingsritt vor uns, deſſen Beziehungen zu einem Schwedeneinfall erſt ſpäter als Erklärungsverſuch des alten Antlaßrittes aufgeſtellt worden ſind. Bezüglich der Umreitung der drei Maibäume bringt Prem den hiſtoriſchen Erklärungsverſuch n i ch t. Ich hörte Folgendes: An einem Baume ſcheuten die Röſſer der Verteidiger und waren erſt ſchwer weiterzubringen. An dieſes hiſtoriſche Hindernis erinnert der Brauch des Baumumreitens. Letzterer wurzelt aber ganz ſicher im germaniſchen Baumkultus. Prem erwähnt auch eine Sage, daß einmal

*) „Ueber Berg und Thal“. Lindauer, München.

bei Unterbleiben des Antlaßrittes eine Pferdekrankheit ausgebrochen ſei. Dem möchte ich ergänzend hinzufügen, daß der Antlaßritt häufig genug Anlaß zu einem Roßhandel, der ſich daran anſchließt, gibt. —

Nun hörte man die Muſik wieder. Sie kam nicht, wie es früher üblich war, zu Pferd an der Spitze des Zuges, ſondern zu Fuß. Hinter ihr zogen 129 Reiter mit Maienbuſchen, auf pfingſtroſengeſchmückten Röſſern, die alte Sättel trugen. Zuerſt kamen die Reiter aus dem Vordorf, dann die Weſtendorfer, ſodann die Veteranen, die Kirchpröpſte mit Laternen auf Stangen, die drei Gemeindepriester im Chorrock mit dem Sanktiſſimum, die Kirchberger in der alten Tracht und die Brixner. Es war ein ſtattlicher, von mancherlei Fahnen überflatterter Reiterzug. Die alte Tracht, die heuer wieder nach längerer Pauſe hervorgeſucht worden war, beſteht aus einem ſchwarzen, mit einer Quaſte gezierten Spitzhute, aus einem braunen, wollenen, rotgeſäumten, langſchößigen Rocke, aus einer roten, mit Silbergeld als Knöpfen beſetzten Weſte, die ein grüner Hoſenträger überkreuzt, ferner aus einer ledernen, breiten, geſtickten Bauchbinde, ſchwarzen Kurzhoſen, weißwollenen Wadenſtrümpfen und Bundſchuhen. Als Waffen trugen ſie alte verroſtete Hellebarden, von denen behauptet wird, daß ſie aus den Schwedenzeiten ſtammen.

Wundervoll ritten die Bauern mit ihren grünen Baumzweigen einher und manchmal konnte man nicht eines Lächelns ſich erwehren, wenn Zwiſchenfälle oder Hinderniſſe die Reiter aus dem Konzept brachten.

So konnte man hören „Heilig, heilig, heilig . . .

Grüaß di Seppai, lebſt a nou?“ oder, wenn das Roß nicht wollte: „Hochgelobt . . . geaſcht weider alter Grampen.“ Die Bedeutung des einſchichtigen Muli, der in der Schar trabte, konnte ich nicht erfahren.

Alſo ging ich dem Zuge nach bis zur Schwedenkapelle. Hier werden die Evangelien geleſen und der Maibaum umritten und dann umgekehrt. Die Kapelle birgt ein Kampfgemälde und trägt die Aufſchrift:

Bis hieher und nicht weiter
Kamen die ſchwediſchen Reiter.

Prem teilt eine Variante mit, die auf das Umkehren der Prozeſſion Bezug hat:

Bis hierher und nicht weiter
Kommen die Brixentaler Häuter.

Mir wurde eine Erweiterung des erſten Spruches geſagt:

Sie haben halt nit weiter woll'n,
Du dummer Tirolertolm!

Ich ließ nun den Zug umkehren und wanderte an dem prächtigen Schwarzſee vorbei, bis die Türme von Kitzbühel auftauchten und hinter ihnen der Wilde Kaiſer die reichornamentierten Faſſaden ſeines im Abendgolde flammenden Prunkpalaſtes zeigte.

Von der unteren Schranne

Haſt von Noe nie geleſen,
Wie fromm er war, er pflanzte Wein;
Und iſt der Pflanzer fromm geweſen,
Wie fromm muß erſt der Trinker ſein?

Alſo ſtand's in Walchſee zu leſen. Die weinfreudigen Verſe aber wirkten noch nach, als ich durch das Dorf Ebbs wanderte, ſo daß ich direkt auf das Teufelsbauwerk neben der Kirche, männiglich als Wirtshaus benamſt, zuſteuerte. Die wilde Weingirlande, die ſich um das behäbige Haus ſchlang, begann ihren herbſtlichen Purpur anzulegen, und hinter dem graupfahligen Gartenzaun prahlte der Herbſt mit ſeinen Farben, die bunter und greller ſind, als die der Sommerſonnenzeit. Wer kennt es nicht, das lächerliche Prahlen! Wenn Feldherr Herbſt auch noch ſo geſchmückt in den Kampf zieht — es fällt Orden auf Orden von ſeiner Bruſt — und um Allerſeelen finden die Menſchen faſt keine Blumen mehr und fertigen ſolche aus totem Stoff, um ſie auf die Gräber zu legen.

Eigentlich meint es der Herbſt recht gut mit ſeiner bunten Blumenpracht; er will uns zum letztenmale noch erfreuen, bevor wir Alle wiſſen, daß der Tod da iſt.

In den kleinen Bauerngärten erblüht bei uns eine wirre, wilde Schönheit, die roten, blauen und weißen Sonnen der Aſtern wirren durcheinander, das feuergelbe Kapuzinerkraut glimmt wie Brandfunken aus dem hellen Grün ſeiner Blätter. Dazwiſchen duften die Reſeden und in Roſa und Dunkelkarmin, in Weiß und Hellgelb ſteigen die ſtolzen, ſchlanken Schäfte der Malven, mit ſamtenen Roſen beblüht, aus den Beeten auf. Und die Georginen täuſchen uns Roſen vor. Erde ſieht man keine mehr, Alles iſt überſchönt mit Blatt und Blume. Ueber den Zäunen brennen die großen, goldenen Sonnenblumenſonnen, die Häupter nach der wandernden Sonne wendend, welche die unendlichen Blauwellen eines wolkenloſen Herbſthimmels feierlich durchzieht und die Krone des „Kaiſers" neu vergoldet, ſo daß ſie an allen Zacken und Zinken funkelt und blitzt.

Und über Allem liegt ſo ein Gottesfriede. Wir aber — wir wiſſen es wohl, daß alle dieſe Pracht den Tod nicht verbergen kann.

Ein helles Sommerlied in allen Farben
Müh'n ſich die Aſtern auf den Sarg zu ſchreiben,
Wenn durch die Luft die gelben Blätter treiben,
Die in des Herbſtes erſtem Froſt erſtarben,
Und auch die gold'nen Sonnenblumen warten
Den Aſtern gleich, mit Blicken, mit erſtarrten,
Mit toten Sonnen ſie zum Gitter ſehn,
Als müſſe einer durch das Gitter gehn.

Vom blauen Himmel ſinkt ein großes Schweigen,
Voll hellen Sonnentruges, noch herab,

Jedoch die Blumen ihre Häupter neigen,
Und einzig warten noch die Chryſanthemen,
Bis blaſſe Hände ſie vom Strauche nehmen,
Um ſie zu legen auf ein liebes Grab.

Ja, da fällt mir wieder allerlei ein — drüben im Friedhof ſind ja ſolche Gräber — vor einem klang vor zwei Jahren das Volkslied:

Es iſt beſtimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebſten, was man hat,
Muß ſcheiden

in den Sommermorgenhimmel. Damals ſenkten ſie ein junges, blondes deutſches Mädchen in die Erde.

Und heuer ſtanden die Deutſchen des Unterinntales, als ihr Bruder gleich ſeiner Schweſter von einem plötzlichen Tode dahingerafft wurde, wieder vor demſelben Grabe.

Da ruhen ſie nun beide, Georg und Thereſe Buchauer, und wiſſen nichts mehr vom Haß und Kampf der Welt. Sie wiſſen nichts mehr davon, daß römiſche Unduldſamkeit es wagte, als deutſche Männer zu Georgs Grabe zogen und dort Kränze niederlegten und das Wirken des deutſchen Mannes in feurigen Worten ſchilderten, von einem Mißbrauch des Friedhofs zu politiſchen Demonſtrationen zu ſchreiben.

Der Gottesfriede, der heute ſonnenglänzend über den Tälern liegt, uns aber nur von kommenden Stürmen, trüben Tagen und dunkeln Nächten erzählt, ihr beiden habt all ſeine Ruhe und ſeinen Glanz für immer, ihr Glücklichen!

Die Kirche von Ebbs ist ein riesiger Bau und zu groß für das Dorf. Ueber ihre Erbauung geht eine Sage:

Der Baumeister hatte sich ein zu großartig Werk vorgenommen, denn mitten in der Arbeit hatte er keine Steine mehr, um den Bau weiter empor zu schichten. Verängstet legte er sich nieder, denn jede Versäumnis konnte ihn um seinen Lohn bringen. War die Kirche nicht an einem bestimmten Tage vollendet, so zahlten ihm die Bauern keinen roten Heller. Und in seiner Not betete der Baumeister inbrünstig zu Gott, und siehe, in der Nacht erschien ihm ein strahlender Engel, welcher mit dem Arm auf eine Stelle an den Abhängen des Kaisergebirges wies. Am nächsten Tage ersah der Baumeister, daß an der bezeichneten Stelle ein großer Bergbruch stattgefunden habe, der ihm Bausteine genug von der Felsenkrone des Kaisers losgebrochen hatte. Der Bergbruch ist ganz in der Nähe der Teufelskanzel.

Die mitgeteilte Sage hat Aehnlichkeit mit den Baumeister- und Teufelssagen, bei welchen meist letzterer zur richtigen Zeit den Bau vollendet haben muß. Wie schon bemerkt, stellte der Teufel neben die Kirchen in Tirol überall sein Anbetungshaus hin, das Wirtshaus, in dem mit den Gläsern zusammengeläutet wird und sein Gebetbuch, die Spielkarten fleißig bei der nassen Andacht benützt werden.

In diesem Teufelsbauwerk saß ich vergnügt bei einem Viertel Roten, als mir ein an der Wand befindlicher roter Anschlagzettel auffiel. Seine Aufschrift besagte, daß im Bauerntheater zu Ebbs ein oberbayrisches

Originalvolksstück — es ist noch ungedruckt — mit dem Titel „Falsche Liab" aufgeführt werde. Ich kenne die Ebbser schon seit Jahren als die tüchtigsten Bauernspieler des Unterinntales, die nur manchmal sich selber durch die Wahl ihrer Stücke Schwierigkeiten bereiten. Sie machen nämlich den bäuerlichen Zuschauern gerne die Konzession, mörderische, rührende, und sehr moralische Ritterstücke aufzuführen, bei welchen sich durch die Ungewohnheit des Milieus nicht selten unwillkürlich komische Wirkungen einstellen. Es gibt zwar unter diesen alten Ritterstücken höchst interessante Gebilde naiven Volksdenkens und klassischer Ausdrucksweise; ich erinnere nur an die furchtbaren Verse:

„Beim Scheine dieser Lampen
Stoß ich den Dolch dir in die Wampen."

Aber die Ebbser Spieler sind bereits künstlerisch auf zu hoher Stufe, um durch Unfreiwilligkeiten unbeabsichtigte Wirkungen hervorzubringen. Die Ebbser sind wirklich g u t e Schauspieler. Das beweisen sie auch bei diesem Stücke, welches herzerfrischenden Humor, derbe Lebenswahrheit enthält und der in Volksstücken oft so widerlichen Sentimentalität, die vom Bauern immer übertrieben dargestellt wird, Gott sei Dank, entbehrt. Fröhliches, echtes Volksleben verstehen die Ebbser prächtig darzustellen, es l e b t ja in ihnen. Die charakteristischen Berglergestalten treten wahr vor unsere Augen hin und wir denken mit Schrecken an die Abende im Stadttheater, in welchem der „Mime" Samuel Veilchenduft seine gottbegnadeten Säbelbeine in eine abgeschabte Hirschleder-

hoſe ſteckt, ſeinen in Rokoko ſtiliſierten Naſenſchnörkel von einem verſchoſſenen Berghut überſchatten läßt und ſein Zionsdeutſch den Kraftworten eines Wurzelſepp anzuähneln beſtrebt iſt. Eine ſolche charakteriſtiſche Berggeſtalt, die in Roſegger's „Sonderlinge aus den Alpen" hineinpaſſen würde, iſt der „Waſtl", der von Mathias Vogel prächtig geſpielt wurde. Ebenbürtig ſtand ihm zur Seite die Dorfratſch, die zänkiſche Bauernmagd Franzi, deren Wortſchwall bei einer Anfrage, ob ſie hier anſchlagen ſoll, ſich in folgenden Kaskaden ergießt:

„Muaß i n Toni ſagn, daß er anzapfn ſoll, oda ſoll i eahm ſagn, er ſoll net anzapfn, oda zapft da Baua ſelm o, oda ſoll i anzapfn, lo da ſagn?"

An humorvollen Situationen iſt das Stück reich, ich hebe daraus nur einige Stellen hervor, als da, wo der Naturforſcher „Käferl" ſein neues Werk mit Illuſtrationen den Bauern erklärt, oder die Szenen mit dem tauben Ueberführer oder mit dem Bußl, das der Waſtl kriegt, und vor allem die Schlußſzene, in welcher der Uebeltäter auf der Bühne in einen Sack geſteckt wird.

Dem Bauern- und Schwärzerleben iſt das Stück entnommen, und es ſiegt natürlich die echte Liebe zuguterletzt über die Geldlieb'.

Nur ein Beiſpiel des Dialoges.

Der taube Ueberführer Peter kommt mit einem in ein rotes Schnupftüchel gebundenen Packl für ſeine Basl, das, da er heute nicht über den Inn fahre und infolge deſſen den Poſtboten nicht treffe, dieſem übergeben werden ſoll.

P e t e r: „Frei macha thue i's net, das werd's ſcho

ſelm zahln, ſoll i eppan no zahln, wenn i ihr eppes ſchick, dera altn Krax'n?"

Wastl: „. . . .Wer führt na ſtatt deina über?"

Peter: „Ja ſo, von Dorf is ma nix bekannt, daß eppan fahrn möcht und bald die Herriſchen kemma, dö wern ſcho wart'n, muaß i a wart'n, bis ſie kemma —"

Wastl: „A Adreß mueßt aufi thoa auf's Pakei, ſinſt wiſſens ja net, wo's hin'gheart."

Peter: „Dös brauchts ja net — die Basl kennt ja ihr Tücheiglei — —."

Mehr ſage ich nicht mehr, als daß das Spiel und Stück gut waren, daß die deutſchen Bauern, welche auf dieſe Weiſe ihr Volkstum wahren und ſich ihre Kunſt ſchaffen, die beſte Achtung und Unterſtützung verdienen, denn es iſt ehrlichſtes Streben, das hier auf die Bühne tritt und Taten nationaler Kunſt vollbringt. Heil den wackeren Ebbſern!

Nach dem Theater ſaß ich mit den Bauern und hörte noch manches Volkslied in echten Tönen erklingen. Den Schluß eines derſelben, das von einem Fieberbrunner Bauern gedichtet iſt und eine Ueberſicht über die Stände bringt, will ich hierherſetzen.

. . . Wo habns denn eahn Hoametsrecht, d'Iſraeliten?
Und weg' was ſolltens mir bhalt'n in Tirol?
Danfach, wir thoan a Sprengpulver drunter
Und laſſens in d'Luft, dann weard koaner mehr munter!
Bei uns is koan Templ,
Tirol hat zum Stempl:
Ehrlich und treu
Aber Jud koan dabei! —

Der Kaiſer loht in ſeinen Bränden empor — wenn ich noch nach Kufſtein will, muß ich jetzt die „Farvelhacker“ verlaſſen. Die „Farvelhacker“ iſt nämlich der Uebername, den die Ebbſer, wie alle Dorfbewohner der Umgebung, beſitzen. Und der ſtammt daher: Am erſten Hauſe, das zu Ebbs gehört und am naturprächtigen Ausgang des Kaiſertales liegt, fuhr ein Wagen vorbei, als eben ein Bauernknecht einen Knödel, der zu hart geraten war, durchs Fenſter warf. Der Knödel war aber ſo hart, daß er das Rad ſperrte. So fuhr man bis Ebbs, wo man endlich den Knödel abhackte und ſeine Stücke noch einmal im Waſſer aufkochte, alſo eine neue Speiſe, die ſie „Farveln“ nannten, erfand. Dieſer Schwank muß eine alte Erinnerung in ſich bergen, iſt doch am Deckengemälde der Ebbſer Kirche eine Farvelpfanne dargeſtellt.

Und nun nachtet es zu und ich will nicht das feurige „Ratſtubenfackei“, das hier herumgeiſtet und deſſen Anblick die Leute krank macht, noch weniger aber den büßenden Geiſt Herzog Chriſtofs des Starken, der den letzten Ebbſer Ritter ermorden ließ und zur Sühne umgehen muß, begegnen.

Aus der Silberſchale des Mondes fließt Licht über die bleichen Wände des Kaiſers nieder und der Sternenfriede zieht in die Seelen, in denen die Wünſche ſtill werden. Ich wandere geradeaus in das Silber hinein, das mich mit blaſſen Schwingen umzittert.

Ein Pfingſtgang

Eine Holzſtatue des heiligen Nepomuk ſchaut hinab auf den Inn, deſſen Wogen es nicht zu wiſſen ſcheinen, daß ſie über die Linie rollen, welche Deutſchöſterreich vom Deutſchreich ſcheidet. Jenſeits der Erlerbrücke ſtehen die blauweißen Grenzpfähle des Bayerlandes — diesſeits derſelben ſteht das öſterreichiſche Zollhaus, in welchem einer der größten deutſchen Männer geboren wurde; eine einfache Steintafel zeigt ſeinen Namen, der A d o l f P i c h l e r heißt.

Bunter Waldbeſtand bekleidet die Anraine hinter dem Zoll- und Gaſthauſe. In dem Garten des letzteren ſitzt einer bei einem Schoppen roten Tirolerweins, und dieſer eine bin ich. Und nun will ich euch von dieſem Pfingſttage erzählen.

* * *

Aus der Erler Kirche kamen die Leute. Ich ſchaute mir vor allem die Unterländer-Dianln an und dachte an den Vers, den ich eben früher von einem Grabkreuze des die Kirche umſchließenden Friedhofes geleſen hatte. Er lautet:

Wie ſanft und ſelig iſt der Tod,
Wenn eine Jungfrau geht zu Gott,

Die kein' Erdenlieb' gekannt,
Ihr Herz dem Himmel zugewandt.
So fliegt ein Täubchen ohne Ruh'
Dem heiß erſehnten Ziele zu.
D'rum, Mutter, Brüder, trauert nicht,
Sie ſchwingt ſich auf zum ewigen Licht
Und folgt dort oben immerdar
Dem Lamme in der Jungfrau'nſchar.

Als ich die herzigen Geſichter unter den breiten, goldgeſtickten Rundhüten, die Drehſcheiben genannt, beguckte und in ihnen die lebensluſtigen Augen blitzen ſah, da kamen mir allerhand luſtige Gedanken, die recht boshaft ſind, weil die Verführung auf der Welt halt gar ſo groß iſt, daß ſogar ein Kaiſerjäger froh iſt, daß er durch den Tod endlich den fortgeſetzten Nachſtellungen des böſen Feindes entzogen wird:

In dem Frühling meines Lebens
Ueberraſchte mich der Tod,
Eltern trauert nicht vergebens,
Denn mein Schickſal kam von Gott.
Gottes Vorſicht klug regieret,
Sie raubt mich der böſen Welt,
So die Jugend nur verführet,
Daß ſie oft ihr Ziel verfehlt.

(Niederndorf.)

Wenn das ſchon für einen ſtrammen Kaiſerjäger ſo gefährlich iſt, ſo kann ich Staatskrüppel erſter Ordnung mich ſchon aus der Umgebung der Unterländlerdianl'n drücken. Ich brach alſo einige weiße Elſentrauben von einem reichblühenden Baum am Wegrand und begab

mich an den früher erwähnten, weniger gefährlichen Ort, ins Zollhaus zu einer ſchoppenweinlangen Raſt.

Der Weg vom Zollhaus nach Niederndorf iſt um dieſe Zeit herrlich. Helles und dunkles Grün belebt die bunten Waldbeſtände, welche bald bis an die Straße herandrängen, bald die runden Hügel, welche hier alle Berge verdecken, umkleiden. In den Wieſen zu Seiten des Weges blühen roſarote Mehlprimeln, dunkelblaue Genzianen, weiße Margariten, himmelblaue Vergißmeinnichte, weißer Fieberklee, goldene Dotterblumen, roſtroter Sauerampfer, purpurne Kuckucksblumen, und über Allem liegt wie ein feiner Goldſtaub, den eines Gottes gütige Hand ausſtreute, das Gold der Hahnenfüße.

Razellen ſtehen am Wege.

Blüteninſeln wolken aus den Wieſen auf — das ſind Apfelbäume, die ein Bauernhaus umblühen.

Bei Niederndorf wird die Ausſicht wieder weit und vor uns im Süden zacken die Felſenwände des zahmen Kaiſers in die blauenden Räume auf.

In dem obſtbaumumhegten, alſo blütenverſchneiten, behäbigen Unterländerdorf Ebbs iſt heute Bauerntheater. Ich darf den Anfang nicht verſäumen, denn dieſe Ritterſtücke ſind von einer ſolchen Tiefe und Verſchlungenheit der Handlung, daß oft das geringſte Zuſpätkommen dem Verſtändnis des Ganzen ungemein ſchädlich wird. In Oſten ragt Schloß Wagrain auf, wo noch vor wenigen Monaten der unvergeßliche Georg Buchauer als Schloßherr ſchaltete. Möge ſein deutſcher Sinn nicht mit ihm ins Grab gegangen ſein, ſondern

in einem nachfolgenden deutſchen Führer, der imſtande iſt, Buchauer zu erſetzen, wieder in herrlicher Männlichkeit erblühen!

Auf einem Hügel neben dem Schloſſe ſticht der ſpitze Kirchturm von St. Nikolaus in den glänzenden Himmel hinein. Von dieſem Platze aus breitet ſich eine herrliche Rundſchau, und der vom Hügel abſteigende Wanderer wird jetzt zwiſchen den Büſchen nicht umſonſt Maiglöckchen ſuchen. Leider habe ich nicht Zeit, denn die weißrote Fahne über dem Ebbſer Theater wachtelt ſchon bedenklich und die erſten Muſikklänge beſagen mir, daß die „Ouverture" begonnen.

„Heinrich der letzte Rottenburger oder die Tochter des Geächteten", hiſtoriſch-romantiſches-vaterländiſches Ritterſchauſpiel. Hören wir weiter die Akttitel: „Der Rachebund", „Der Giftmiſcher", „Der Fluch", „Die Geächteten", „Ein Opfer des Haſſes".

Aber das iſt noch nicht alles: Vaterverrat, Freundesverrat, Ohrfeigen, Hochverrat, Beſtechung, der ſchwarze Tod, Tochterliebe, Ueberfall, Mord eines Juden, Kerker, Verſöhnung, Brautpaar, Selbſtmord durch Gift. Haben Sie nun einen Begriff?

„Alſo war's in alten Zeiten,
Heute kommt das nicht mehr vor . . ."

Aber in den Zeiten Friedels mit der leeren Taſche dürfte auch das Schießpulver noch nicht vorgekommen ſein, ebenſowenig wie jene Kulturblüte des vorigen Jahrhunderts, welche wir Zylinder nennen, und die dem Juden als Kopfbedeckung dient.

Die Ebbſer ſpielen abwechſelnd Volksſtücke, und zwar

zumeiſt tiroliſche, ſagenhafte und hiſtoriſche, oder ſolche Ritterſchauerſtücke. Letztere wirken mehr aufs Zwerchfell, ſind aber bei der Bevölkerung ſehr beliebt. Einen viel höheren Wert haben die tiroliſchen Darſtellungen der Ebbſer, deren ich ſchon einige zu ſehen Gelegenheit hatte. Mit dieſen tun die Ebbſer eine nationale Tat. An Aufopferung, Mühe und Mitteln für die Erhaltung ihrer Volksbühne laſſen ſie es nicht fehlen und verdienen dafür volles Lob. Von allen Volksbühnen in der Umgebung Kufſteins ſteht die Ebbſer künſtleriſch am höchſten. Ich werde vielleicht im Sommer, wenn die Ebbſer wieder ein Volksſtück bringen, Gelegenheit haben, eingehend darüber zu berichten. Für heute erwähne ich von den Darſtellern vor allem den Juden. Auch das Spiel der anderen war gut. Das Stück ſelbſt jedoch bot nicht viel charakteriſtiſche Rollen.

Als ich nach dem Theater im Wirtshauſe ſaß, ſollte ich etwas Seltſames erleben. „'s Liſei is da" — „'s Liſei ſoll ſingen," ſchallte es, und immer wieder hörte ich den Namen „'s Liſei".

Aber bald hörte ich mehr: Ueberluſtige alte, echte Tiroler Volkslieder und Schnaderhüpfeln:

Bin a luſtiger Bue,
Laß den Leut'n koa Rueh,
Und die Engel in Himmel,
Dö lachen dazue.

Der Vater hat Ochſ'n,
Die Muetter hat Küeh,
Dei Alt' hat an ſaggriſch'n
Oeſel an dir.

Is amol oaner gewöſ'n,
Hat die Dianln nit g'liabt,
In Himmi is er kömmen,
Aber Schlög hat er kriagt.

Der Wirt von Schöneck
Hat ſieb'n Goas und zwoa Böck,
Und bal's Geld nimmer kleckt,*)
Müaſſ'n d' Goas und Böck wöck.

Nun, dieſe luſtigen Schnaderhüpfeln wären im Unterland nichts merkwürdiges. Das Merkwürdige iſt, daß dieſe luſtige Sängerin, der die Bauern, die ſonſt ihr Maulwerk aus Höflichkeit nicht zu halten pflegen, mausſtill lauſchten, daß dieſe Dirn, die allen Anweſenden Luſtigkeit und Fröhlichkeit gab, die Allerunglücklichſte von allen war.

Sie entbehrte das, was alle, alle hatten; ſie allein — ſie hatte nie die Welt geſehen in ihrer Herrlichkeit — 's Liſei iſt blind geboren.

Faſt mußte ich an das altindiſche Märchen vom „Schleier des Wahns" denken, wenn ich in die glanzloſen, nie erſchloſſenen Augen ſah. Welch' ein Reichtum mußte in dieſer Seele ſchlafen, in welche nie die Schönheit dieſer Erde durchs Auge eindringen konnte!

Wie viele Sehende ſind arm gegen dieſe Blinde, die, ſtatt über ihr Mißgeſchick zu klagen, ihren glücklicheren, aber unzufriedeneren Mitmenſchen Fröhlichkeit bringt!

Vom Liſei — Eliſe Plattl heißt ſie — werde ich einmal ein paar echte Tiroler Volkslieder hieherbringen.

*) Ausreicht.

Bis dahin nehmen wir Abſchied von der armen, glücklichen Blindgeborenen, an der ſich Schillers Wort erfüllt:

Nur der Irrtum iſt das Leben
Und das Wiſſen iſt der Tod.

Ich ſchritt in den brennenden Abend hinaus, als auf den hohen Leuchtern des Kaiſergebirges die letzten Sonnenfunken verglühten.

Bald ging ich unter der von der Hand der Natur in den Felſen gehauenen Rieſenkanzel, von der einſt der Teufel den luſtigen Unterinntalern gepredigt habe, vorbei. Der Teufel wollte die Werke nachahmen, welche allein der Allmacht Gottes gelingen, und erbot ſich mit drei Artſtreichen den Felſen umzuſchlagen. Aber der Felſen wankte nicht unter ſeinen Streichen und der Teufel verſchwand mit dem üblichen Geſtank.

Nun iſt hier ein Widerſpruch in der Sage; doch er iſt nur ſcheinbar. Es hätten ſich wohl die luſtigen Unterländer bekehren ſollen und Kopfhänger werden! Das taten ſie aber nicht, ſondern ſie ſind heute noch ſo luſtig wie damals, wahrſcheinlich weil die Herzensfreudigkeit nicht vom Teufel, ſondern von Gott ſtammt.

An der fröhlichen Blindgeborenen haben wir es wohl geſehen, daß dieſe Herzensfreudigkeit ein Gottesgeſchenk iſt. Und ſo ſoll es bleiben, daß die Alpacher Schnaderhüpfel recht behalten:

Bue ſchon a friſcher,
In Alpach dahoam,
Bin i nit a ſo g'macht
Wie der Adam aus Loahm!

Und in Alpacher Dörfei,
Geaht's kloaverdraht*) zue,
Wachſt koa Betſchweſter au
Und koa loadiger Bue.

---

*) kleinverdreht.

Von Kufstein zum Chiemsee

Noch lag — es war morgens früh um fünf Uhr, als der Zug mich nach der zweiten bayerischen Station, nach Oberaudorf brachte — ein die Gegend verhüllender Nebel auf den Fluren, der jedoch keine große Höhe erreichte und nur einen ohnmächtigen Protest gegen die allsiegende Sonne bedeutete. In Oberaudorf tauchte auch schon die Kuppe des „Brünstein" aus dem Geschwehle heraus, dann aber wich dasselbe zauberisch schnell und das behäbige Kloster Reisach stand, als ich an ihm vorbei ging, bereits in scharfen Formen da. Eine Brücke führt über den Inn aus dem bayerischen Gebiet ins österreichische und jenseits der Brücke steht das Zollhaus, in welchem Adolf Pichler geboren wurde. Hinter ihm böschen sich waldige Hügel auf, links führt die Straße nach Erl, der Heimatgemeinde des Dichters, welche in einer halben Stunde zu erreichen ist. Ich folge jedoch der Straße nur einige Minuten, um dann rechts in die Hügel einzubiegen, wo ein Steig in einer leichten Viertelstunde zum waldverlorenen Bad Schönau führt. Schönau scheint mir so ein rechtes, forstverstecktes Tratschbadl zu sein, wie wir deren ja in Tirol genügend besitzen. Zwar kann ich das nicht beweisen, denn es war noch nicht 6 Uhr früh, als ich meinen Kaffee einnahm,

und die sonst an solchen Orten so geschäftigen Zünglein ruhten noch.

Und nun kam durch zwei Stunden ein herrlicher Weg. Ohne besonders merkliche Steigung, in buntester Abwechslung von Wald- und Wiesenflächen durchquert er, bald schmal, bald breit, bald schattig, bald sonnig, bald aufwärts, bald abwärts den Höhenzug vom „Grenzhorn" bis zum „Spitzstein". Der Wald ist buntbeständig, Buche, Birke, Fichte, Weißtanne und Eiche verschränken ihr Geäst, Haselstauden schießen auf, Brom- und Himbeeren umspinnen den Boden, Farren umwirren den Quellgrund, weiße Heckenrosen bilden Wegspalier, die violette Gundelrebe überwildert einen Baumstrunk, Orchideen verströmen ihre Düfte und das violette Alpenveilchen, das so wählerisch ist mit seinen Lieblingsplätzen, hat sich hier auch angesiedelt. In den Höhen der Bäume klingt Liederjubel der frühfrischen Vögel und Borngeräusch aus den Gründen, während prächtige, mit Silberstreifen geschmückte Kaisermäntel in gelassenem Fluge zu den Blumen schweben, zu den blassen Waldglocken, die aus einer Märchenwelt zu stammen scheinen.

All diese Schönheit wirkt nicht ermüdend. Kaum ist man zehn Minuten mühelos durch den schattigen Waldsteig geschritten, öffnen sich die Säulenreihen der Bäume und ein grüner, waldumschlossener Wiesenfleck wird sichtbar. In ihm fehlen die goldenen Flächen des Segens nicht, die Kornfelder, mächtige Obstbäume spenden ruhenden Mähdern Schatten, während sich ihre Aeste wie Arme sehnsüchtig den Sonnenstrahlen entgegenstrecken,

um möglichſt viele derſelben zu erhaſchen. Es iſt, als ob die Bäume leben, nach dem allzeugenden Sonnenlichte greifen würden, als könnten ſie, bewußt ihres Lebenszweckes, es kaum erwarten, bis die Erfüllung, das Fruchttragen eintrete in ſegensreicher Zeit. Es iſt, als ob ſie ſchützend ihre Zweige um die ſtattlichen Unterinntaler Bauernhäuſer ſtreckten und als ob ſie Feld und Wald zuraunten: durch unſere Fruchtbarkeit ſind dieſe Siedelungen voll Menſchenglück entſtanden.

Ja ſo ein Baum kann auch ſtolz ſein, ſieh nur, wie majeſtätiſch er ſeine Krone breitet.

Ein ganz kleines, blaublitzäugiges Unterinntaler Madele ſitzt vor dem Kuntergatter der Haustür und kämmt ſeine gelben Haare, als gelte es morgen mit Ringellocken in weißem Kleide bei einer Prozeſſion mitzugehen.

So ein Unterinntaler Bauernhof in ſeiner Breite, mit ſeinem Sölder, mit ſeinem ehrwürdig-dunkeln Holzwerk, mit ſeinem beherrſchenden Giebel und der wilden Blütenpracht an Fenſtern und Altanen iſt etwas Stattliches. Ein kleines umzäuntes Gärtlein mit Roſen- und Nelkenfülle und zumeiſt ein paar blühende Hollunderbäume erhöhen die Farbenfülle.

Aber wie der Menſch immer an das Irdiſche denkt, bei den Hollerbäumen fallen mir die Hollerküchel ein, — eine von den neunerlei Krapfenſorten, die der echte Unterländer kennt, die die Bäuerin in der glänzenden rußgeſchwärzten Küche bäckt und die dem kleinen Nannai ſo gut ſchmecken.

An einem dieſer Bauernhäuſer fand ich ein Wand-

gemälde mit einem Anachronismus. Ein kampfkühner hl. Michael hat den Teufel bereits unter seine Füße gerungen. Der siegfrohe Engel aber steht nicht hoch auf einer Wolke, sondern mit sicherem Fuße mitten in einer milden, grünen Berglandschaft, wie auch der braune Teufel einem geworfenen Robler gleich sich am schönen, grünen Rasen krümmt. Der tapfere Engelstreiter aber trägt an einem Bande um den Hals ein Kreuz.

Manchmal geht man zwischen Zäunen, die von Maulbeer- und Ahornbäumen überschattet werden. In steter Abwechslung von Bauernhof zu Bauernhof, durch Wiese und Wald steigt man langsam an und hat immer die prächtig emporgetürmte Gruppe des „Zahmen Kaiser" in vollster Entfaltung vor sich.

Wieder einmal ein Bauernhof. An dem Brunnentroge steht ein blutjunges Dianl in Hosen und wäscht Kleider. Das Dianl ist fast erschrocken, als ich es um die Wegweite frage. Sonst sind die Unterländer Dianln nicht grad beim Erschrecken daheim, aber das ist halt gar so jung noch.

Mit einem verzagten Gesichte, als fürchte sie, mich zu erschrecken, wenn sie eine zu große Wegstrecke nenne, sagt sie halt:

„A hoibi Stund hoid moani, oda no mea." Nun wußte ichs genau: oder noch mehr! Das mit den Zeitangaben war überhaupt lustig; ich erhielt auf meine Frage, wie weit ists nach Wildbichl, der Reihe nach folgende Antworten: 6 Uhr früh, 2 Stunden; 6 Uhr 20 Minuten, eine Stunde; 6 Uhr 50 Minuten, anderthalb Stund; 7 Uhr 10, eine halbe Stund; 7 Uhr 30, eine

halbe Stund. Letztere und die erste Angaben hatten recht, um 8 Uhr stand ich in Wildbichl und trat mit der festen Absicht, der Hausinschrift des Wirtes gemäß mich aufzuführen, ins Gasthaus.

Die Inschrift lautet:

Nur solche Gäste liebe ich,
Die freundlich diskurier'n,
Und essen, trinken, zahlen mich
Und friedlich abmarschier'n.

Wildbichl, auf der Paßhöhe, besitzt eine freie Lage, milde Berge, wellige Wiesen und kräftige Wälder, stattliche Gehöfte und reiche Felder liegen ringsum, obwohl in dieser Höhe schon die Arnika blüht. Die eigentliche Morgenstärkung beschloß ich aber trotz Abratens nach jenseits der Grenze zu verlegen. Man sagte mir nämlich, daß im Gasthause zu Sachrang, dem ersten bayerischen Dorfe, oft drei Tage lang nicht angeschlagen werde. Ich marschierte also demnächst über die Grenze. Jenseits derselben beginnt die Kultur, das heißt die Poststraße, leider aber auch das bayerische Wirtshaus, welchem Karl Stieler so bezeichnende Scherzgedichte gewidmet hat. Meine schlimmsten Befürchtungen bezüglich des Bieres wurden übertroffen.

Da ichs im Wirtshaus nicht aushielt, ging ich auf den Friedhof; da waren einige Verse und Sprüche bäuerlicher Todesphilosophie an den Kreuzen zu sehen.

Fort aus der Welt, dem Himmel zu,
Nur dort lebt man in wahrem Frieden,
Von allem Elend geschieden.

Nur fort, es iſt hier keine Ruh,
Dem Himmel zu.

Nun, er ruhe ſanft, „Es gibt hier keine Ruh", meint er überdrüſſig — ob der Mann wohl verheiratet war?

An einem anderen Kreuze heißt es: „Denkmal des ehrengeachteten N. N., der bei der Holzarbeit ſo verunglückte, daß er plötzlich in ſeinem 33. Lebensjahre ſeinen Geiſt aufgab."

Der Wald hat hier ungemein viele Opfer gefordert. Davon gibt die ganze Straße bis Niederaſchau Zeugnis. Er rächte ſich für die vielen Bäume, die man ihm ſchlug, und mag die Säge noch ſo höhniſch in das Rauſchen des Waldes hineintönen, mag das prächtig wildrebenüberwucherte Forſthaus zu Innerwald noch ſo idylliſch liegen — hier herrſcht kein Friede zwiſchen Wald und Menſchen; der wunde Baum ſtürzt ſich auf ſeinen Mörder und die verfolgten Getiere des Waldes ſchauen verwunderten Auges die Förſter- und Wilderer-Dramen. An ſo vielen Bäumen hängt ein Marterl, eine Totentafel für ein Opfer des Waldes.

Es tut ſo weh, an einem ſo herrlichen Sommertage allüberall den Tod zwiſchen den Bäumen hervortreten zu ſehen.

. . . „G. St. ſtarb am 9. Mai unverſehens infolge eines ausgebrochenen Waldbrandes." —

Wechſelnd zwiſchen Feld, Wieſe und Wald zieht die Straße hin. Da und dort ſind alte Senſen, die im Winde klingen, als Vogelſcheuchen an Stäben aufgehängt, da und dort blitzen ſolche durchs hohe Sommer-

gras. Der Weg auf der österreichischen Seite ist jedoch bedeutend schöner, und weder die Aschentaler noch die Kampenwand können für die Großartigkeit des „Kaiser" entschädigen.

Begegnet habe ich fast niemand, — einmal tauchten helle Farbenpunkte auf, die beim Näherkommen sich als helle Sommerblusen und Sonnenschirme entpuppten. In ersteren staken vier möglichst alte Frauenzimmer, die jeden anfänglichen Trugschluß rücksichtslos zerstörten.

Sonst karrten noch ein paar schwer mit gefällten Bäumen beladene Wägen daher. Zwischen beiden Rössern schwenkte sich ein Kessel, aus dem harziger Rauch zur Vertreibung der lästigen Bremsen quoll. Diese Plage wurde, je näher man gegen den See kam, umso ärger.

Zur Mittagszeit kam ich nach Heimbach, welches an der Poststraße, eine Stunde weit von der Bahnstation Niederaschau gelegen ist. Nachdem man in Sachrang das Gasthaus „zum Wasserfall" als ein besseres bezeichnet hatte, beschloß ich hier Mittagsrast zu halten. Aber siehe, es war kein Fleisch im Hause! Eine Stunde von der Bahn an der Poststraße! Echt bayerisch.

Ich stopfte also meinen Magen mit einer Eierspeise voll und trank bedenkliches Bier dazu. Eine weitere Stunde führte mich zum Schlosse Hohenaschau, das talbeherrschend auf einem bewaldeten Felsenhügel liegt. Die Kampenwand, die Hangende Wand, das Zeller Hörndl, der Riesenkopf und die Hochriß bilden über ihm die letzten Ausläufer unserer Berge. An der Straße

steht ein feines Hotel „Zur Burg" mit schönen Sälen und kühlen Gartenanlagen; ich aber wurde, da ich schon zu Mittag gegessen hatte, während die andern Leute hier um 1 Uhr überhaupt nicht aßen, sondern dinierten, als zur misera plebs gehörig, wenig beachtet. Drum wanderte ich bald nach dem uninteressanten Niederaschau, von wo aus mich gar bald ein Bahnzug nach Prien führte.

Der Chiemsee ist durch einen niederen Berg verdeckt, eine Lokalbahn verbindet das Ufer mit Prien. Auch hier habe ich nicht viel Merkwürdiges gefunden, höchstens der Kirchenstil könnte zu den Abnormitäten gerechnet werden. Eine schöne Dorflinde steht in Prien.

Ich mußte noch abends nach Rimsting fahren, um dort Bekannte zu suchen. Als ich am Bahnhof zu Prien stand, sah ich noch ein seltsames Naturphänomen, welches auch ein moderner Maler kaum zu malen wagen dürfte. Hinter einem Laubbaume — ich glaube es war eine Wildkastanie — sank die Sonne. Vom Ball war nichts zu sehen, der war hinter dem Stamme und Ast- und Blätterwerk versteckt, aber aus allen Lücken quollen Sonnenstrahlen in leuchtenden Bündeln heraus, alle brachen radial, ein dunkles Blätterzentrum freilassend, aus dem Baume hervor. Es war, als ob der Baum selbst Strahlen streue, als ob ein Götterbild, das aus dem Baume treten werde, sich durch das Geleucht verkünde.

In Rimsting aussteigend, sah ich den Sonnenuntergang.

Glanz und Gold in allen Fluten,
Glanz und Gold im Aehrenfeld,

Denn die Sonne im Verbluten
Schenkt ihr letztes Licht der Welt.

Treu der alten Ordensregel
Fern ein Abendläuten bebt,
Und am See das letzte Segel
Leise in das Dunkel schwebt.

An Farbenabstufungen eines Sonnenunterganges ist Hügelland und Tiefebene entschieden reicher als unsere Alpenwelt, welche dafür mit Großartigkeit zur Feier des Sonnentodes als Totenfackel ganze Berge brennen läßt.

Ein Abend am Chiemsee:

Eine breite Glut leuchtet vom Himmel herab und ändert sich langsam und spät. Sie haftet nicht allzusehr an den Dingen, sondern bleibt in ruhiger Majestät am Himmel. Auf der Flur, über den Getreidefeldern, an den Fichtenrücken und den Wellenkämmen des Sees aber erwachen andere Farben, welche mit einander spielen und kaum e i n farbiges Kind des einzig-reinen Sonnenstrahls mag bei dem Reigen fehlen. Von der tiefsten Farbe des Todes bis zum loderndsten Rot der Leidenschaft, bis zum weitesten Blau der Sehnsucht, bis zum blanksten Blitz der Reinheit irren die Farben durcheinander.

Nun ist die Sonne gesunken. Die Häuser des Dorfes sind still. Nirgends sehe ich Leute. In der Ferne stirbt ein Glockenklingen.

Da überkommt mich ein Gefühl, als ob die Erde mit

mir spräche — ernste, gewaltige Worte, die in der Priestersprache „memento mori" lauten.

Ich höre nirgends eine Saite rühren
Und keine helle Kinderstimme lacht
Und keine Mädchen sitzen vor den Türen
Und singen ihre Lieder durch die Nacht.
Ich weiß es nicht, was heute alle haben —
Sieh dort den Stern! — Jetzt fällt er in den See!
Es wird wohl irgendwo ein Grab gegraben,
Und durch die Erde zuckt das Mutterweh. —

Das Sonnensterben hatte mich ganz traurig gemacht. Ich ahnte nicht, daß die Erde mit mir wirklich gesprochen, daß sie wirklich einen jungen Menschen zu sich nahm — „den ich auch gekannt".

Das Dunkel kam. Stern und Johanniskäferchen glitzerten durch dasselbe. In den Wohnstätten der Menschen erwachte das trauliche Hauslicht, das die Menschen zusammenführt.

Ruhig starb der Sommertag
In den Wolken, goldumsäumt,
Und die Seele leise träumt:
Was wohl morgen kommen mag?
Und die Wälder rauschen sacht
Und die Grillen musizieren
Und am Himmel breitet ihren
Sternenmantel aus die Nacht. —

Aber, aber! — das Gasthaus zu Rimsting ist kein Hotel. Fenster ohne Vorhänge, Gasthauslärm, ein

ſchnarchender Nachbar, die Naſe umtanzender Mondenſchein und etwas, wovon Mephiſtopheles der Beherrſcher iſt, brachten es zuſtand, daß ich durchaus keine „unergründlich ſüße Nacht" verlebte. Ja ſogar die große Sonne ſchien ihren getreuen Lichtanbeter necken zu wollen, kaum hatte ſich am Morgen ſo eine Sorte Schlaf auf meine Lider geſenkt, fingerte ſie mit ihren Strahlenfingern ſo in meinem Geſicht herum und kitzelte meine Augendeckel derart, daß ich erwachte.

So ſchritt ich dann ſchon um ſechs Uhr wieder zwiſchen blühenden Flachs- und goldenen Kornfeldern, in welch letzteren der blaue Stern des „ollen Willem" ſtand, der Bahnſtation Rimſting zu und fand auch nach dem Worte der Schrift meine Bekannten.

Iſt da am Chimſee eine kleine Malerinnen-Kolonie, von deren Kunſtgeheimniſſen, insbeſondere von deren ſezeſſioniſtiſcher Auffaſſung des Kochens ich nichts erzählen darf. So ſchwer es mir fällt, ich muß wirklich darüber ſchweigen, denn ich hüte meine Augen.

Bald führt uns die Eiſenbahn nach Prien, die Lokalbahn ans Seeufer und das Dampfſchiff zur Herreninſel, von welcher der prächtige Königsbau hervortrat.

Nach einem kurzen Gange ſtehen wir vor dem Verſailles der Alpen. Mitten im Prunk der Natur der Prunk des Uebermenſchen. Der eine aber, Ludwig XIV., der Sonnenkönig, baut ſeine Pracht, um der Welt ſie zu zeigen, um den Menſchen in übermütiger Tyrannenlaune ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen; er gefällt ſich in ſeiner Pracht als eitler Menſch, er hat ſie für die Menſchen gebaut. Ihm iſt die Natur gleichgültig.

Und Ludwig, der Zweite? Geängstigt flüchtet er in die weltabgeschiedene Natur vor allem Rauhen und Schrillen des Lebens. Um dieses zu übertönen, pocht der Hammerschlag und schichtet Stein auf Stein zur Schloßpracht auf.

Steinerne Märchen muß der Meißel zaubern, labyrintische Wege im Garten der Schönheit muß er herstellen. Die fieberhafte Sehnsucht nach Schönheit, nach Blendwerk und Ruhe, nach Weltabgeschiedenheit, nach einem Traumlande, das ist das Versailles der Alpen. Louis Quatorze verachtet die Natur, hat ja doch er sie nicht gebildet, ist sie ja nur dazu da, von seiner Macht unterworfen zu werden. Ludwig II. reißt die Pracht aus seinen Königssälen und flüchtet mit ihr in die Natur hinein, er baut sein Schloß, seine Märchenwelt für sich; nicht für den Tag, für die traumhafte Nacht, in der der Seele tiefste Stimmen sprechen, in der alles andere verhallt ist.

Trotzdem auch Ludwig die königliche Würde ausdrücken wollte, trotzdem manche Ideen durch die Nachahmung des Franzosenschlosses herunterkamen, den oben genannten Unterschied merken wir doch.

Uebrigens ist es, als ob der Engel des Geheimnisses durch die hallenden Säle schritte, als ob er uns leise zuraunte, nicht zu forschen in den Tiefen dieses unglücklichen Königsgemütes — — — mir ists, als ob rings die überladene Pracht verschwände und ich an einem mächtigen See allein in einem dunkeln Boote führe. Plötzlich ists, als leuchtete tief im Grunde eine Königs-

krone auf und die Wogen rauſchten einen dumpfen Totenchoral — —

Aus dem blendenden Kryſtallſpiegel grinſt der größte König, der Tod, auf dem Thronſtuhle ſitzt der Tod. —

Faſt ſchmerzlich wirkt die Pracht auf die Seele.

Ich habe nicht im Sinne, hier durch genaue Aufzählung Bädekerarbeit zu verrichten, drum möge man mir verzeihen, wenn ich manches, was, vom Prunkſymbol des Pfaues angefangen, in den Gemächern ſich findet, übergehe. Das Franzoſentum in allem berührt uns unangenehm. Eine Büſte Neros gibt uns heute nicht den reinen Genuß an ihrer künſtleriſchen Ausführung, ſondern wir fühlen mit, daß ſie in einem königlichen Gemache ſich befindet.

Den Hartſchierſaal, die zwei Vorzimmer haben wir bereits durchſchritten, wir ſtehen im prächtigen Paradeſaal, der in Purpurrot und Gold die Königsmacht verkündet. Iſt aber auch ſo ein Mitglied der misera plebs contribuens im Saale, das nicht genügend Verſtändnis hat und am eingelegten Boden auf- und abſpaziert; ein Erſuchen des Wächters, ſowie eine gereizte Zurechtweiſung ſeitens des lieben Geſponſes: „Toni, i hab diars do ſcho oft gſaggt, Du ſollſt auff'n Läuffer gehn," erfolgt nun. Alles wendet die Köpfe, der arme Ehemann aber ſteht blutübergoſſen da. Das Vorkommnis riß alle raſch aus der Königspracht in unſer Erdendaſein als gewöhnliche Sterbliche zurück.

Zu den Königsträumen führt uns wieder das Paradebett — zu den Königswünſchen, denn auch der mächtigſte

König hat noch Wünsche, der Betschemel. Es folgt der Ratssaal, sodann die berühmte Spiegelgallerie, 75 m lang, 11 m breit, 13 m hoch. 17 Fenster eröffnen den Ausblick auf die Wasserwerke des Gartens. Ihnen gegenüber blitzen siebzehn 10 m hohe Spiegelscheiben. 35 Riesenluster mit blitzenden, klingenden Krystallen und ebenfalls 32 Kandelaber strömten einst eine Lichtfülle von 2500 Wachskerzen aus, die sich überall wieder verfing, an den tausend Krystallen brach und zersplitterte, in leuchtenden Funken wieder sich sammelte und durch den Saal irrte wie verlorene Sonnenkinder. 52 mal nur erstrahlte diese Pracht für den König allein.

Im Friedenssaale spielte sich wieder ein komisches Intermezzo ab. Ein Norddeutscher fragte, ob diese Schlösser nie bewohnt würden. Der biedere Bayer aber, der wohl die Ansicht hatte, die Schlösser seien überhaupt nur fürs Begaffen gebaut worden, erwiderte kurz: „Na, da hätt'n mir ja ka Ruah net." — Was wohl der tote König sagen würde, wenn er die Menschen, die er floh, in seine tiefsten Wunder dringen sähe?

Wir kommen noch ins eigentliche Schlafzimmer, welches in Blau und Gold gehalten ist und vom König 23 mal benützt wurde. Toilettenzimmer, Badezimmer, Arbeitszimmer und der hellblaue Salon schließt sich an. Im Speisezimmer entlieh der König die Poesie dem deutschen Kindermärchen, indem er ein „Tischlein deck' dich" aus dem Boden steigen und in denselben versinken ließ.

Die kleine Gallerie, welche verschlungene Laubengänge mit ihren Eckspiegelungen erzielt, ist die letzte

Sehenswürdigkeit im Innern des Schloſſes, welches heute noch unvollendet iſt.

Die Fontänen, welche nicht mehr ſpielen, entzücken uns nicht. Der Latonabrunnen, der die Göttin angequackt von 72 vergoldeten, maulaufreißenden Fröſchen darſtellt, wirkt durch den Mangel der Waſſerſtrahlen geradezu lächerlich. Ich weiß nicht wie — mir fiel dabei der Wiener Gemeinderat ein. — —

Sonnenſchein — ſchöne, geſunde, friedliche, unverkünſtelte Natur! Wogen und Wipfel rauſchen. Die Seele, die müde war von dieſer ſchweren Krankheit Pracht, atmet auf.

Nachmittags zog das Schiff wieder durch die glitzernde Flut, wir fuhren an der grünen Krautinſel vorbei und auf jenen wellenvergeſſenen Fleck Paradies zu, den wir alle ſchon kennen, wenn wir ihn auch nicht geſehen haben.

Wißt ihrs! Späte Glocken gehen durch die Luft. — Nonnen fahren über den mondbezauberten See.

Unſer Wopfner hat es uns gemalt, viele, viele male bannte er den Zauber der „Fraueninſel" in ſeine Farben.

So bekannt tritt uns alles entgegen: — dort das Kloſter, dort die Linden — drüben die ſilberigen Weiden, welche den Frühling vortäuſchen, es iſt ja, als ob Fruchtbäume in ſchneeigen Blüten ſtünden. —

Friede redet die Natur. Kein ſchriller Ton kann hier entſtehen, er verſinkt im Frieden dieſes Erdenflecks.

Es iſt kaum vorſtellbar, daß hier jemals das Un-

glück gehaust habe, daß hier erschreckte Menschen irrten und gellende Hilfeschreie zum Himmel hallten, als die Flammen durch die Kirche und das Kloster rasten. Die erste Aebtissin dieses Benediktinerinnenklosters sei Irmengard, die Tochter König Ludwig des Deutschen (a. 860) gewesen. Ein Portal an der alten Kirche stammt noch aus dem 11. Jahrhundert.

Fräulein Bianca neben mir sprach den Wunsch aus, in diesem Klosterfrieden zu versinken, was aber mit dem lebensfrohen Blitzen in ihren Augen gar wenig stimmte. Die kleine Malerin, welche auch mit war, entdeckte alle fünf Minuten ein neues Bild, das man malen müsse.

Aber schließlich ertranken alle diese überirdischen Sehnsuchten in dem bayrischen Bier, welches man uns im Gasthause vorsetzte.

In einem Kahne fuhren wir alsdann nach Gstad und wanderten zwischen Wiesen und Feldern, an einzelnen Dörfern vorbei, wieder nach Rimsting zurück. Eine besondere Freude an diesem unseren Gang aber hatten die Bremsen, welche sich in liebenswürdigster Weise mit uns beschäftigten.

Dann gings nach Rosenheim, welches in gewohnter Langeweile dem Reisenden die Frage vorlegte, wie soll ich denn eine Stunde Fahrtunterbrechung verbringen?

Doch es ging. Als es dunkelte, fuhr ich nach Kufstein zurück.

Das waren wieder zwei Tage gewesen voll Sonne, Schönheit und Lebensfreude. Und deshalb sollte die Stimme aus der Tiefe noch mir erzählen, wie bald die

Sonne ſtirbt, die Schönheit ſinkt und der Freudenfunke verliſcht.

Ich hatte ihn ja geahnt, draußen am Chiemſee. Ich hatte ja gebebt vor ihm, weil ich ihn durch den Abend ſchreiten hörte, den Unerbittlichen — den Tod. Ich hatte wohl irgendwo ſeine ſternloſen Augen hervorſtieren geſehen, als ich das Lied geſchrieben:

Es wird wohl irgendwo ein Grab gegraben
Und durch die Erde zuckt das Mutterweh —

Das Grab war gegraben worden. — Als ich abends daheim das Licht anzündete, fand ich einen ſchwarzgeränderten Totenſchein auf dem Tiſche liegen. „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen —"

Es iſt ein fürchterliches Wort: „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen". Auf einem Bauernfriedhofe las ich einſt:

Gott gefüll dieße junge Roſe
Und er pflückte es für Sich,
Nun blüt ſie in ſeinem Schoße
Und ſie blüth ewiglich. —*)

Gott hat eine Roſe gefallen. — Bitter und grauſam iſt dieſes Wort, bitter, grauſam und wahr wie das Leben.

*) Wildſchönau.

Im Tal ohne Namen

Immer seltener werden im Lande Tirol jene stillen Winkel, wo der Fremdenstrom sich noch nicht in seiner ganzen Gewalt hin ergossen hat, immer schwerer gestaltet sich die Flucht in die Natur, immer verwickelter wird die Frage nach einer stillen Sommerfrische. Es ist nicht wenig, was manche von dem Orte ihrer Wahl verlangen; sie wollen nämlich alle Vorzüge des stillen gemütlichen Alttirol mit denen des modernen Fremdentirol vereinigt wissen.

Die Bequemlichkeit soll steigen, die Preise dieselben bleiben, alle Kulturerrungenschaften sollen ins Tal ziehen, aber die Bauern sollen davon unberührt bleiben. Das sonderbare Verlangen, die Fremden sollen ihr Geld ins Land tragen, selber aber draußen bleiben, stellt mancher unbewußt, um dem Lande seine ehemalige Heimseligkeit zu erhalten. Es wäre eine dankbare Aufgabe, sich einmal eingehend und klar über das Verhältnis von Volkstum und Fremdenverkehr auseinanderzusetzen. Diese Untersuchungen müßten im ethischen, ästhetischen und sozialen Sinne geführt werden. Doch dürften sie nicht am Schreibtische stattfinden, auch sollen sie nicht von einer einzigen Person herrühren, da

ſie ſonſt an Einſeitigkeit leiden. Jeder ſteht ſeiner Heimat anders gegenüber, hat alſo auch für den Fremdenverkehr einen anderen Geſichtswinkel, und jeder wird hauptſächlich eine der drei oben angeführten Richtungen verfolgen. Vielleicht gelingt es, aus allen Teilen des Landes hiefür Material zu ſammeln; die Sichtung des von anderer Seite beigebrachten Stoffes wird dann von dem einzelnen viel leidenſchaftsloſer betrieben, als wenn nur eigene Funde, bei denen immer perſönliche Erinnerungen mitſprechen, die Beweiſe für des Verfaſſers Behauptungen bilden. Ich ſelbſt habe einmal — nur nach eigenen Erfahrungen — über dieſe Frage geſchrieben. Den Artikel habe ich nicht veröffentlicht, denn ich arbeitete mich in eine Leidenſchaft hinein, die nichts zu wünſchen übrig ließ, und die nur dadurch entſchuldigt werden kann, daß die Liebe zur Heimat ſie erzeugte. Ein modus vivendi, daß uns Tirolern unſer liebes Alttirol, denen aber, die es wollen, ein modernes Tirol verbleibt, muß gefunden werden. Ich hätte auch ſchreiben können, ein „modernes Fremdenland", das tat ich aber nicht, im Gegenteil: ich bitte das Wort Tirol zu unterſtreichen.

Ich glaube, man weiß jetzt, was ich meine; vielleicht hilft mancher, der ſeine Heimat gern hat, durch Aufzeichnung ſeiner Erfahrungen, eine Klarſtellung herbeizuführen, welche durch Sachlichkeit nützt und nicht durch Leidenſchaftlichkeit ſchadet. Gelänge dies, ſo könnte man der Arbeit gewiß den Leitſpruch geben „Fürs Vaterland".

Aber ich wollte eigentlich eine Idylle ſchreiben, von

einem ſtillen Tiroler Tale — ſo ſtill, daß es gar keinen Namen hat.

Das klingt nun freilich wie ein Märchen, daß es in Tirol noch ein Tal ohne Namen gibt; ihr glaubt vielleicht, es ſei ein einſames, fichtenverlorenes Waldtal, in dem die Ameiſenhaufen die einzigen geſelligen Anſiedlungen darſtellen? O, ihr irrt euch, drei Kirchtürme ſtechen in die blitzende Bläue.

See, Wälder, Dörfer, Wieſen, Kalkrieſen und darüber der unendliche ſchimmerblaue Julihimmel, und das alles iſt Schönheit ohne Namen.

Von den Bewohnern weiß niemand den Namen des Tales, auf den Landkarten iſt er nicht zu finden. Der Name iſt geſtorben. Erſt im Innsbrucker Muſeum habe ich dieſen Namen gefunden, aus der zitternden Handſchrift, die mit vergilbter Tinte auf nun ſchon modernes, altes, gebräuntes Papier, von einem alten Landpfarrer hineingeſchrieben iſt, blickte er mir entgegen.

Jetzt werden es bald tauſend Jahre, ſeit die erſten Anſiedler in dieſes ſtille Tal aus „Rhätien" einwanderten und ihm einen Namen gaben. Aber jetzt iſt der Name geſtorben.

Fichten rauſchen neben dem Wege und der Bach toſt herauf. Farren wirren ihre Fächerblätter in den ſtacheligen Wachholder ein, manchmal irrt ein verträumter Vogelruf durchs Gezweige. Blaue und weiße Waldglocken ſtaunen fremd in die Welt. Geſellige Bläulinge huſchen vom Pfade auf, vor dem nahenden Schritt.

Horch, was iſt das? Glockenläuten, Herdenglockenläuten. Der Wald lichtet ſich und die Straße tritt in

die Felder. Eſchen beſäumen den Weg; über den Wäldern bauen ſich gewaltige Kalkmauern auf und gluten volle Sommerſonnenhitze wieder. Hie und da Einzelhöfe auf den Hügeln. An den Zäunen ſtehen blonde Bauernkinder, die dem Wanderer entgegenlaufen, um ihm treuherzig die Hand zu geben und Grüß Gott zu ihm zu ſagen.

Das erſte Dorf dieſes ſtillen, namenloſen Tales überragt ein ſteiler, rotgedeckter Kirchturm, eine blaugoldene Uhr daran weiſt die Zeit. Eine Stunde entfernt zieht der Schienenſtrang der Eiſenbahn, auf ihm brauſt der moderne Verkehr dahin, aber hierher in die große, namenloſe Stille ſchrillt der Lokomotivenpfiff nicht herein.

Und nun wolltet ihr den Namen des Dörfleins wiſſen? Den ſag ich erſt ſpäter, wenn ich eine Geſchichte, die eigentlich keine Geſchichte iſt, erzählt habe. Die Geſichte heißt: Hier liegt eine Unſchuld.

Hier liegt eine Unſchuld.

In dem ſtillen Tale will ich zuerſt an den ſtillſten Ort gehen, dorthin, wo die Totenkreuze ſtehen.

In einem Oberinntaler Friedhofe habe ich einmal ein einfaches gelbes Kreuz auf einem Grabhügel gefunden, das nur die ſchlichte Inſchrift trug: „Hier liegt eine Unſchuld". Kein Name ſtand dabei. In den Friedhöfen des Stanzertales findet man häufig die Worte: „Hier ruht eine Unſchuld mit Namen . . ."

Nun glaubt ihr freilich, mein namenloſes Tal bald

zu erraten, es wird irgendwo in den Gründen des Oberinntales sein. O nein, falsch geraten, es ist ganz wo anders.

An dieses namenlose Kinder-Totenkreuz mußte ich im namenlosen Tale denken, als ich durch den Friedhof schritt, denn es sind sehr viele Kindergräber mit einfachen, rührenden Gedenkworten zu finden.

Der Kirchhof umschließt die Kirche, welche aus dem 11. Jahrhundert stammen soll. Neben der Kirche steht die Schule mit blankweißen Mauern, von denen die grünen Fallen sich farbenfrisch abheben. Auf den Fenstersimsen blüht glührot die brennende Lieb. Eine Scheiterleg schmiegt sich ans Haus. Nahe der Kirche steht natürlich das Wirtshaus, die „Teufelskirche".

Als ich in die Kirche trat, kam eine Klosterfrau mit weißer Schaube und blauem Habit aus derselben. Ich beachtete sie nicht, ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, weiß nicht, ob schon viele Jahre seit ihrem entscheidenden Entschlusse vergangen sind, oder ob vielleicht das Wort Entsagen noch eine junge Seele erschauern macht.

Im Kirchenportal stehen die Verse:

Höre, der Weihbrunnenstein
An der Kirchtür spricht,
Mensch betritt dies Haus
Mit bösem Herzen nicht.

Und nun las ich die Grabschriften. An den Kreuzen, welche dem Andenken Erwachsener galten, fand ich entweder gar keine oder nichtssagende Inschriften. Mit besonderer Innigkeit aber sprachen die Verse auf den

Kindergräbern. Mir war, als ob ich auf einem Kinderfriedhof wandelte.

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten und darauf hinzuweisen, daß die Inschriften auf den Kreuzen der Kleinen die innigsten sind. Von besonderer Innigkeit sind auch diese, allerdings auch von besonderer Rechtschreibung. Der Marterlmaler und der Materldichter sind hier nicht dieselbe Person, denn der Inhalt der Verse entspricht einem ganz anderen Bildungsgrade, als die Schreibung vermuten ließe.

Kurz war mein leiden,
entzezlich meine Pein,
doch Eltern seid getröstet,
ich ging in Himmel ein.
Geschwüstert und Verwante,
an eich ein liebes Wort,
vergeset jetzt mein leiden,
getenkt an meinen Ort.

Insbesondere den ganz jungen, den Kindern, welche nur wenige Tage zu leben hatten, sind Inschriften gewidmet. Diese kleinen Kaumaufderwelt werden auf anderen Kirchhöfen höchstens mit dem Taufnamen erwähnt.

Hier ruht das unschuldige Kind der Eheleute Christian und Theresia Flöckl, Bauersleute, geb. und gest. am 4. November 1901.

Flieg hin, du teures Engelein,
Zu deinen lieben Brüderlein,
Schaut auf die Eltern hold herab,

Die weinend ſtehn an euern Grab.
Als blutend Marterkindelein
Tratſt du in dieſes Leben ein,
Zugleich als letztes Lebewohl
Dem kleinen Haupte Blut entquoll.

Einem Kinde, dem nur zweitägiges Leben gegönnt war, galten die Worte:

Ein Engel warſt du auf Erden ſchon,
Drum rief dich Gott vor ſeinen Thron.

Bei einer kleinen Urſula iſt dem Maler ein boshaftes m im Pinſel geblieben, ſodaß der Vers ungefähr das Gegenteil von dem beſagt, was er ausdrücken ſollte.

Kaum hat ſie (die) Welt erblückt,
war ſie allen Scherz entrückt.

Schön iſt folgendes:

Ich fleh für euch an Gottes Thron
Um Gnade, Gottes Segen,
Und ſterbt ihr einſt, dann komm ich ſchon
Gar freudig euch entgegen.

Genaue örtliche Beſtimmung bietet eine weitere Grabſchrift: Hier ruhet das unſchuldige Kind Georg Schweizer, geboren beim Kohlzieher —

Alſo jetzt muß ich mein Geheimnis aufdecken. Ich hätte es wohl auch nicht bewahren dürfen, denn die wiſſenſchaftlichen Volkskundler würden mir es gar ſehr verargt haben, wenn ich die Fundorte meiner Epitaphe verſchwiegen hätte.

Also: geboren beim Kohlzieher in Fieberbrunn, gestorben im Mihlhäusl allhier am 20. April 1895.

Also: Die Bahnstation heißt Fieberbrunn und der Friedhof, von dessen Kreuzen ich die Inschriften lese, ist der von Sankt Jakob.

Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht der Tod ein Kinderherz.

Auf einem anderen Grabe heißt es:

Kaum hab ich die Welt erblickt,
Hat mir der Herr ein Engel g'schickt,
Er nahm mich bei der Hand
Und fieret mich ins Vaterland.

Einem Eintagkinde gelten die Worte:

O zartes Töchterlein so schnell
Entfloheſt du der Welt,
In reinsten Taufkleid auf der Seel,
Daß Gott so wohlgefällt.

Sehr innig klingen die wenigen Worte:

Kurz das Leben,
Groß die Freud,
Bei der Mutter
In Ewigkeit.

Sankt Ulrich*) (Einjähriges Kind):

Diese Blithe zart und rein
Wollen wir dem Himmel weih'n,

*) Ich füge der Vollständigkeit halber die Kindertotenverse aus St. Ulrich und Waidring an dieser Stelle an.

Und zwiſchen Wohl und Wehe,
Beten wir, Dein will, o Herr, geſchehe.

(Einjähriges Kind. An der Bretterumfaſſung des Grabhügels):

Blütheſt ſchön wie eine Roſe,
Hier auf dieſer Erdenflur,
Eilteſt bald vom Mutterſchoße
Hin zum Schöpfer der Natur.
Lebe wohl, bis du in jenem Leben
Uns auf ewig wirſt zurückgegeben.

Waidring:

Wenn Kinder ſterben,
Ehe ſie die Sünde kennen,
Dann merkt die Seele in der Still,
Daß Gott ſie retten will.
Holdes Kind. Wo Totenkränze wehen,
Ruhe ſanft bis zum Gericht,
Neugebildet wirſt du auferſtehen,
Aber unſchuldsvoller nicht.

Als ich den ganzen Friedhof durchgegangen, die Himmelskerzen an den Gräbern hellblühend nach oben weiſen geſehen, ſchritt ich wieder am weißgetünchten Schulhauſe vorbei, an dem die brennende Liebe in loſen Dolden glühte.

Dann ſetzte ich mich ins Gaſthaus und ſagte der Kellnerin, daß mir im Friedhofe die vielen Kinderverſe aufgefallen ſeien. „Das ſagen die Fremden öfter," lau-

tete die Antwort. „Wer macht denn dieſe Inſchriften? Gewiß eine Frau?“ forſchte ich weiter.

„Die dichtet meine Schweſter, da drüben im Schulhauſe!“

„Ich möchte ſie gern kennen lernen.“

„Da brauchen Sie nur am Glockenzuge zu läuten, dann macht ſie auf.“

„Iſts die Kloſterſchweſter?“

„Ja, die iſts.“

Und auf einmal rannen Töne durch den Sommerabend, Töne eines Harmoniums. Ich wußte, wer die Melodie ſpielte: Eine Nonne in blauem Habit mit weißer Schaube. Die Nonne, welche die herztiefen Kinderverſe geſchrieben. Das Lied nennen die Leute einen Gaſſenhauer. Es klang:

„Und find't a Herz koa Gegenlieb,
Hörts auf zum ſchlag'n und bricht.“

An dieſem liebelohenden Sommerabend klang mir das Lied in die tiefſten Tiefen der Seele. Das Lied klang hinter den Fenſtern, auf denen die brennende Liebe glühte, hervor. Ich zog nicht am Glockenring.

Ich wollte das Schickſal nicht ſehen, das hinter den weißen Mauern verblühte.

Aber ich dachte an die treuherzigen Kinder, die mir am Wege die Hand gereicht hatten. Auf ſie fließt die Liebe derjenigen über, die ſo liebevolle Grabworte zu ſagen weiß. — Vielleicht gibt man ihr auch einmal ein Kreuz, und ſchreibt darauf: Hier liegt eine Unſchuld.

Ohne Namen, denn den Namen hat ſie ja längſt ſchon weggegeben.

Es war einmal . . .

Es war einmal — ſo fangen die Märchen an, recht ſüße Märchen für die kleinen Leute . . .

Wie ein goldenes Märchen verlohte der Sommerabend. An dem Gezink der dolomitenhaften Loferer Steinberge hatte die Nacht beſondere Mühe, das letzte Gold loszulöſen. Die letzten Vogellieder zögerten in den Zweigen und die klaren Wellen des kleinen Riedſees wußten nur mehr ein ſtilles Schlummerlied.

Eine Eswareinmalgeſchichte erzählt auch die Steinſäule in den Verſen:

Kaiſer Heinrich, heiliger Mann,
Nimm Du Dich unſerer Felder an,
Vor Ungeziefer jeder Art
Sei'n ſie durch Deinen Schutz bewahrt.

„Es war einmal," erzählen auch die Grabſchriften des Friedhofs, welcher die uralte gotiſche Kirche in St. Ulrich umſchließt. In dieſem Friedhofe tritt die Sitte auf, die Grabhügel mit Brettern viereckig zu umgrenzen und auf dieſen Brettern die Totenſprüche anzubringen. Natürlich ſind dieſe auf feuchtem Holz gemalten Verſe, welche von den Grabblumen überwuchert werden und mit der Erde fortwährend in Berührung kommen, einer

ſchnellen Zerſtörung ausgeſetzt. Die vier bis ſechs Strophen, auf der Längsſeite finden nämlich zwei Strophen nebeneinander Raum, ſind meiſt in keinem Zuſammenhang, ſondern auf jeder Brettſeite wird eine unabhängige Todeswahrheit verkündet.

Nur in Waidring fand ich eines, das wenigſtens aus drei Strophen ineinanderkomponiert iſt:

Sollt ich zittern vor dem Grabe,
Ich alter, abgelebter Mann,
Der mit ſeinem Knotenſtabe
Kaum den Leib mehr ſtützen kann?

Haare, wie der Schnee ſo weiß,
In den Adern Blut wie Eis,
Winken mir zum Grabe hin
Und ſagen, daß ich ſterblich bin.

Das längſte Ziel von Lebenstagen
Iſt ſiebenzig bis achtzig Jahr,
Ein Inbegriff von tauſend Plagen,
Auch wenn es noch ſo glücklich war.

An dieſe peſſimiſtiſchen Worte tritt unvermittelt die Inſchrift des letzten Brettes:

In des Lebens heitern Spiele
In des grauen Alters Fülle
Süßen, reinen Himmelsfrieden
Wünſchen wir auch dir beſchieden.

Vom St. Ulricher Friedhof ſeien noch erwähnt:

Für alle werd' ich bitten
Das wahre Gotteslam,

Das es beim Weltgericht
Uns alle fürt zuſam.

Und am Grabe einer alten Jungfrau leſen wir:

Menſch, Gott fragt nicht nach Tagen;
Hier verweilſt du nur als Gaſt.
Nach Verdienſten wird er fragen,
Welche du geſammelt haſt.

Das ſind die Eswareinmalworte des Todes. Wie das Wirtshaus neben Kirche und Friedhof, ſteht überall das Leben neben dem Tod.

Nun hören wir einmal die Eswareinmalworte des Lebens. Es war einmal eine Zeit, da raſſelnde Poſtkutſchen in ſtille Täler fuhren, es war einmal eine Zeit, da ſtille Menſchen in den Kaleſchen ſaßen, die winterlang beim Schein der Lampe in kluggeſchriebenen Büchern laſen und feine Kupferſtiche beſchauten, bevor ſie dem Schwager kundtaten, ſie wollten eine Reiſe machen. Damals galt noch der Spruch allgemein:

Wenn jemand eine Reiſe tut
So kann er was erzählen.

Wie viele der Reiſenden können das heute: „Ich war dort," iſt häufig der ganze geiſtige Inhalt einer kilometerüberraſenden Reiſe mit dem Dampfwagen. Es war einmal eine Zeit, da ſchrieben die Leute an ihre Lieben in der Ferne kluge Briefe, ſtatt ſtumpfſinniger Bier- und Anſichtskarten. Dieſe Reiſenden ließen den wackeligen Reiſekaſten halten, wo es ihnen dünkte, daß der Engel der Schönheit ſtehen geblieben ſei — dieſen Reiſenden mußte der Poſtillon eine trübe

Weiſe in den verlohenden Abend blaſen, dieſe Reiſenden zogen ein altes Familienterzerol mit ſilbereingelegtem Laufe heraus und pufften es los, wenn der Schwager ſagte, daß in dem blauen Felſen dort der Widerhall ſchlafe.

Das war auch eine Märchenzeit, die von unſerer heutigen Zeit, von der der Alleskönner und Alleswiſſer, ſich gewaltig unterſcheidet.

O du heiliges deutſches Wandern, wo biſt du hingekommen?

Zu jener Zeit konnte Caſtelli am felſenhohen Kirchlein sancti episcopi Gebhardi über dem glänzenden ſchwäbiſchen Meer die ſeelentiefen, klaren Verſe ſchreiben:

„Wer das geſehn, kann unbekümmert ſterben,
Fürs Auge hat er nichts mehr zu erwerben.“

Es war einmal. Das war die Zeit, als die einfachen Wirtsleute Bücher hatten, in welche die Wanderer ſchrieben, von wannen ſie kamen, wohin ſie wollten, weß ihr Name und Herkunft, und ob ſie Freude hatten und zufrieden waren. Und diejenigen Menſchen, die wußten, daß ſie etwas können, zeichneten oder malten Bilder, oder ſchrieben Gedichte in die Fremdenbücher aus Dankbarkeit für empfundene Schönheit.

Dann aber kam die Zeit der Alleskönner und Alleswiſſer und jeder Sudler und Reimer und Reiſelümmel meinte ſich mit ſeiner Pinſelei, Schreiberei und ſeiner Zote verewigen zu müſſen.

Die Zeit der guten, gemütvollen alten Fremden-

bücher ist vorbei, Formschönheit, Gemüt ist heute selten mehr zu finden, kaum manchmal ein blitzendes Fünklein Humors. Drum ist der moderne geschmacklose polizeiliche Meldezettel fast zu einer viereckigen Wohltat geworden.

Ich will nun meine Ausbeute an Fremdenbuchversen von St. Ulrich als Gedichte des Lebens neben die des Todes stellen.

Ein lebenslustiger Herr ist jedenfalls der, welcher wegen folgender inhaltsreicher drei Verse seine Feder ins Tintenfaß tunkte:

Ein Hoch der Köchin!
Wenn sich Herz und Auge laben,
Muß der Mund sein Teil auch haben.

Ein ebenso für sein Magenwohl besorgter Herr, welcher den alten Herrn Pindar wegen seiner Worte ἄριστον μὲν ὕδωρ kaum zum Freunde gewonnen hätte, ist der Verfasser der gemütlichen Verse, welchen gelehrte Literarhistoriker wohl zu den „Wasserdichtern" einreihen würden:

Am Pillersee gibts Wasser,
Wasser grad gnuah,
Man kriegts aufs Gwand nauf,
Man kriegts in die Schuah.
Es rinnt oan beim Gnack ein,
Es is bald nit zum dertragen,
Es is nur a Glück noh,
Wenn mans net kriegt in Magen.

Der Mann ist ein Dichter! Und er meints ernst mit der Kunst, denn er schreibt gnua am Schluß mit h, damit er einen ganz reinen Reim auf „Schuah" herausbringt!

Ars mihi lex!

Noch ein Lebenskünstler schreibt:

Geduld ist eine Kunst
Und eine von den schweren,
Die Weiber können sie nicht lernen,
Aber lehren.

Ob der Mann von der Kellnerin zu langsam bedient wurde, oder — verheiratet ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Wahrscheinlicher erscheint mir aber letztere Annahme, erstens, weil ich selbst sehr gut vom Dianl bedient wurde und zweitens, weil Justinus Kerner einmal schrieb:

„Poesie ist tiefes Schmerzen . . ."

Ob solches Zumtodebetrübtsein oder Himmelhochjauchzen folgendes „Gedicht" verschuldet hat, kann ich auch nicht entscheiden; ich setze die Verse aber hierher, weil ich mich bewogen fühle, dabei ein paar Worte Goethes zu variieren:

„Der Geist der Kunst ist schwer zu fassen"

Da wird gedichtet:

Wie herrlich schön ist die Natur,
Man möchte sie bewundern nur,
Doch fliehen die Tage, die Stunden dahin
Und ehe mans denkt, ist man wieder in Wien.

Was ſagt zu dieſem lokalpatriotiſchen Lied der „alte Steffel“? Doch nun genug des grauſamen Spiels, denn eben kommen die blaugeſottenen Forellen auf den Tiſch, die vor kurzem in ihrem „Ghalter“ noch nicht glaubten an die Unverweißtheit des Todes.

Seht, ſo nahe ſteht das Leben bei dem Tode!

Nun habe ich die Eswareinmalgeſchichten der Fremdenbücher erzählt; ich weiß aber noch andere Eswareinmalgeſchichten, Märchen vom Pillerſee, die will ich jetzt erzählen, weil die Sterne kommen.

Die alten Leute reden alle ſo gerne von den guten alten Zeiten und behaupten ſteif und feſt, daß Anno dazumal und Anno domini alles viel beſſer geweſen ſei, ſowohl die Zeit, als auch die Menſchen. Sie haben auch ſtille heimſelige Geſchichten, die ihren Worten Recht geben, nicht minder auch gruſelige und unheimliche, die man am beſten beim warmen Ofen erzählt, wenn vor den Fenſtern die leiſen weißen Flocken fallen und das ſterbende Holz kniſtert und flüſtert. In dieſen Geſchichten klingt es oft, daß gerade in den guten Zeiten die Leute recht ſchlimm und ſchlecht waren.

Eine ſolche Geſchichte will ich vom Pillerſee erzählen. Nun ſeht ihr gleich, daß auch das eine Eswareinmalgeſchichte iſt, ein Märchen, denn ſchon der Anfang iſt erlogen. Es ſoll heißen:

Es war einmal dort, wo heute der Pillerſee den blauen Himmel ſpiegelt, die Pillau. Nun wißt ihr auch endlich den Namen des geſtorbenen Tales. Ja, dieſer Name iſt in den Waſſern verſunken und ertrunken. In der Pillau war eine ungemein reiche Alm vor vielen

hundert Jahren. Durch den Ueberfluß wurden die Senner, die Hirten, die Bauern so übermütig, daß sie mit der Gabe Gottes, mit Butterkugeln Kegel schoben. Aber damit war des Frevels noch nicht genug; einmal kamen sie vor lauter Saufen ganz außer Rand und Band, sie hatten einen Spielmann bestellt, der ihnen zum Tanze aufspielen sollte. Aber wie wollt ihr tanzen, wenn euch die Füß nimmer tragen?

Da flüsterte der böse Feind einem Senner ins Ohr, um die Lustbarkeit nicht ausgehen zu lassen, daß die Sennerin jung und ein schönes und unschuldiges Weib sei. Und die Senner verstanden den bösen Feind . . .

Doch dazu kam es nicht, weil neben der Sennerin der Schutzengel stand.

Dafür hatte ein anderer besoffener Almhirt eine besondere Art von Lustbarkeit ausgeheckt und rief: „Wenn mia nimma tonzn kinnan, soi'ns d' Kúah."

Also wurde das Vieh im Hage durch Stockhiebe aufgestört und unter quälenden Streichen zu wütendem Tanz nach den Weisen des Spielmanns gehetzt. Nun hatte aber der liebe Herrgott das schändliche Treiben lange genug angeschaut; auf einmal ließ er aus der Erde Quellen springen und immer fürchterlicherem Wasser gab er freien Weg.

Hirt und Herden, Senner und Bauern, Alm und Weiden verschlangen die wütenden Fluten; nur der Spielmann, der nichts dafür konnte, wurde auf seinem Stuhl ans Ufer getragen, während die junge Sennerin auf dem Rücken eines Stieres den rettenden Rand der Wasser erreichte.

Alſo ein Bild der Entführung der Europa im Tiroler Märchen. — Denn daß das ein Märchen iſt, müßt ihr ja daraus erkennen, weil eine junge Sennerin darin vorkommt. In Wirklichkeit kommt das eben nicht vor — oder es müßte ſchon ſehr lang her ſein. Bei den meiſten Tiroler Sennerinnen iſt das ſehr lang her — nämlich, daß ſie jung waren.

An Stelle dieſer Alm iſt alſo heute der Pillerſee. Von ihm erzählt man noch mancherlei wunderſeltſame Dinge, ſo, daß der Statthalter Pilatus, in den See gebannt als Stier, beſonders in der Karwoche fürchterlich brüllen müſſe. Dieſe Sage findet ſich auch vom Tierſee. Ich erwähnte ſie nur, weil ſie die zweite Stierſage an derſelben Stelle iſt.

Andere Geſchichten wären noch zu erzählen: die unheimlichen Sagen von der Unergründlichkeit des Sees, von den weißen und roten Krönlnattern, von den Rittern und der ſchönen Schlange und der blühweißen Jungfrau in der Badewanne, von den ſchlafenden Bauern, die die Waſſer in die Tiefe ziehen wollen, und derlei Wunderdinge mehr. Ich künde aber nichts darüber, weil davon zu leſen iſt in den verdienſtvollen Büchern jener glücklichen Schatzgräber, welche das Gold der Heimatſage in begnadeten Zeiten hoben.

Damit wären nun die Märchen zu Ende. Ich habe aber noch mancherlei Wahres und Wichtiges getreulich zu berichten, auch Eswareinmal-Geſchichten, die aber k e i n e Märchen ſind. Unter anderen die Geſchichte vom geſtorbenen Namen . . . .

Aber da ſchaute ich in die ſilberſternige Nacht hinaus

und bemerkte mit Schrecken, daß der Kirchturmknauf ſchief ſteht wie das Kreuz auf der Stephanskrone.

Nachdem ich nun nicht wußte, ob der Fehler an der Kirche oder an mir liege, wehrte ich ängſtlich ab, als die Kellnerin ein neues Viertele Wein bringen wollte.

Noch etwas habe ich kundzumachen vergeſſen: Als ein von der modernen Peſt Befallener hatte ich Anſichtskarten geſchrieben, konnte aber weder im Krämerladen noch im Gaſthauſe Marken bekommen. „Morgen bringt da Bod ſo ane.“ Und nun ſage mir noch einer, das namenloſe Tal ſei kein ſtilles Tal. Geben wir ihm keinen Namen, damit es ein ſtilles Tal bleibe, ein Winkel, der noch uns Tirolern gehört.

Die Bewandtnis mit dem Kirchturmknauf erzähle ich ein andermal, nur berichte ich, daß ich zu Bett ging und lange nicht einſchlafen konnte.

Warum? Ja, weil mir kein Titel für die weiteren Geſchichten einfiel. — Endlich flüſterte mir ein gutmütiger Geiſt des Pillerſees einen ſolchen ins Ohr. Er lautet: Noch einmal es war einmal. Nun das werdet ihr ja leſen.

Noch einmal: Es war einmal

Am Morgen funkelte die Sonne schon strahlenkräftig und flitterte um den Turmknauf, welcher, wie ich mich überzeugen konnte, wirklich schief sitzt. Alle Befürchtungen und Zweifel des vorigen Tages waren also unbegründet gewesen.

Ich wanderte den blinkenden, umschilften See entlang und schaute zu den Bergen hinauf, welche alle Eswareinmal-Geschichten wissen. Sie sahen es also auch, wie die ersten Menschen diese Gegend besiedelten.

Der alte Pfarrer Lettenbichler war ein fleißiger Mann, der sich nicht bloß um die Schicksale der Mitmenschen kümmerte, sondern auch um jene Menschen, die längst schon tot waren. Seinen handschriftlichen Aufzeichnungen verdanken wir so manche geschichtliche und kulturgeschichtliche Feststellung aus dem Unterinntal. Man sieht es, daß die Hand zitterig wurde, die Tinte gilbte, manchmal mag wohl aus dem Wasserglase Zufluß gekommen sein. Also muß man sich tief beugen auf das schlechte Papier und die Augen gut aufmachen, will man die Schriftzeichen enträseln.

Nach einer alten welschen Chronik, die in St. Ulrich gefunden worden sein soll, wird berichtet, daß Anno domini 945 achtzehn Personen der Sippe Pillau aus

„Meron in Retika" allhier eingezogen seien und dieses Tal besiedelt hätten. Von ihnen hat das Tal — heute nur mehr der See — den Namen. Heyl aber bemerkt in seiner Sage von dem im See als Stier verbannten, brüllenden Pilatus zum Worte „brüllen", dialektisch „billen", daher mag wohl die Sage an den Pillersee geknüpft worden sein.

Die nächsten Nachrichten erzählen, daß ein Graf Pallsisch 992 nach den Schätzen der Berge forschte. 1018 baute Graf Hugenoth die Kirche in St. Jakob, Kunibert von Bayern schenkte die Pillau dem Kloster Rott.

Seht ihr den graugeschindelten Kirchturm aus den Fichtenwipfeln hervorragen? Das ist St. Adolari, die älteste Kirche des Tales. Diese mußte Anno 1500 schon einen bedeutenden Ruhm erreicht haben, weil der sonst mehr mit weltlichen Dingen beschäftigte Papst Alexander VI. Borgia ihr einen Ablaß stiftete.

Sankt Adolari ist eine der reinsten Idyllen, die ich im lieben Heimatlande je erschaut habe. Ein gotisches Kirchlein mit hohem, geschindelten Dach und ebenfalls geschindeltem Turm. Ein kleiner Garten schlingt sich herum, eine Laube ist dabei. Aus blühenden Hollunderbäumen läuten die Bienen zum Gottesdienste. Hinter der Kirche liegt eine Kegelbahn. Das Kirchlein klebt am steilen Waldabhang und hohe Fichten schauen über das Dach; fern schimmert der See, über den Wäldern drohen die zerrissenen Berge. Natürlich steht ein Wirtshäuslein da, ein kleines, nettes, reinliches. Kuhglockengeläute und Sensenklingen rinnt durch die sommergoldene Luft.

Ich trete in die dämmerige Kirche. Durch Butzelſcheiben dringt eine gedämpfte Sonnengoldwelle und glänzt erſt wieder auf, als ſie auf die Locken eines blonden, kleinen Mädchens fällt. Es iſt ein herziges, blauäugiges Zweijahreaufderwelt, das Hilde heißt. Und rechts von ihm und links von ihm kauert je ein Hund. Rechts ein mächtiger, langbehaarter Haushund, links ein ungeduldiger Dackel, ein Stück hundegewordene Frechheit. Das Mädele hat ein Tellerlein mit Griesſchmarren auf den Knien, das erſte Bröckel von den fetten Fingerlein bekommt der brave Wodan, das zweite der böſe Waldl, das dritte das kleine Mädele ſelber.

In der Kirche blicken vom Chor herab allerlei Prieſter, Nonnen und Heilige, von den Päpſten abwärts. Auf einer Patronentafel iſt dreſchflegelbewaffnet der heilige Iſidorus und ſchwertgerüſtet der Biſchof Aterlarius zu finden; beide könnten mit ihrem Gewaffen das Blondchen und die kirchenſchänderiſchen Vierfüßler aus den heiligen Räumen treiben; aber der Maler von 1698 hat ſie feſt an eine Tafel gepappt, ſie ſchauen nur ſtill auf das Bildchen und machen nicht einmal ſtrenge Geſichter.

Wie ich ſpäter erfuhr, hieß dieſes Kindlein, als es noch in den Windeln lag, „der Aingerwegg'n". Ainger iſt der Name, den die Adolarer führen, und Weggen iſt der Ausdruck für Wickelkind.

Dieſe ſieben mächtigen Heiligen werden wohl das kleine Blondchen in Schutz nehmen; werden ſie ja doch auf ihrer Tafel angefleht:

O Ihr Patronen auſerwehlt,
Auf Eich iſt all Hoffnung gſtelt,
Ihr werde Unß ſtets Threu beiſtehn,
in noth ohn hilff nit Laſſen gehn,
alles hab und guet, Seel und Leib,
Euch hinfür anbefolchen bleib,
weicht nit von uns in Sterbens noth,
Sonder auch dort bitt für uns Gott.
Amen. 1689.

Ja, du kleines Blondchen, ahnſt es nicht, wie ſchrecklich das Leben, wie fürchterlich der Tod iſt. Dort der von Blutwülſten überquellende, grauſam zerfetzte Menſchenleib am Seitenaltare ſoll der Leib deines Gottes ſein! Das haben ihm die Menſchen angetan, weil er die Sonne ſo ſchön ſcheinen, die Vögel ſo hell ſingen, die Blumen ſo blank blühen, die Fichten ſo tief rauſchen, den See ſo blau funkeln läßt!

Ja, Kind, davon haſt du noch keine Ahnung. Du weißt auch noch nicht, was die vier letzten Dinge ſind. Du verſtehſt die Bilder nicht, die ſie darſtellen, und kannſt die Verſe, die von ihnen ſprechen, nicht leſen. Da ſteht:

Mir gilt alles gleich,
biſt armb oder Reich.
Zum erſten der Tod:
O Menſch due du die aeſo bewerwen,
das du dich all tag
getrauſt Zu ſterben.

Das ſagt der beinklappernde Tod, der eine Krone am Haupte trägt. Er hat einen Köcher umgehängt, der

Pfeil iſt ſchon verſchoſſen, der Bogen verworfen; wie lange wird es dauern, bis er ihn wieder aufhebt? Wem wird der nächſte Pfeil gelten? Wem verrinnt der Sand in ſeinem Stundenglaſe?

Kindchen, du weißt das alles nicht!

Eine Senſe hat er auch; er zertritt die Tiere, die Kaiſerkrone, den Herzogshut, das zweifache und dreifache Kreuz tritt er mit Füßen; hinter ihm ſteht eine ſchwarze Bahre, auf der ein weißes Kreuz zu ſehen iſt:

Zum 2ten das Lötzte gericht:
O Menſch, liebe gott,
Halt ſeyne gebott,
ſo haſt du dich zu fürchten nicht.

Dein Griesſchmarrn iſt gut, Kindchen. Und die beiden vierfüßigen Freunde, die mit dir die Mahlzeit teilen, ſind auch gut. Sie tun dir nichts, wenn du ſie auch in die Haut zwickſt oder an den Haaren reißeſt. Die Sonne iſt auch gut. Sie trocknet ſo ſchnell das Kleidchen, wenn die kleine Hilde Waſſer getagget hat. Wenn der Vater das naſſe, ſchmutzige Kleiderl ſieht, da holt er etwas hinter dem Spiegel hervor, das er den heiligen Geiſt heißt, das aber doch nicht gut iſt, weil es weh tut.

Auch die Mücke war nicht gut, welche die kleine Hilde heute früh geſtochen hat. Das kleine Mädele hat ſchon Zutrauen zu mir gewonnen, ſie zeigt mir den Mückenſtich mit den Worten: „Mädi Weh! Mädi Weh!“

Und da ich teilnahmsvoll bin, ſtreift es die Aermelein hinauf und die Strümpflein hinab und zeigt mit

den kleinen, dicken Fingerchen und ſagt mitleidheiſchend: „Mádi Weh!“

Der blutüberquollene Heiland da drüben ſcheint nichts zu leiden gegen dieſes aus lauter Wehweh zuſammengeſetzte Zweijahreding.

Soviel weiß das Blondchen heute von Gut und Böſe, von Gericht und Gerechtigkeit.

Da weiß der Tafelemaler des zweiten letzten Dings ſchon mehr zu erzählen mit ſeinem farbenfrohen Pinſel.

Purpurmantelumwallt, umgeben von Maria und Johannes dem Täufer ſitzt Jeſus auf einem Regenbogen, um zu richten die Lebendigen und die Toten. Neben dem linken Ohr des Richters ſchwebt ein Flammenſchwert, neben dem rechten eine Palme. Der Maler muß auch an Zeus gedacht haben, weil er dem, der da kommen wird, Blitze in die Hand gegeben hat. Links klafft glutend der Höllenrachen und ſchreckliche kapuzinerbraune Teufel befördern mittelſt eiſerner Rechen und Gabeln nackte, maikäferbraune Böſe und Uebeltäter in die ſühnenden, ſiedenden, hölliſchen Flammen. In der Mitte waltet ein Engel mit Goldhelm, Palme und Flammenſchwert des Amtes der Scheidung zwiſchen Gut und Böſe; ſeine Aufgabe iſt nicht ſchwer, denn die Guten ſind von heller Fleiſchfarbe und haben Schamtücher an.

Der Griesſchmarren iſt fertig und die Hunde lecken das Tellerlein aus. Kleinhildchen iſt vor die Kirchtüre gelaufen und hat ein paar große, ſilberne, zitternde Hollunderblüten gebrochen und zerſtreut ſie aufs Tellerlein. Aber die Hunde wollen die weißen Sternlein nicht freſſen. Vor allem der böſe Waldl zeigt gar kein Verſtänd-

nis mehr. Ueber dem goldenen Köpfchen der Hilde iſt nämlich ein goldener Zitronenfalter in die dämmernde Kirche aus dem goldenen Sonnenſcheine geflogen. Auf den macht nun der unehrerbietige Vierbeiner ohne Rückſicht auf die Ehrwürdigkeit des Ortes Jagd.

In lodernder Flammenſprache predigt daneben der Maler und Dichter von der Hölle. Aber beide haben uns nicht mehr zu ſagen, als ſchon auf dem Bilde des jüngſten Gerichtes zu ſehen war.

Der gezähnte Höllenrachen gähnt flammen- und glutenerfüllt; vier Teufel ſind an der Arbeit. Einer davon iſt beſonders beſchäftigt; der ſchleppt auf jeder Schulter einen Menſchenleib in die roten Lohen. Fünf Verdammte leiden und ſchneiden verzweifelte Geſichter:

Zum 3ten die Höll:
O Menſch, wilſt ir entgen,
Lebe ſo wies oben Steth,
So bekombſt eun auſſerwölte Stöll.

Unterdeſſen klang ein helles Gackern in die Kirche herein. Dieſes veranlaßte die Kleine, ſofort aufzuſpringen und zu rufen: „Viecher!“ Und nun ſprang ſie in das Gemüsgärtlein, in dem ſich die Hennen gütlich taten, patſchte in die Händchen und ſuchte die Hennen, welche ſich vor dem kleinen Blauguckindiewelt aber ſchon gar nicht fürchteten, aus dem verbotenen Bereiche zu verjagen. Das Kunter hatte auch ganz recht, wenn es nicht wich, denn die ſtrampelnden Mädifüßchen richteten in kurzer Zeit mehr Schaden an, als die Hennenſchar den

ganzen Tag. Und über all dem flutete so unendlich blauer Himmel und lag so viel Sonne, so viel Sonne.

O du Letzterdingemaler, ich glaub, das Mädele da hat mehr Begriff vom Himmel als du, denn dieses kleine Wesen ist noch gar nicht aus ihm herausgekommen. Pinsler, denk an deine Kindheit, dann weißt du vielleicht, was der Himmel ist. Sonst tun sich die Maler mit dem Himmel schwer. Sie müssen gegen das Wort der heiligen Schrift arbeiten, denn es heißt: „Kein Auge hat es geseh'n, kein Ohr hat es gehört."

Ueber der Erde thront die Dreifaltigkeit. Siegeskränze, die in der Luft fliegen, und eine Krone durchkreuzende Märtyrerzweige versinnbilden unklar die himmlischen, ewigen Wonnen. Dazu die erläuternden Verse:

Zum 4ten das Himmelreich:
O Mensch gedenckh an die 4 Lötzten ding,
So würst du
Ewigglich nicht Sündigin. —

Um die alte gotische Kirche, die aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammen dürfte, ist ein kunstwissenschaftlicher Streit bei Aufdeckung von gotischen und Renaissancefresken entbrannt. Bezüglich letzterer wurde sogar Leonardo da Vinci in Verdacht gebracht. Eine weitere Bloßlegung der Gemälde ist nach Deininger*) nicht möglich. Von dem alten gotischen Bilde ersieht man nur mehr einige Kleiderfalten und Schuhe.

Die anderen Fresken stellen ein Ernte- und Hirten-

*) Mitteilungen der Zentralkommission 1902.

feſt und das Martyrium des heiligen Biſchofs Adalarius (Adolarius, Atholerius, Athelarius), welcher als Viehpatron verehrt wird, dar. Das zweite Gemälde zeigt uns, wie er von zwei Seiten mit orientaliſchen Schwertern geköpft wird.

Weiteres über den Heiligen, deſſen Attribute Hirtenſtab und Schwert ſind, zu erfahren, blätterte ich vergebens in dem 1288 Seiten ſtarken Buche: „Eine ſchöne, klare und anmüthige Beſchreibung des Lebens, Leydens und Sterbens von den lieben Heiligen Gottes . . . ſo durch P. Dionyſium von Lützenburg, der Rheiniſchen Provinz Capuciner geſetzt und ausgeteilt". Der fromme Mann ſtarb „gottſelig" und ſiehe, man war doch mit ſeinem Werke nicht zufrieden, denn der Himmel- und Höllenphantaſt der Kapuziner ſchreibt im Titel weiter:

„Von gar vilen Fehlern gereinigt, mit zierlicherem Stylo verbeſſert, auch mit hundert und dreyßig neuen ſchönen Legenden, anſtatt der gar kurtzen und zu ſchlecht beſchriebnen Leben der Heiligen gezieret, vermehret, und vil beſſer als jemahl zuvor eingerichtet, und ausgebreitet worden durch P. Martin von Cochem, der Rheiniſchen Provintz Capuciner Jubilarium und Senoriem. München und Mindelheim, 1748."

Auch die ſechsbündige Legende Donins wußte mir nicht zu ſagen, was der Adalarius angeſtellt, daß er ein Heiliger wurde. Infolgedeſſen müßte ich zu einem ganz hochgelahrten Kirchenlehrer, der alle Platzeln des Himmels durchforſcht hat, laufen; ich will aber lieber dieſe Eswareinmalgeſchichte auslaſſen.

Alſo trat ich aus der jahrhundertalten Kirche in die Jahrtauſend alte, in die ewige Kirche mit den unendlichen blauen Wölbungen.

St. Adolari iſt ſchwer zu ſchildern. Man kann der Stille nicht Töne geben, ohne ſie zu ſtören. Für die heiligſten Geheimniſſe der Natur gibt es keine Worte, die ſie löſen. Aber Empfindungen vermögen das. Eine ſolche Empfindung iſt die:

Ich ſetze mich unter eine Schirmfichte; draußen leuchtet die Sonne, leuchtet der See. Ich ſchaue zum blauen Himmel und weiß nicht, daß die Zeit vergeht. Alle ſchönen Tage, alle lieben Stunden, die ich verlebte, leuchten in mir auf. Daß die Zeit vergeht, weiß ich nicht, aber daß Gott gut iſt, weiß ich. Ganz ſtill kam dieſe Offenbarung.

Ich ſchreite hinab, wo der Seeabfluß eine Weitung bildet, und lege die Kleider weg. O, ſo ſonnenwarm iſt das Bad und ſo golden die ſchimmernde Luft und ſeltſam raunen die Binſen. Leiſe wie Seide. Gar nichts Böſes wiſſen ſie zu erzählen. Ein einzig Lied rinnt durch die Luft, ein zitterndes Lied mit ganz leiſen Tönen: Die Welt iſt ſchön.

Am Abend ſchrieb ich unter dem Hollunderbuſch am Kirchlein:

Hollunderbuſch mich überdacht
Und blütenreich mich rings umdoldet,
Indes des Abends Flammenpracht
Den ganzen Fichtenwald durchgoldet.

Und immer mehr verloht die Glut
Und immer größer wird die Stille
Und immer kindlicher der Mut
Und immer heiliger der Wille.

Aber der Abend ſollte noch ein anderes Geheimnis bringen. Der Wirt und ich ſaßen vor der Tür, die ſchmucke Emma hatte uns Wein gebracht. Der Wirt hatte mir erzählt, daß die Bauern für „vom Blitz erſchlagen" zu ſagen pflegen „die Tur hat'n troff'n!" Ich mußte dabei an den flammenbärtigen Tor denken, der eben jenſeits des Gebirgskammes mit ſeinem Geſpann ein Tal durchraſte.

Dieſes ferne Gewitter bot einen prächtigen Anblick. Vor uns baute eine von der letzten Sonne durchſchimmerte Wolke ein Märchenſchloß roſigen Glücks empor. Um dieſes aber zogen kleine dunkle Wolken wie böſe Geiſter. Und hinter dem roſenroten Gebilde ſah man fahl die Blitze zucken.

Dann hüllte ſich die ganze Gegend in ein brennendes Gelb, ſo ſtark, daß wir uns alle erſtaunt anſchauten, als ſtünden wir in einer anderen Welt. Nur die kleine Hilde ließ ſich von der fremden Farbe nicht beirren, die geiſterte in dem Gelb herum und wollte vom Pechmännlein lange nichts wiſſen. Dann kam die Nacht mit ihren Sternen.

In den Oefen

Man erwarte nicht, daß ich jetzt von den Jünglingen im Feuerofen erzähle. Die Oefen nennt man die Talſchlucht, welche bachdurchſtrömt von Adolari ſich nach Waidring hinabzieht. Wildzerriſſene Kalkgebilde, Steinpyramiden, Säulen, drängen in die Kluft hinein und formen abenteuerliche Geſtalten. Woher der Name kommt, weiß man nicht. Ich hatte zuerſt an ehemalige Schmelzöfen gedacht; doch man ſagte mir, daß die Sonnenglut, die vom Kalk wiedergeſtrahlt wird, in dieſer Schlucht gefangen bleibt, und daß daher der Name ſtamme.

Weiden und Fichten ſuchen ſich ſpärliche Plätzchen zwiſchen dem phantaſtiſchen Gefels. Ganz alte Bildſtöckeln, eines ſtellt die Geißelung dar, ſtehen an dem ſich windenden Wege. Vor dem Wanderer baut ſich ein mächtiger Gebirgsſtock auf, der mit großem Geſchick die Form der Mendel nachahmt.

Die Oefen bilden eine der prächtigſten Schluchten unſeres Heimatlandes und ſollen einen beſonders zauberiſchen Anblick bieten, wenn das leichte Roſa des Almrauſches im Frühjahr über die Felſen quillt, ſo leicht und duftig wie Abendſonnenſchein. Bald weitet ſich das Tal und im Grunde liegt das ſaubere Dorf Waidring.

wo ſich ziemlich viele Fremde als Sommerfriſchler finden.

Ohne Friedhofbeſuch geht es bei mir nicht ab, ich wanderte alſo der hochbedachten Kirche zu und machte außer den bereits mitgeteilten Inſchriften noch folgende Funde. Auffallend iſt bei manchen die Formſchönheit, die auf einen gebildeten Verfaſſer ſchließen läßt:

Das Leben, Freund, iſt eine Reiſe,
Die Heimat das verſchwiegne Grab,
Der Tor murrt unterwegs, der Weiſe
Geht froh an ſeinem Wanderſtab.

Der Dichter des folgenden hat Goethe geleſen:

Kennt ihr das Land, wo jede Klage ſchweigt,
Wo Geiſt an Geiſt und Herz an Herz ſich neigt,
Wo Liebe froh und Treue ſicher wohnt,
Der Unſchuld Kampf die Palmenkrone lohnt?

Es wäre wohl nicht unmöglich, daß manche der Waidringer Inſchriften Buchverſe ſind:

Das alte ſtirbt und alles wird
Im Licht der Liebe neu geboren,
Zur Heimat kommt, was ſich verirrt,
Zur ſüßen Kindſchaft, was verloren.

Eigenartig iſt der Gedanke, daß nur die Materie vergänglich iſt, durch den bauernechten Ausdruck „grob“ in Nachſtehendem wiedergegeben:

So lerne denn, daß Tod und Sterben
A l l e i n i n g r o b e K ö r p e r dringt,

Und der Zerstörung Grundverderben
Ein geistig Wesen nie bezwingt.

Einem gewiegten Kenner von Goethes Faust II überlasse ich die Klarlegung folgender Bilder:

Freund, unser Wandel ist ein Gang nach Morgen,
Ein langer Schatten läuft uns lustig nach,
Es ist das Leben mit verhüllten Sorgen,
Vor uns die Welt ein offnes Lustgemach.

Auf dem Grabe eines Bauernknechtes ist zu lesen:

Sein Herz war gut, sein Kopf war helle
Und wahrhaft edel seine Seele,
Zu gut für dieses Weltgetümmel,
Flog er verkläret gegen Himmel.

Der Waidringer Friedhof würde an seinen Grabumrandungsbrettern noch manchen Spruch bieten, aber die Sonne meinte es gar zu gut auf mein niedergebeugtes Haupt, so daß ich nach dieser Ausbeute aus dem Totengarten floh.

Ich wollte eigentlich nach Lofer, aber auf einmal mußte ich mit dem teuren Gottesmann ausrufen: „So wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders" und wanderte wieder zurück in die gestern geschaute Schönheit, nach St. Adolari und Pillersee.

Um Frohnleichnam

Mitleidlos und hart klopfte es an meine Zimmertür. Mitleidlos und hart riß mich dieſes Klopfen aus einem erträumten Feenreiche und eine Stimme belehrte mich in eindringlichem Tone, daß es an der Zeit ſei, aus den Federn zu ſchlüpfen. Aber wenn man auch im erſten Augenblick ungefähr die Gefühle eines Nero gegen den- oder diejenige, welche das Wecken beſorgte, ſpürt, ſo halten doch dieſe nicht ſtand und weichen der Dankbarkeit, wenn man in einen ſo herrlichen Frühlingsmorgen hinaustritt, wie am Frohnleichnamstag zu Seefeld.

Ein wolkenloſer Frühhimmel weitete ſich über den Bergen, die Wälder dämmerten dem Morgen entgegen, über die Wieſen ſchlichen leiſe Dämpfe, als brächten jene Weihrauchopfer dar.

Ich blickte noch einmal zurück auf das ſtattliche Dorf, in dem für mich ſo viele Jugenderinnerungen in allen Winkeln, hinter allen Bäumen ſtehen.

Dort im Walde hatten wir unſer aus Rinden gebautes Wigwam aufgeſtellt gehabt, dort wurden Kriegstänze — der Saft der Moosbeere erſetzte die Tätowierung an Geſicht und Waden — in fürchterlicher Weiſe aufgeführt, dort wurde ums Feuer herum die Friedenspfeife geraucht, wobei unſeren Squaws nicht ſelten übel

wurde. Unter den Fichten bei der weißſchimmernden Kapelle ſaßen Mütter und Tanten, ſtrickten, tratſchten und häkelten, während wir Buben irgendwo in der Nähe rauften. Dort jenes kleine Zimmerlein war unſere Bühne, auf der wir mit ſelbſtmörderiſch-tragiſchen und poſſenhaft-heiteren Motiven Theater ſpielten. Dort unter jenen lichten, feingegliederten Lärchbäumen bin ich wortlosſelig, Hand in Hand mit der blonden Hermine geſeſſen, als das Abendrot durch die Zweige floß, als leiſe Glockenſtimmen irgendwoher kamen, als die Amſel ſchlug und als die roſenroten Federnelken, die weißen Margeriten und die erſte Liebe blühte — ſo ſchön wie damals wars nie wieder zu mir gekommen im Leben. Dann da unten am forſtverlorenen Waſſerfall entſtanden meine erſten Lieder von einem blonden Mägdelein, mit Haaren wie Sonnenſchein, mit Blauäugelein, die ſich auf „ewig Dein" reimten. Das war, was man gewöhnlich „lyriſchen Kohl" nennt, das war etwas, wobei doch ſo viel Glaube, Hoffnung und Liebe iſt, wie ſpäter nie wieder. Dann war der Drang zur Höhe gekommen, heute ſchaute ich wieder empor zur Reiherſpitze, welche jetzt ein unnotwendiges Schutzhaus beſitzt, und ſuchte die Stelle, wo mich einſtens der Schutzengel vor Steinſchlag bewahrt haben ſoll. Von allen dieſen Erinnerungen begleitet, ſchritt ich durch die morgende Frühlingswelt und kam bald an die Stelle, wo das Schloß des hochmögenden Ritters Oswald Milſer dereinſtens geſtanden hatte. Dieſer Herr hatte dem Abt von Stams den roten Hahn aufs Dach ſetzen wollen und in der Kirche, um ſein Herrenrecht zu zeigen, die große Hoſtie verlangt. Jedes Kind

weiß in Seefeld zu erzählen, daß der Burgherr in den Boden geſunken ſei, daß der Altarſtein weich geworden ſei, daß der Ritter jedoch noch gerettet worden und eines bußfertigen Todes verſtorben ſei. Seine böſe, hochmütige, ungläubige Gemahlin jedoch, welche an allem Böſen ſchuld trug — das cherchez la femme tritt in der Tiroler Volksſage ebenſo auf, wie ſchon am Anfange der Bibel — habe ſich, durch ein Roſenwunder wahnſinnig geworden, über die Felſen geſtürzt. Ich wußte noch ein Mauerſtück auf dem Schloßhügel emporragen, welches als letztes Zeichen irdiſchen Verfalles an die einſtige Herrenburg mahnte, — das iſt jetzt auch gefallen, die letzten Bäume am Bühel ſind geſchlagen, niemand ſieht dem kahlen Vorſprung jetzt mehr an, was er, die Straße beherrſchend, einſt für eine Bedeutung gehabt. Ein Sonntagskind ſieht vielleicht einmal in einer tauſendſternigen Sommerzaubernacht dort blaſſe Geiſter ſchreiten, Jungherren und Ritterfräulein, und hört ein ſeltſames, ſüßes Lied aus Minneſangsfrühling erklingen:

Du biſt mein, ich bin Dein,
Deſſen ſollſt Du gewiß ſein.
Du biſt verſchloſſen in meinem Herzen,
Verloren iſt das Schlüſſelein,
So mußt Du immer drinnen ſein. —

Jetzt gings in den Wald hinein. Die Sonne kam nun auch hinter den Bergen hervor und da und dort zuckte ein verlorener Strahl durch das dunkle Tannenzweigicht und blieb an den ſmaragdenaufblitzenden, jungen Nadelbüſcheln hängen, freudigſt begrüßt von einem Vogelliede.

Immer mehr Stimmen erwachten in den Lüften, immer mehr Sonne lag in den Zweigen. Die zarten Schmetterlinge wagten ſich nun auch in die Morgenluft, ein großer, dunkler Trauermantel wirbelte über mir ins leuchtende Blau.

Die Talſohle war wieder erreicht, an den Abfällen des Berges ſtanden noch blütenloſe Alpenroſenſträucher*), freundlich öffnete ſich das Iſartal, einen energiſchen Abſchluß nach der anderen Seite bildete die Porta Claudia; faſt überhängend drohte die mächtige Grenzwand des Karwendel und voller Angſt, als müßte der gewaltige Bergkönig es jeden Augenblick zerſchmettern, kauerte das Dorf Scharnitz zu Füßen des Rieſen.

Im Dorfe ſah ich die erſten Vorbereitungen zum Frohnleichnamsfeſte. Junge Mädchen ſaßen vor den Türen, denen man die papierenen Dreher aus den Löckchen entfernte, welche Prozedur nicht ohne ſchmerzliches Geſichterverziehen abging. Doch das machte nichts, die Kinderherzen ſchlugen doch freudig.

An andere Stelle wurden Birken als Spalier geſetzt, Gras und Blumen geſtreut, Altäre verziert, wieder an anderer exerzierten die Schützen des Dorfes. „Jez tiets enk mit'n Ladn amal ſchleunen, nacher wer'n mir durchs Dorf marſchiern." Das hatte ich erlauſcht. Ferner ſah ich, wie ein Burſch den widerſpenſtigen, ſtrenggehenden Stutzenhahn mit ſeinem Stiefel aufſtieß. — Standen da zwei junge Dianln mit den Jungfernkränzen im Haar vor einer Haustüre. Denen rief ein junger Finanzer zu: „Was wöllts den Des? Söllt ſchiechi Trüm-

*) hirsutum.

mer kann man nit brauchen!" — „Unter die andern eini ſein mir guat gnuag," lautete die fröhliche Antwort.

Bum! der erſte Böller, Taramtaramtaramtaram — der erſte Trommelwirbel, gungungung — das erſte Glockenläuten von der neuerbauten Kirche. Frohnleichnam iſt da! Sonnengold nun überall.

Mit dem Golde, welches die Morgenſtunde im Mund hat, habe ich zu meiner Sättigung nicht genug, deshalb ging ich ins Gaſthaus frühſtücken und ſchrieb dort die erſten Anſichtskarten.

Noch einmal kam ich hinter der Scharnitz in Schatten, denn der Karwendel iſt ſehr ſteil und gefährlich; auch die beſten Kletterer brauchen viel Mühe und Zeit, die Gipfel zu erklimmen. So erging es auch der Frau Sonne, einer raſtloſen Bergſteigerin, die in Sommer- und Wintertouren gleich geübt iſt. Auch ſie brauchte lange, bis ſie den Gipfel erreichte. Bald ſah man ſie wieder in einer Scharte, dann mußte ſie wieder einen Felszacken umgehen — endlich war der Sieg des Lichtes vollkommen.

Schwarzgelbe und blauweiße Grenzpflöcke zeigten an, daß ich das Deutſche Reich betrete.

Zwiſchen baumartig ſich erhebenden Zundern, dann wieder zwiſchen Wieſen, denen die blaue großglockige Genziane und die rote Mehlprimel einen ſeltenen Farbenreichtum verleihen, zwiſchen Wieſen, in denen ſchiefwändige Heuſtädel ſtehen, zieht der Weg hin. Nebenan floß die Iſar in jenem wunderbaren, hellen Grün, welches nicht als dichteriſche Lizenz dem Bergbache den Namen die „grüne Iſar" eintrug.

Das erſte, was uns beim Eintritt in den Markt Mittenwald auffällt, ſind die niedlichen, kleinen Giebelhäuſer, welche eng aneinandergeſchloſſen wie eine Reihe von Grillenhäuschen ſich ausnehmen. An ſehr vielen ſind Fresken und zwar ziemlich reich ausgeſtattete. Eine ſeltſame Idee fand ich an einem kleinen Häuschen. Hier war eine Flamme gemalt, die aus dem Eck eines der Fenſter herausſchlug. Dieſe aber wird vom gütigen Feuerheiligen mit ſeinem nieverſiegenden Waſſerkübel gelöſcht. Dieſe Darſtellung am Hauſe ſelbſt, als ob dieſes brenne, zeugt von realiſtiſchem Sinn. In Mittenwald blüht bekanntlich die Geigeninduſtrie. Ich erinnere mich, daß in früherer Zeit an allen Hausgiebeln, unter denen ein Geigenmacher wohnte, Geigen angebracht waren. Jetzt ſcheint dieſe Sitte mit dem langſamen Verſchwinden des Zunftweſens mitgegangen zu ſein. Eine Heimſtätte der Geige! Wie Geigenſtriche geht es durch die Luft, als ob Geigentöne an jedem Sonnenſtrahle hingen iſts, denn draußen im Felde mühen ſich tauſende von Grillen in einer großen, herrlichen Symphonie.

Die Heimſtätte der Geige, jenes Inſtrumentes, aus welchem die unſtillbare deutſche Sehnſucht in ihren verlangendſten Tönen hervorquillt und in die Luft und den Himmel weht bis an die Tore der Ewigkeit. —

So ſind wir bis zum Kirchplatze gekommen. Wegen Ueberfüllung der Kirche iſt jetzt ein Betreten derſelben unmöglich, deshalb beſchauen wir uns vorläufig das vor derſelben befindliche hübſch ausgeführte Erzdenkmal, welches den Begründer der Mittenwalder Geigen-Induſtrie, M. Klotz (1635—1743), eine Geige ſchnitzend,

darſtellt. Nebenan die alte Poſt war die Wohnſtätte Goethes auf ſeiner italieniſchen Reiſe. Weitkronige Wildkaſtanienbäume mit Blütenkerzen und Flieder, der in Blüten ſteht, lugen über die Mauer. Ungemein idylliſch war früher der parkartige Friedhof an der Nordſeite der Kirche. Verloren zwiſchen den Sträuchern waren ſchlichte Gräber. Es ſchien, als ob die freundliche, liebevolle Natur mit Blütenarmen das Bild des Todes uns verbergen wollte. Jetzt iſt der Friedhof verlegt und eine Lourdesgrotte, deren Effekt durch Beleuchtungswirkung verſtärkt wird, in die Geſträuche gebaut worden. Durch die Entfernung dieſes ſtillen Totengartens hat der Platz viel an Schönheit verloren. So mögen die Gräber geweſen ſein, über die der weiche Klopſtock dereinſt gewandelt.

Es macht ſich die moderne Zeit bemerkbar, ſowohl an den mit großen Reflektoren verſehenen Glühlichtern als auch an den trogloſen, eiſernen Brunnen, aus deren Röhren ein überaus heftiger Strahl giſcht.

Die Vorbereitungen zur Prozeſſion waren überall zu ſehen. Blau-weiße und Rautenfahnen flattern im Winde. Nur ſolche. Eine einzige Ausnahme bildete eine Schützenfahne. Läge Mittenwald in Tirol, ſo hätte jedenfalls das weiß-gelbe Abzeichen des Kirchenſtaats nicht fehlen dürfen. Friſchgrünes Buchenſpalier ſäumte die Straßen. An einer Buche ſtand ein Bübel in kurzen Lederhoſen, gründurchzogenen Wadelſtutzen, im Durer mit grünen Aufſchlägen und probierte eifrig eine echte Frühlingsweiſe auf einem grünen Buchenblatt, ſein Beitrag zum Feſte. — — Ich habe mich gewundert, ſo

wenig Kurzhösler zu treffen. Sollte auch hier, wo man in bezug auf Trachten konservativ war, schon der Zeitgeist eingewirkt haben, oder ist der Feiertag schuld daran? Ich sollte mich aber über noch etwas wundern, nämlich darüber, daß an einem hochheiligen „Heiligbluetstag" eine Dirne Gras mähte. Der Zweck der Feiertagsentheiligung wurde jedoch alsbald klar, da das Gras zur Wegbestreuung verwendet wurde.

Einige Böllerschüsse gaben Kunde, daß die Kirche sich entleere, und ich konnte nun den Zug, welcher durch seinen Reichtum an Trachten auffiel, beobachten. Voraus gingen die „weißen Madelen" mit Maiglöckl- und Plateniglsträußlein. Sodann kam die Schar der Jungfrauen mit Kränzen; unter diesen waren sehr viele Mädchen, welche augenscheinliche Gründe hatten, den Kranz mit Recht zu tragen. Die Reicheren waren ganz in Seide: ein seidenes Kleid mit Gretchenbauschen, eine seidene Schürze, ein langgefranstes, in zwei Spitzen vorn und rückwärts am Schürzenband endigendes Busentuch bildete die Tracht. Das Kleid war meist in schillernder, bronzefarbener oder rotbrauner Seide, die Schürze blau. Das Busentuch, das zumeist keine starken Büsten überdeckte, war fast immer blau-weiß. Manchmal war die Farbenzusammenstellung auch umgekehrt, aber Rot und Blau waren stets die dominierenden Farben, die sich auch an den Woll- und Baumwollkleidern der ärmeren Mädchen fanden. Es sind dies die Farben, welche die seidengekleidete Muttergottes auf dem Ferkele trägt. Diese, eine steife Heiligenfigur, sollte eigentlich von Mädchen getragen werden.

Aber dieſe Muttergottes hat ihre Geſchichte, und zwar eine ſehr drollige, die ich nicht verſchweigen will.

Es war an einem beſonders heißen Frohnleichnamstage. Die vier Ferkeleträgerinnen hatten, während der Zug durch die Wieſen und Felder ging, das bayriſche Nationalgefühl in einer ſehr fühlbaren Weiſe verſpürt. Als nun im Markt beim nächſten Evangelium die Tragſtatue niedergeſtellt wurde, verſchwanden die vier Jungfrauen plötzlich und kehrten auch nicht wieder, als der Zug ſich neuerdings in Bewegung ſetzte. Die Burſchen wollten nun die Muttergottes nicht verlaſſen in einem Häuſerwinkel ſtehen laſſen und trugen ſie mit. Zu ſpät kamen die Dirnen, welche ſich zur Beſchwichtigung des brennenden bayriſchen Nationalgefühls, Durſt genannt, eine friſche Maß gegönnt hatten, die Buben aber gaben die Muttergottes nicht mehr her und tragen ſie heute noch, und in manchem Spottlied klingt die Mär von den durſtigen Dianln weiter.

* * *

Die Mädchen, welche Statuen tragen, haben ein ſchwarzes Mieder an und geſtärktes Linnen bedeckt den Arm bis zum Handgelenk. Am Mieder iſt Broſche oder Uhrkette angebracht. In den Ohren werden Ohrgehänge getragen, welche faſt den Fingerringen ähnlich ſehen.

Nun kamen Kinder, Jungfrauen, Männer mit Notenblättern in Händen, alſo ein ſehr gemiſchter Chor mit Muſik. Schützen ſah ich keine. Abwechſelndes Mi-

niſtrantenläuten zeigte an, daß der Prieſter mit der Monſtranz nahe.

Ein Evangelium. Die Fahnenträger wollen ausruhen. Hiebei iſt eine eigentümliche Prozedur zu ſehen. Die Kirchenfahnen ſind nicht groß, aber dafür an ungemein hohen Stangen angebracht, beſitzen keine Leitſchnüre und ſind daher vollſtändig der Kraft des Windes preisgegeben. Will ein Träger nun ausruhen, ſo nimmt er die Fahnenſtange zwiſchen die Beine und läßt zugleich die Fahne, die beim Kreuz von einem anderen aufgefangen wird, nach vorn, ſeinen eigenen Korpus aber nach rückwärts zur Erde, ſodaß, wenn die Fahne in faſt wagerechter Stellung ſich befindet, der Burſch ebenfalls mit dem Rücken am Boden liegt. Beim Erheben ereignet ſich das Umgekehrte. Infolge der niederen Häuſer, der Bäume uſw. muß der Vorgang alle Augenblicke ſtattfinden, was ungemein komiſch wirkt.

Jetzt ſchreiten die Männer einher. Sie tragen breite Hüte, ſind meiſt ſchwarz gekleidet, viele haben Silberſtücke als Weſten-Knöpfe. Viele tragen einen langen, feinen, ſchwarzen Rock in Form unſerer Salonröcke. Dazu nehmen ſich die mit ſchweren, ſilbernen Schlagringen ausgerüſteten Hände ſonderbar aus.

Und jetzt — um mit Ibſen zu reden — kommt „das Wunderbare“. Die alten Weiber! An dieſen ſelbſt iſt nun wohl nichts Wunderbares. — — Aber, daß ſie in Ordnung, paarweiſe gehen und nicht wie ein Rudel Schafe durcheinander rennen, das habe ich in meinem Leben noch ſonſt bei keiner Prozeſſion geſehen.

Die Weiber, ähnlich gekleidet wie die Jungfrauen.

tragen hohe, ſchwarze Pelzmützen, welche einen mit Goldſtickereien ausgefüllten Querſchnitt zeigen. Wenn die Weiber knieen und die Sonne über die ſammtartigen Pelzmützen hinſtreift, das gibt eine ſeltſame Stimmung. Auch Miesbacher und Unterländer-Hüte, ſowie das Salzburger Seidenkopftuch finden ſich. Von den Weibern und Jungfrauen war wohl faſt alles in Tracht erſchienen. Wir vielberühmten Tiroler, welche unſre Sängergeſellſchaften in allen unmöglichen Koſtümen in die Welt ſenden, könnten uns daran ein Muſter nehmen.

Ich beſah mir noch die Kirche, wobei mir die geſchmackloſen Altäre, auf Menſen, in Beichtſtühlen verſtreute Hüte der Fahnenträger, das auf den Boden verſtreute Gras, ein ſeltſamer hölzerner, gelb und gräßlich angeſtrichener Armleuchter, ſowie reiche Deckengemälde auffielen.

Nun aber ergab ich mich weltlichen Freuden, welche in Schweinsbratl, Bier und (weiblichen) Anſichtskarten beſtanden. —

Noch einige Blicke dem Wildgeriß der Karwendelgruppe, von deren ſchwindelnden Höhen drei Kreuze ragen, gewidmet, dann gehts durch den buntbeſtändigen Wald, in dem beſonders das helle Buchengrün aufleuchtet, über den Burgberg empor. An den Hängen ſind Maiglöckchen, Salamonisſchlüſſel und Baldrian in reicher Fülle. Um die Sträucher ranken ſich lila Waldreben. Tief im Tale toſt die in enger Schlucht gefangene Leutaſcher Ache. In dem Brückengaſthaus erfrage ich, daß ich noch drei Stunden bis Seefeld zu gehen habe, deshalb

wandere ich eilig durchs Leutaſchtal. Dieſes iſt ein von Mähdern erfülltes Hochtal, über das in gigantiſchen Formen die Kuppen des Wetterſteins mit prächtigen Abſtürzen, Felſenzirkuſſen, Oedniſſen energiſch-ſteil vom Grunde ſich aufrecken. Der ſchwächliche Wald muß ſeine Bemühungen aufgeben, denn er iſt nicht imſtande, hier empor zu klimmen; auch keine Mahdflächen können ſich halten, nur die goldene Aurikel iſt hinaufgeſtiegen .... oder — da es ein Himmelsſchlüſſel iſt, von dort herabgeſunken. Vielleicht wären mit dieſem Goldſchlüſſel verborgene Schätze des Bergkönigs zu erſchließen? —

Links ſtarren die etwas mehr bewaldeten Ahrnſpitzen empor. Immer neue Bergwunderbilder bietet dem Auge der Wetterſtein und dabei wandelt man gemütlich eben zwiſchen von Genzianen, Mehlprimeln, Orchideen, Butterblumen und Vergißmeinnichten durchblühten Wieſen. Und doch iſt es, als wenn man mitten drin in der verſteinerten Naturkraft, in dem Totenreiche der Alpen wäre, — als läge man in einem Marmorſarkophag, über dem als ſchwerer Sargdeckel der Himmel laſtete.

Nach anderthalbſtündiger Talwanderung gelangt man zu einer Kapelle, in welcher das jüngſte Gericht mit Richter, Regenbogen, Engeln, Teufeln, Seligen und allen Todſünden in gräßlicher Weiſe dargeſtellt iſt.

Von hier an ſteigt die Straße links an und führt über prächtige Hochmähder zurück nach Seefeld. Da gibt es aber kein langes Verweilen mehr, ich wandre weiter auf der Straße gegen Zirl. — Nur am römiſchen Meilenſtein bei Reith ſchaue ich noch nach, ob dort nicht ein

junges Dianl ſteht und ſeine Arme um denſelben ſchlingt. Denn von ihm geht die Sage, wenn ein Mädchen ihn umarmen kann, ſo heiratet ſie in einem Jahr, und das iſt der Wunſch vieler junger Mädchen, wie mir der heilige Antonius, mein Namenspatron, der das aus Erfahrung weiß, im Vertrauen mitgeteilt hat.

Bauerntheater in Inzing

In einer halben Stunde fährt man mit der Arlbergbahn von Innsbruck zum behäbigen Bauerndorfe Inzing, das, in seinen Schneefrieden hingebettet, gar nicht ahnen läßt, wie nahe seinen Grenzen sich manchmal schon eine wilde Muhre entfesselte. Aber heute ist noch der Weihnachtsfriede rings ausgebreitet, und in ihm treffen wir die katholische Gegenfeier gegen das in protestantischen Gegenden seinerzeit neuerweckte Germanenheidentum mit seinem Sippenwesen und dem leuchtenden Jul- oder Weihnachtsbaume. Je mehr der Deutsche in den evangelischen Gebieten diese Feierzeiten der heiligen Zwölften in sein Heim, in seine Familie zusammenzog, desto mehr befleißigten sich die katholischen Deutschen, ihre biblischen Darstellungen, seien es nun figuralische Krippenschnitzereien oder religöse Theateraufführungen, dem Heim zu entfremden und in die öffentliche Schaustellung oder in die Kirche zu verlegen. Je größer jedoch der Schutz gegen die Naturgewalt, den das Heim — in den wilden Alpengegenden besonders — dem Bewohner bietet, ist, desto liebreicher redet auch das eigene Heim mit seinen Insassen. Desto schwerer wurden also auch die biblischen Feiern vom Heim losgelöst. Deshalb fin-

den wir in Tirol noch heute neben den Kirchenkrippen die Bauernhauskrippe, neben dem Wirtshaus- oder Vereinsſpiel das Stubenſpiel. Gerade in Inzing iſt es erſt einige Jahre her, daß noch das alte Stubenſpiel „Das heilig Dreykönigſpiel“ in ſeiner urſprünglichen Form gegeben wurde, daß man nämlich in verſchiedenen Bauernſtuben ein Stück, von Haus zu Haus ziehend, bruchſtückweiſe aufführte. Damals bedeutete das Spiel mehr ein patriarchaliſches Unternehmen für die Dorfbewohner und die ländliche Umgebung, während heute durch Fama und Preſſe auch die naheliegende Stadt bereits einbezogen iſt. Dieſer Umſtand bewirkte wohl, daß der Bauer mit der in Tirol gebräuchlichen Aengſtlichkeit und Scheu den Städtern ſein Bauernheim verſchloß und ſo die Handlung in das öffentlich zugängliche Wirtshaus verlegt wurde.

Ich wandere ſchon ſeit einigen Jahren allwinterlich nach Inzing, um mir die dort gebräuchlichen religiöſen Darſtellungen, welche ſich durch derbes Volkstum, durch frei- und unfreiwilligen Humor, ſowie durch Anachronismen auszeichnen, anzuſehen, und brachte noch jedesmal eine kulturelle Ausbeute heim. So ſah ich vor Jahren „Das Sebaſtianſpiel“, „Das Krippenſpiel“, „Das St. Nepomukſpiel“ und bewunderte bei letzterem den trotz des klerikalen Dorfkönigs ſtark weltlich gewordenen Sinn der Inzinger, welcher ſogar geſtattete, daß die Prinzeſſin Achaloma ihre ſtrammen Beine mit Trikots bekleidet hatte. Heuer aber beſagte ſchon der Theaterzettel, daß die Verweltlichung wieder bedeutend fortgeſchritten, denn der Titel „Heinz von Stein, der Wilde

oder Mathilde, der wandelnde Geiſt in der Schauerburg um Mitternacht" ließ ſchon ſehr weltlich-ritterlichen Blutgeruch ahnen.

Entführung, Raub, Giftmord, Ueberfall, Kindesvertauſchung, Geiſter, Zweikampf, Feme, Hungerturm, Gottesgericht wirrten ſofort bei Leſung dieſer Ankündigung durch alle Mäander meines Gehirns, in deren verborgenſten Winkeln noch alte blutüberronnene Geiſter aus den Bauerntheatern zu Ebbs, Grinzens, Pradl verſteckt waren und wieder in Erinnerung traten.

Mein Eintritt ins Dorf wurde durch eine kleine Wintertragödie, ein Soloſtück, dargeſtellt durch einen in den großen Dorfbrunnentrog fallenden Bauernbuben, der die Kataſtrophe jedoch augenſcheinlich nicht tragiſch nahm, gefeiert. Auch verſchiedene Hinderniſſe in Form rodelnder Dorfjugend beiderlei Geſchlechtes kreuzten meinen Weg.

Im Theater — d. h. im ungeheizten Hausgange des Klotzſchen Gaſthofes — empfiehlt es ſich, wenn man nicht eine Kälteempfindungsloſigkeit à la Fritjof Nanſen beſitzt, ſeine warme Winterumhüllung am Leibe zu behalten. Schon iſt der Zuſchauerraum überfüllt mit Kindern, Burſchen, Dianln, Bauern, Bäuerinnen und auch einigen Stadtleuten. Gerade neben mir ſitzen zwei Bauerndianln, deren Naſenſpitzen gerade noch aus den wollenen hellen Kopftüchern hervorlugen, während hinter mir ein herziges Weſen ebenſolcher Gattung und gleim[1]) daneben ihr Bua zwoa Hockete[2]) eingenommen haben. Letzterem ſcheint das Theater, die Welt des

[1]) Eng. [2]) Sitzplätze (von hocken).

Scheines, neben der greifbaren Wirklichkeit ziemlich Nebensache zu sein. Was kümmerts ihn auch, ob die zwei auf der Bühne sich kriegen, wenn nur sie zwei? . . . Holla, da geht's zwischen den Dianln neben mir los, die sind lei zum Anzwidern[1]) aufgelegt. „Jez kannt's ungehn," meint die eine, „Du werschʼ es woll derwarten, Miedsack"[2]) entgegnet die andere.

Pst . . . Ein Glockenzeichen ertönt . . . . Vor einigen Jahren noch hatte einfach ein Bauer gesagt: „Jetzt haltet's oamal 's Maul!" und die Sache war erledigt, man wußte, daß das Stück beginne, und folgte der kategorischen Weisung. Ein anderer nicht minder deutlicher Befehl hieß: „Thiets die Pfeifʼn aus der Goschʼn!"[3]) Dieser ist jetzt durch eine über dem Vorhang angebrachte manierliche Tafel ersetzt, welche die Inschrift trägt: „Rauchen verboten!" Ja, ja, die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Inzig sich erstreckt.

Der Vorhang hebt sich. „Herz, zerspalte diese Brust!" ruft der, wie alle guten Ritter aus dem Kreuzzuge heimkehrende Siegfried v. Adelsburg, welcher, wie uns später der Geist seiner Mutter enthüllt, in Wirklichkeit ein vertauschtes Kind, ein Tannenhorst ist, dem trauernden Grafen v. Sonnenfels zu, als er erfährt, daß dessen Töchterlein Bertha schon vor Beginn des Stückes von einem Unbekannten entführt wurde. Der Graf bittet nun Siegfried, zur Rettung seiner Tochter auszuziehen, und motiviert sein Ansuchen mit den Worten: „Du brauchst einen Vater, meine Tochter einen Mann." — Man merkt die Absicht und ist n i ch t verstimmt, denn eben

[1]) Necken. [2]) langweiliges ungeduldiges Ding. [3]) Mund.

bringt ein Bauernburſche einen von Bertha in einer „Doaraſtauda“[1]) verlornen Schloar,[2]) deſſen Fundort darauf hinweiſt, daß Heinz, der Wilde von Stein, das ſchöne Burgfräulein entführt habe. Erfreut ſpricht der Graf zum armen Bauernburſchen: „Du ſollſt mich Vater nennen dürfen,“ welche Ausſicht den Burſchen zum Ausrufe hinreißt: „Aber Des weart's decht nit mei Muatta heirat'n wöll'n?“

In dem Zwiſchenakte kann der Hörer genugſam über dieſe Mesalliance nachdenken, ich aber forſche nach, was zu den zwei Dianl'nnaſenſpitzen neben mir etwa für Geſichter gehören und bin, da ich dieſelben im Eifer des immer noch fortdauernden Wortgefechtes zu ſehen bekam, als das Glockenzeichen erſchallt, mit den Ergebniſſen meiner Forſchungen ſehr zufrieden.

In der Waldſchenke beklagt ſich die komiſche Perſon Thaddödl[3]) darüber, daß er „das Einſchenken recht guat verſtehe, wenn nur die Leut' 's Zahl'n a verſtand'n“. Beſonders Ritter Heinz, der Wilde, iſt ein ſolchartiger Zechkumpan; „er ſitzt die ganze Nacht und ſchwoabt aber[4]) wie an alt's Kameel“. Dies beſtätigt der eben eintretende böſe Ritter durch den Befehl: „Sauft's bis Euch die Gurgel platzt!“ Der Thaddödl, welcher „Nierenſteiner mit Stangelbrunner[5]) vorgeſetzt hat, wird durch die Drohung: „I ſchnür' Dir die Gurgel zu, daß Dir der rote Saft aus allen Schweißlöchern ſpritzt!“ dazu verhalten, ungetauften Wein zu bringen. Thaddödls ſonſtige Ungezogenheiten und Bock-

[1]) Dornſtrauch. [2]) Schleier. [3]) Thaddäus. [4]) ſchwemmt hinab. [5]) Brunnenwaſſer.

beinigkeiten werden durch nachdrückliche Bemerkungen des ſchweren Ritterſtiefels auf ſeine Kehrſeite eingeſtellt. Daß dieſe Ritter bereits Zündhölzchen im Gebrauche führten, iſt eine wiſſenſchaftlich noch nicht erhärtete, kulturhiſtoriſche Tatſache. In ſtolzem Uebermenſchentum gebraucht der Ritter die Worte: „Beugen muß ſich jeder vor meiner Stärke," welcher Ausſpruch im Publikum einen ungläubigen Widerhall in einem deutlichen „Umhum" findet. Wahrſcheinlich umhummte einer von den ſtrammen Tirolerburſchen, welcher den geſtickten Wahlſpruch: „Nix fürchten", nicht bloß auf der Lederbauchbinde, ſondern auch im Herzen trägt. Vielleicht ſtammt die Bauchbinde noch von ſeinem Ahn, welcher dieſen alten Tirolerwahlſpruch: „Nix fürchten" vom Bergiſel aus Stutzenmund den Franzoſen zudonnerte. — „Wenn ich morgen einen ſolchen Wein treffe, ſo ſollſt Du im ſelben Faſſe erſaufen," iſt die Drohung des Heins, der im Abgehen ein Medaillon verliert und ſeinem Burgvogt Robert einen Meuchelauftrag an den alten Grafen anbefiehlt. Thaddödl findet das Medaillon mit einem Mädchenbild darin — Berthas Bildnis — und beſchließt, mit demſelben zu renommieren. Hiezu bietet ſich bald Gelegenheit, denn Siegfried mit ſeinen Knappen, die mit Römenſpeeren bewaffnet und zum Teile mit Fräcken bekleidet ſind, tritt ein. Durch die Bemerkung: „Dös iſcht mei Madl!" wäre der Thaddödl bald bös angekommen, wenn nicht durch das Medaillon Berthas Spur ſicher gefunden worden wäre. — Alſo, die Ritter auf zur Rache; der Thaddödl auf ins Bett.

Die zwei Dianln neben mir haben wieder allerhand Z'nichtigkeiten im Kopf und ſind durch die kriegeriſchen Vorgänge auf der Bühne noch mehr in eine ebenſolche Stimmung verſetzt worden, als früher. „Wenn Du nit bald ſtill biſt, gib i Dir heut' no a Watſch'n", meint die eine halb ſcherzhaft. — „Du? Du biſt ja für nix,*) Du zaundürre Latt'n!" — „Was, willſt öpper Wadl meſſen? . . ." — „Glei, nach'n Stück! Sölli Spatzenwadl hab i nit, wie Du, Nanni," meint das magere Diandl.

Nachdem ich mich als unparteiiſcher Paris zu dieſer volkstümlichen Schönheitskonkurrenz empfohlen hatte, hebt ſich der Vorhang, und aus der körperlichen Welt werde ich ſofort in die geiſtige entrückt, da der Geiſt von Siegfrieds ermordeter Mutter in Segeltuchkleidung unter bengaliſcher Beleuchtung diverſe Schandtaten des Heinz dem Siegfried erzählt. So: daß Siegfrieds Eltern in ſeinem Hungerturme unter darauf geworfenen Leichen erſtickten, daß auch er — Siegfried hätte ſterben ſollen; Gift, Dolch, Blut und Feuer wirbelt durch unſere Phantaſie und Rache iſt die Loſung: „Kein Waſſer ſoll mich erquicken, keine Sonne mich erwärmen, das Gras verdorre unter meinen Füßen, jeder Blitzſtrahl treffe mein Haupt . . . ." Man dächte, es wäre zwar an einem ſolchen genug — doch der Geiſt korrigiert den Schwur nicht, ſondern nimmt ihn bedingungslos an und übergibt Siegfried die Beweiſe ſeiner Abſtammung. „Gott ſei Dank, morgen gibt's Henkerarbeit," lautet

*) Du biſt ſchwächlich.

der tröſtliche Schluß des unheimlichen Aktes, ein Schluß, der eines Nero würdig wäre. —

Die Nanni und die Fanni — die Namen habe ich als Wadelunparteiiſcher ſchon erfragt — haben ſchon wieder etwas miteinander. „Biſt gitzlig?"*) fragt die Fanni und macht einen Verſuch, der durch ein Gickſen von Seite der Nanni bejaht wird . . . „Geah biſt Du a Lueder," antwortet dieſe dem z'nichten Mädel. — Umſo fuſcheliger, ſtiller und heimlicher iſt der Burſch mit ſeinem Diandl hinter mir. Wiſſen wohl warum. Nur einmal hörte ich den Burſchen ſagen: „Geah, i bin ſov'l gſeare,**) i hab' nix bei mir — geah gieb mir öppes zum Unnetzen***) . . ." Was der zum Unnetzen will, wird wohl ein Buſſel ſein? —

Im Schloſſe des Heinz erſcheint inzwiſchen Siegfried, deſſen Knechte die Burg umlagern, und ſtellt ihn zur Rede, wird jedoch von den Schloßknechten überwältigt. Auch Bertha bekommen wir zu ſehen, ſie ſoll, wenn ſie Heinz nicht liebe, gefoltert werden. Jedoch Bertha weiſt Anträge und Drohungen mit folgenden Worten zurück: „Ein deutſches Mädchen lernt dulden, doch nie in Treue wanken." — Oder: „Geh, Du Inſekt, ich verachte Deine Drohung." Aber der Burgvogt Robert, welcher den alten Grafen ermorden ſollte, hat längſt ſchon Gewiſſensbiſſe empfunden und den rächenden und rettenden Reiſigen die Tore der Burg Stein, welche erſtürmt wird, geöffnet.

Während dieſes Aktes ſcheint der Burſch hinter mir etwas unhabig†) geweſen zu ſein, denn das Diandl

*) kitzlich. **) mundtrocken. ***) Anfeuchten. †) zudringlich.

ſagt verſchämt: „Jetzt müaſſ'n mir nachher bald beicht'n geahn."

Im letzten Akte hat das Femgericht Heinz vorgerufen. Dieſer leugnet alles und es kommt infolgedeſſen zum Zweikampfe zwiſchen ihm und Siegfried, welcher in die Knie ſinkt. Aber auf Heinzens Meineid erſcheint der Mutter Geiſt und ein dreimaliges fürchterliches Wehe, Wehe, Wehe! durchzuckt den Saal. Nun wird Ritter Heinz geſtändig und ſühnt ſeine Schuld mit dem Leben. —

Hier iſt jedenfalls geſtrichen worden, was die dralle Fanni auch gleich merkt, indem ſie ſagt: „Jetzt ſollt' do no die ganze Famili zammkömmen!"

Aber der Vorhang hebt ſich zu einem zweiten Stücke, deſſen volksſchwanklichen, ſehr derben Inhalt ich, ſoweit er ſich hier wiedergeben läßt, durch Perſonencharakteriſtik der Kürze halber wiedergebe. Titel: „Der Sommerfriſchler auf Adelhof oder Die Sennin von der Lizum". Letztere heißt Lisl, hat einen Burſchen, fürchtet aber doch, es könnt am End aus der Heirat nichts werd'n ...

„I müeßt mir d' Haar ausreiß'n,
Noar müeßt i übern Brenner*)
Oder gar unters alte Eiſen."

Au der Alm ſind Hirten, die hanggeln**) und ranggeln***) auf der Bühne, daß alles kracht, und prügeln den dritten, welcher Frieden ſtiften will, mit der charakteriſtiſchen Mahnung:

*) Das Sterzinger Moos am Brenner iſt der Strafort für die Geiſter der alten Jungfrauen. **) Fingerziehen. ***) ringen

„Kuahhoarn dumms, was giah'n di unſ're Handel un?" Kräftige Bezeichnungen, wie: „Dolm, Goaßbutt'n, fauler Schwanz", würzen die ländlichen mit großem Realismus durchgeführten Turnierſzenen.

Die Nanni ſcheint von der kräftigeren Fanni auch einen heimlichen Rippenſtoß bekommen zu haben, da ſie plötzlich zuſammenzuckt.

Auf der Bühne jedoch iſt der Kampf jetzt aus, und man entſchließt ſich, zum Adelhof hinabzuſteigen.

Auf'n Adelhof, da giahn mir G'ſundheit trinken,
Bei an Tiſch voll Hirten, Teufel, da werd's ſtinken,
Und die Herrenleutel zahlen a a Seidel
Sauer'n Aepfelmoſt, der nit viel koſt.

Im Adelhof hat ſich ein Innsbrucker Sommerfriſchler einquartiert, dem der Schneider das „Leibl", die Weſte, viel zu weit gemacht hat. Drum will „mit Topfen er ſein Leibl ſtopfen". Er lamentiert, daß er „eine Wampen haben müßt, wie ein Roß" und „die Schneider ſein gar Narr'n, dö ſein mit'n Maß um den Banzen ummerg'fahr'n."

Die Adelhofbäuerin iſt eine ſparſame Perſon und nennt den appetitreichen Sommergaſt einen „Tauſendſiebenfraß". Der Sommerfriſchler Wampl hat ſich indeſſen gütlich getan und macht einen Verdauungsſpaziergang. Als noch die Grisl, die Dirn, nach langer Verſpätung, weil ſie wegen Milchverfälſchung eingeſperrt war, in den Adelhof zurückkehrt, iſt die Geſellſchaft vollſtändig, und es werden Tiroler Volkslieder geſungen. Dieſe Szene bietet ein reizendes Bild. Und endlich

kommt Wampl mit hochgeſchwollenem Bauche wieder zurück und ruft: „Helft's mir, ſonſt mueß i derſchnellen.“*) Nun ſchupft man ihn wie einen Fangball hin und her und läßt ihn nicht ſich niederſetzen, bis ein Hirt auf den Einfall kommt, den Freſſer zu binden, d. h. mit Faßreifen zu beſchlagen. Die Idee findet unheimlich ſchnell Anklang:

„Dem muß man Reif eintreib'n!
Ja, ja, an Binderſchlegel!
Denn ſonſt derſpringt der Flegel.“

Unter fortwährendem Gejammer wird er alſo auf der Bühne mit Faßreifen beſchlagen und ſchließlich über eine Holzrunſe über den Berg hinab in den Bach gekegelt. In der letzten Szene kommt der Beſtrafte wieder mit ſchlotteriger Weſte und erzählt die Löſung der äußeren und inneren Spannung in einem wunderlichen Liede und erklärt, daß er ſich von dem Sturze über den Berg an „von Sturzenberg“ nenne.

„Jez hoaß i von Sturzenberg und nimmer Wampl,
Denn i bin jez von Adel, — nit ſo a letzer Kampl.“**)

Nun war's aus. Und der Hausgang entleerte ſich. Der Bub und ſein Diandl, die blieben als die letzten zurück, und wie ich mit der Fanni und Nanni über die knarrende Stiege ſchritt, hörte ich etwas, woraus ich ſchloß, daß das Diandl dem Buben „eppes zun Unnetzen“ gab.

Wahrſcheinlich kannte das Mädchen das Schnadahüpfel nicht:

*) Platzen. **) Kämpe.

Diandl, laß Dir koa Buſſ'l geb'n,
Buſſ'ln thoan moaln,
Dö konn Dir koa Dokter,
Koa Bader meahr hoaln . . .

Ich ging mit den beiden Diandln ins andere Gaſthaus und wir ſetzten uns dort ins Herrenſtübel, wo bald ein dampfender Glühwein uns vom kalten Theaterparket durchfröſtelten Leut'n einwärmte. Die Kellnerin brachte ſpäter auf unſer Verlangen ein Zentimetermaß. Ich hatte mich vorſichtig zwiſchen die beiden ſtreitluſtigen Diandln geſetzt, um einen Kampf zu verhüten, und waltete meines Amtes . . . Wer aber Siegerin blieb, ob die Fanni oder die Nanni, das ſag' ich nicht.

Das Schemenlaufen in Imst

Die Bedeutung des Karnevals in Stadt und Land ist weit verschieden. Bei uns hat Ball und Maskenwesen nicht mehr den ursprünglichen Sinn. Junge Menschen kommen zusammen, förmlich, vor einander geniert, nur die Musik einigt sie zu kurzem, wortlosem Verständnis. Schwüle Rosen duften, Lichter fluten, Töne ringen sich in die Seelen, Herzen schlagen, Orden blitzen, Formeln verklingen, Augen reden und Weine fließen. Das ist unser Ball. Unsere Maske bleibt der Ausdruck des Etwasandersseinwollens. Der Student im Kostüme des spanischen Granden, die blasse Näherin als Schneeflocke, der Schullehrer als Hamlet, die Kellnerin in der Tracht ihres Heimatdorfes: alle sind sie glücklich, weil sie aus der Alltäglichkeit ihres Lebens herausgerissen sind, weil sie frei sind und sich hineinträumen können in andere Länder, in Länder vielleicht, deren leuchtende Märchenbilder in ihrer Kindheit vor den Augen standen. Bei unseren Maskenfesten fehlt zwar auch die Satyre nicht, das glücklich-unglückliche Kind jeder Zeitanschauung; sie redet aus Liedern, Theaterstücken, in unseren Faschingszeitungen redet sie, aber sie ist nur Nebengedanke, der moralische Selbstzweck ist erschwacht; bei unseren Faschingsfreuden tritt nicht mehr das Erbtum der

Ahnen hervor, wir haben nur ein buntes Hinausträumen aus dem Werktag, eine kecke Narrheit, ein kühnes Umwerfen der Regel und Sitte. Anders iſt's auf dem Lande.

Abraham a Santa Clara ſagt: „Es iſt an verſchiedenen Orten — auch hier — der Brauch, daß die Bürger und andere gemeine Leute zur dummen und wütigen Faſtnachtszeit auf einen Tag ein Schemenlaufen belieben. Nun es mag ihnen vergönnt werden, weil die Vornehmen Jahr aus Jahr ein alla Maschera laufen und ſich betrügen mit verlogenen Geſichtern, da man nicht weiß, ob nicht hinter einem alten Weiblein in der ſchimpflichen Barocka ein Teufel oder hinter dem Narrenbart ein grimmiger Herodes ſtecke. Aber das Schemenlaufen ſoll nicht ein Schelmenlaufen ſein, anſonſt in den Kotter mit euch, ihr Tabackbrüder und Weinzapfen!" Alſo der biſſige Prediger.

Die Schemen auf dem Lande ſind aber m e h r als die bloße Volksbeluſtigung. Sie vereinen manches Element des alten Mythus mit Ueberbleibſeln vergangener Kulturepochen, ſie bezeugen das hiſtoriſche Bewußtſein des Volkes, ſie befriedigen das Rechtsgefühl des Volkes durch ihr Fasnachtrügegericht. Fasnachtſpiel und Fasnachtzug mengten ſich. An dem Zuge iſt das deutliche Beſtreben kenntlich, dramatiſch zu werden, ich verweiſe hier auf die Ausführungen Molls im Tiroler Boten (1893, Februar—April) über Maskenzüge im Lechtal.

Altberühmt iſt das Schemenlaufen zu Imſt, das ſich bis auf die heutigen Tage erhalten hat. Am Unnſinnigen,

dem dafür bestimmten Tage wird es, Dank gewisser Umstände, nicht mehr aufgeführt und das narrenschellige Rügelied der Vox populi erschallt heute auch nicht mehr so laut wie einst.

. . . „Aufsteh'n! Halb fünf ist's!" tönte eine Stimme in mein Zimmer. Das ist nun nicht die leichteste Arbeit. Nun sei es. Schnell die Augen ausgerieben . . . Es hat angeschneit und durch den Schnee tappen verspätete Ballgäste, eine Zigeunerin . . . Im Graudunkel steht der Bahnzug. Drittes Läuten. Pfiff. Die historische Martinswand und die guten Weine des Domanig huschen im Nebel vorbei, langsam gehts der Gegend zu, von der dem Besucher in freundlichster Weise das Lied entgegentönt:

„Miar Oberlönder felsaföst
Und wia die Fearner gfroara,
Und wenn a söller Stadtler kimp,
Nömm' mier 'n bei den Dahra . . ."

Es tagt. Leiser Schneewirbel sinkt nieder . . . Der Stamserklosterkeller . . . Weiter! Das wildkammüberragte herrliche Oetztal! Still! Jetzt ists nicht Sommer, um auf einsamer Höh' Kraft und Unabhängigkeit zu trinken.

. . . Imst. Das heißt eigentlich nicht Imst, denn das Dorf ist dreiviertel Stunden weit weg. Aber nomen est omen, und Postkaleschen gibt es auch.

„Aber fragt mich nur nicht wie", singt Heine. Es schneit. Am Ende ist gar kein Schemenlaufen. Bald tröstet mich eine Maske, die vorbeireitet; ein Mann mit

hohem Zylinder ... Um 8 Uhr iſt Figatter. Wer je freiwillig oder unfreiwillig den blauen Rock getragen, der weiß, was Vergatterung heißt.

Ein ziemlich regelloſer Haufen von Masken, der ſich im Oberdorfe geſammelt hat, zieht die Straße herab. Voraus auf einem Roſſe eine Tänzerin — alle Frauen werden von Burſchen dargeſtellt — im Roſakleide, mehrere Reiter, ein Harlekin, dann ein Trupp Chineſen, Japaneſen oder Koreaner. Mit eigentümlichen Waffen ſind ſie armiert, die Kleidung iſt bunt; vielfarbige, lampenſchirmartige Kopfbekleidungen überdecken ein ſtruppiges in einen Zopf endendes Haar. Viele der Krieger des fernen Oſtens haben einen umgekehrten Kopf. Die Geſichtsmasken ſind meiſt aus Holz. Die Figattermasken haben nur den Zweck, auf das um 12 Uhr beginnende Schemenlaufen die Stimmung des Volkes vorzubereiten. Es iſt eine willkürliche Zuſammenhäufung verſchiedener Masken, deren Geſamtheit nichts darſtellen ſoll.

Der Markt Imſt begann nun ein totes Ausſehen zu bekommen, denn in den Häuſern drinnen gabs eifrige Zurüſtungen, manches Mädel hatte dem Burſchen einen prächtigen Maskenſtaat hergerichtet. Jetzt wird angezogen und mit dieſer Arbeit — entgegen ſonſtigem Gebrauch wird dem Eſſen faſt keine Aufmerkſamkeit geſchenkt — vergeht der Vormittag. Schon vor 11 Uhr ſieht man einzelne Masken, die dem Oberdorf zuwandern. Bald beginnt der eigentliche Aufzug zum Sammelplatz beim Ponter. Mit langen Rokoko-Röcken, über deren Rückſeite ab ein Zopf baumelt, kamen Schemenläufer daher; kurze Hoſen, Schnallenſchuhe, ein mächti-

ger Dreiſpitz vollendete die altfränkiſche Tracht der Männer, die, in eine Zeitung vertieft, aufwärts gehen. Später ſollten ſich dieſe harmloſen Zeitungsleſer als etwas ſehr Gefährliches entpuppen. Ein Scheerenſchleifer kam auch daher, eine amerikaniſche Menagerie, ſchließlich der Hexenwagen. Ein Leiterwagen wars, mit Rinden, Birkenreiſern, Papierflinſern und Beſen geſchmackvoll ausgeſtattet. Darauf ſaßen die Hexen. Die Wägen ſind nur bei der Auffahrt zu ſehen.

Es war nicht die rechte Stimmung im Volke, denn man hatte die Feſtausführung beſchränkt: die „Kuh"*) durfte nicht durchs Dorf geführt werden.

Wohl kamen zuerſt „die mit den Rollen und mit den Schellen", aber nicht hintenach „die mit den Forellen."**) So war der Volksproteſt gedämpft, die Satire des Zuges weggenommen und nur in einer lächerlichen Bärengeſchichte durfte ſie den Mund auftun.

12 Uhr. Der Beginn des Zuges.

Die Sackner in kurzen Hoſen mit Durern an, auch weibliche in dreifärbigem vielgefälteten Wifling, mit weißer Fazzelkappe auf, dienten als Poliziſten und brachten, indem ſie den Vordrängenden ihre mit Streu gefüllten Säcke um die Waden ſchlugen, Ordnung in die Leute. Pöller krachten, der Zug begann. Da waren zuerſt die Roller und Scheller, die tanzend den Mummenſchanz eröffneten. Die Roller mit kurzen Hoſen, weißen Strümpfen und Bundſchuhen, der Oberleib iſt

*) **) Es waren Anſpielungen auf Ortsbegebenheiten geplant, bei denen die Behörden ihr Teil abbekommen ſollten. Die politiſche Behörde verbot aber dieſe Scherze. D. H.

mit weißem Hemde bekleidet, auf deſſen Aermeln an der Stumpfecke anſchließende Rautenreihen aus roten oder grünen Bändern aufgenäht waren. Eine Schärpe zieht über die Bruſt. Auf dem Kopfe tragen ſie ein monſtranzförmiges mit Blumen und Flitter verziertes Schild. Den Namen haben ſie daher, weil ſie um die Mitte ein Roßgeröll tragen. Ihre Masken ſind jugendlich, ich glaube nicht, daß ſie weiblich ſein ſollen, ſondern denke an den Gegenſatz zwiſchen Jugend und Alter. Die Scheller ſind ähnlich bekleidet, das weiße Hemd iſt durch ein färbiges Tiſchtuch verdeckt, der Kopfputz iſt größer und trägt in der Mitte einen Spiegel. Aehnlichen Kopfputz gibt man in Imſt auch den Kühen, wenn ſie von der Alm getrieben werden. An einigen Häuſern hing noch ein ſolcher als Stadelwandſchmuck. Die Masken der Scheller ſind alt, mit mächtigen Schnurrbärten — alles aus Zirbelholz geſchnitzt. Der Tanz der Roller und Scheller iſt im Gänſemarſch, ſo daß je ein Roller je einem Scheller das Geſicht zukehrt. Die Scheller tragen um die Mitte einen Gürtel mit acht bis zehn mächtigen Kuhſchellen, die beim Tanz ihre Stimmen gewaltig ertönen laſſen. Der ſchlechteſte Scheller hat nicht ſo viel zu tragen, denn er hat Holzſchellen. Nebenher ſpringen die Kübele-Majen, als Mädchen in Volkstracht, mit kleinen, runden Hüten auf. Sie haben einen „Kübel" in der Hand vnd einen naſſen Fetzen, den ſie guten Bekannten liebkoſend ums Geſicht ſtreichen.

Die früher ſo unſchuldigen Zeitungsleſer, deren Larven einen ſo forſchenden Ausdruck haben, haben ſich zu ſehr gefährlichen Schemen entwickelt; ſie ſind mit einer

großen Spritze bewaffnet, die hauptsächlich für das liebe Weibsvolk angewendet wird, das aufkreischend auseinanderstiebt. Ein Sklavenzug kam auch daher; zwei italienischen Banditen gleichende Masken führten an, weiße egyptische Soldaten trieben die zu Viert in ein Stangenquadrat eingeketteten Sklaven mit Gewehrstößen an. Manchmal entlief einer, das gab dann Verwirrung und Pistolenknallen.

Eine bösartige Gestalt war der Kaminkehrer, der seine Leiter an die Häuser legte, in alle Stockwerke einstieg und das dort vorhandene weibliche Geschlecht anrußelte.

Ohrenzerreißende Töne brachte mit Dudelsäcken ein Slowaken-Quartett hervor. Alle hatten hohe Stötze auf dem Kopf und Schwingmäntel an. Von Zeit zu Zeit nahm eine Maske einen kleinen Buben und führte ihn zu einem Brunnen, angeblich um ihn in denselben hineinzustecken, dort aber erhielt der Bub eine Bretzen.

Eine Menge Heren eilte recht wild daher. Die Larven waren abscheulich; Warzen mit Sauborsten zierten die eine Nase, aus einer andern ringelte sich eine Schlange hervor, eine dritte endete in einen Vogelkopf oder in einen Fischschwanz etc. Sie trugen alle den typischen r o t e n Rock, schwarzes Mieder, schwarze Armstutzen, schwarze Strümpfe und weiße Häubchen. Mit ihren Birkenbesen fuhren sie den Leuten ins Gesicht, kehrten die Füße, führten wilde Einzel- und Ringelreihentänze auf. Unter die Heren werden nur die stärksten Burschen genommen, denn die Heren werden vom Publikum in die Städel gezogen. Dabei gelten bestimmte Kampf-

regeln und wehe dem, der ſie verletzt, „der wird bluit.“ Mit den Heren geht eine Muſik, die halb türkiſch, halb franzöſiſch gekleidet iſt. Gelbe Hoſen, ſchwarzer Frack, rotes Fez. Originell war der Kapellmeiſter. In lichtem Kleid mit Zylinder, roſaroten Aufſchlägen, die Geſichter mit Rot, Ruß und Waſchblau geſchminkt kamen die Labaretträger daher. Die Labare iſt eine Leinwandrolle, die auf einer Stange getragen wird. Nach Pieger komme der Name von labarum, einem römiſchen Signum. (Dieſes wurde von der Kirche angenommen. In Prutz ſei eine Labare mit dem Bilde der Muttergottes, welche bei Prozeſſionen vor den Junggeſellen getragen wird.) Dieſe Labare ſollte immer in einem Scheltliede die ſkandalöſen und lächerlichen Vorfälle der letztjährigen Dorfgeſchichte beſingen. Aber das iſt alles ſchon abgeſchwächt. Eine lächerliche Bärenjagdgeſchichte aus dem Pitztal wurde in Wort und Lied und Bild vorgetragen.

„Ihr Leute hört die Mähre an . . .
. . . Einer ſich als Bär vermummt,
Lauft in den Wald und brüllt und brummt.
. . . Erſt beim dritten Schuß, o Graus,
Blies er das Lebenslicht ihm aus,
Als der Jäger nun voll Eifer
Will das Bärenvieh ergreifen,
Der Meiſter Pez lebendig wird
Und ihm eine appliziert . . . .
Drum, verehrtes Publikum!
Bring' nur keine Bären um!
Es kommt dabei nichts Gſcheidts heraus.“

Vor jedem Wirtshauſe war Reigentanz der Scheller, Roller und Hexen. Der Tanz der Roller mit ihren Hobelſchattenpinſeln iſt wirklich etwas graziöſes. Dann brachte die Kellnerin das Kreisgeld, das heißt den Maskenlohn. Dafür wurde ſie auch ſpäter „eingſchellt." So war der Zug in den Untermarkt gekommen, wo am „Platz" ſich alles zuſammenfand und die Tänze ſich wiederholten. Da und dort ſtand ein Diandl und ſteckte ihrem Buben Bretzen zu.

Nun gings ans „einſchellen". Ein Scheller und ein Roller tanzten zuerſt auf die Honoratioren zu und verbeugten ſich fein ſittiglich. Der Scheller führte ſeinen Mann am Arm, der Roller tanzte vor ihm her. Man wurde in das Bärenwirtshaus geführt. Dort erlegte man ſeinen Obolus — alles iſt gemeinſchaftlich, ein Sonderabverlangen findet, zur Ehre der Imſter ſei es geſagt — nicht ſtatt. Man heftet dem Zahlenden ein Maskenzeichen an, bringt ihm einen Becher mit Wein und zwei Bretzen. Das eingegangene Geld wird zur Deckung der Koſten verwendet. Die Masken werden in den Wirtshäuſern freigehalten. Was vom Erlös übrig bleibt, kommt der Kirche und den Armen zugute.

Vieles vom Maskenaufputz erbte ſich ſchon ſeit alten Zeiten weiter in den Familien. Vor nicht langem ſeien aber einige der originellſten Masken verkauft worden.

Der Beſuch vom Lande und der Stadt ſoll bei früheren Schemenlaufen größer, auch die Lebhaftigkeit des Feſtes früher geſteigerter geweſen ſein. Das hat nicht bloß in der Erkaltung des Volksgeiſtes ſeinen Grund, ſondern hauptſächlich darin, daß man nicht wußte, ob die

vis maior das Laufen geſtatte. Beſchränkungen nehmen dem Volke die Freude.

Mit dem Einſchellen war der Höhepunkt des Feſtes erreicht; es verbreitete ſich noch in der oben geſchilderten Weiſe über die übrigen Teile des Marktes bis zum Abend und dann mag wohl ein mannhaftes Trinken den Abſchluß gebildet haben. Das weibliche Geſchlecht iſt am Maskenzuge nicht beteiligt, das muß herrichten, ſich anſpritzen und anrußeln laſſen. Echt volkstümlich iſt alles, das muß man den Imſtern laſſen, und das erhebt ihr Schemenlaufen über andere.

Dabei iſt alles ſo ruhig und frei von jeder Rohheit, daß es den Städter, der bei ſolchen Gelegenheiten in der Stadt ſelbſt oft ſchon tüchtig „eingegangen" iſt, verwundert und er der ſchlichten Bauernfreude günſtig geſinnt iſt. Daß die Geſchloſſenheit des Zuges nicht ganz aufrecht erhalten wurde, iſt eine notwendige Folge der freien, wirklich volkstümlichen Beluſtigung, in der kein Komitee die Rolle des Pontius im Credo ſpielt. Mögen die Imſter ihre Volkstümlichkeit bewahren!

Nacht. Heimwärts fährt der Zug. Müde lehnen die Reiſenden im Waggon. Ob nicht morgen im Kopfe manches dieſer die Scheller und Roller eine unangenehme Rolle ſpielen? Die läuten und ſpringen und klingeln! „Ein leiſes Kopfweh, erſt der letzten Nacht entſtammt" nennt das der Dichter. Innsbruck. „Ja, wo kommſt denn Du her?" „Bun oba'n âher," lautet die müde Antwort.

Aus dem Paznaun

„Die Edelweißſucherin" nennt Meiſter Schmid das Gemälde, welches er mir im Originale für mein Buch „Der Tod in den Alpen", 2. Band, ſchenkte. Ich ſage ihm meinen herzlichen Dank für die ſchöne Heimatgabe.

Edelweißſucherin! Da liegt die Kühne drein unter der ſteilen Felswand — ein Burſche iſt ihr nachgeklettert und ſchreit zu den Gefährten empor: „Sie lebt." — Aber ob das Wahrheit bleibt, das ſagt uns der Meiſter nicht.

Und wenn ſie ſtirbt, ſo hat ſie den ſchönſten Tod erlitten. Der Tod iſt zu ihr getreten, als ihre Hand nach den Sternen langte. Wenn der Tod kommt und uns erfaßt, während wir nach dem Höchſten ſtreben, dann können wir nicht verloren ſein.

Eines bleichen Sternleins willen war das Mädchen emporgeſtiegen. Das Sternlein winkte da droben und lockte und winkte. Klare Luftwellen ſchlangen ihre Bänder darum. Empor! Empor! Jetzt will die Hand den Stern faſſen. Ein Schrei. Ein Fall.

Es gibt Menſchen, die zur Höhe ſteigen müſſen, und ſolche, die in den Niederungen glücklich ſind. Es gibt viele Edelweißſucher, das macht die Sternenſehnſucht in den Menſchen. Einſam ſteigen ſie empor an den ge-

waltigen Felſen des Lebens und wollen den Menſchen Edelweiß bringen, Sterne, die vom Himmel auf die Erde geſunken ſind, Lichtboten aus einer anderen Welt. Viele ſtürzten hinab in die dumpfen gemeinen Tiefen des Lebens rettungslos, vergeſſen waren ſie, vergeſſen ihr Lichtſtreben, wenn der Fall verdröhnt war. Aber andere erreichten die einſamen Höhen der Menſchheit, riſſen die Sterne los und brachten Edelweiß den Menſchen ins Tal, ſchlangen der Menſchheit eine Krone aus den Blüten des Lichts.

Unter dieſe glücklicheren Edelweißſucher gehört Matthias Schmid. Schon manche Blüte pflückte er auf den ſonnigen Höhen der Kunſt und brachte ſie den Menſchen.

Wo mag er ſeine erſten Edelweiß geholt haben? Wohl auf den trotzigen Bergen ſeiner Heimat, des felsernſten Paznauntales. Wir wollen ſeine Heimat ſehen.

An der Wiesberger Brücke vorbei führt der Weg durch die enge Triſannaſchlucht taleinwärts. Himbeeren, Weideröschen und roter Holler wachſen an den ſteilen, von brüchigem Geſtein gebildeten Seitenböſchen.

Nach einer Stunde weitet ſich das Tal und der Kundige entdeckt hinter einer Hügelkante einen aufragenden Kirchturm. Dieſer gehört zur reichausgeſtatteten, großen Kirche von See. Ich gehe von der Straße links ab und wandere vagantenfreudig dem Gaſthauſe zu, denn ich hatte ſingen und ſagen gehört von blauen Forellen und wollte dies Märchen zur Wirklichkeit machen.

An der Hauswand des dem Gaſthauſe gegenüber-

liegenden Gehöftes ſteht folgender Vers unter einem Muttergottesbilde:

O Mutter, die als Jungfrau glänzt,
Der Frauen ſchönſte Blüte,
Mit Sternen iſt Dein Haupt umkränzt,
Du Königin der Güte.

Der Forellentod — auch ein Tod in den Alpen — war nun beſchloſſene Sache, doch die Zeit von ihrer Füſilierung bis zu ihrem Wiedererſcheinen verwendete ich zur Durchſuchung des nicht allzuweit entfernten Friedhofes, welcher mir mancherlei, jedoch zumeiſt ernſte Ausbeute bot.

Menſch hier lerne, was Du biſt,
Lerne hier, was das Leben iſt,
Ein Sarg und ein Leichenkleid
Bleibt Dir von aller Herrlichkeit.
Jetzt iſt (d)er Arm, der andre Reich,
Im Grabe ſind wir alle gleich.
So gleich entfernt von Stolz und Neid
In Hochheit und in Niedrigkeit.

Im Paznaunertale kehren die Grabſchriften in den Nachbardörfern gerne wieder. So fand ich dieſen außer in See auch in Iſchgl, dann folgenden auch in Kappl.

Was Geiſt im Menſchen iſt entflieht,
Der Ueberreſt, den man noch ſieht,
Sind nur des Körpers morſche Glieder,
Die legt er nach der Scheidung ab
Und gibt der Mutter Erde wieder,
Was ſie ihm einſt zur Hülle gab.

Ein Kindergrab zeigt die übrigens mit geringen Varianten öfters vorkommenden Verſe:

Hier ruhen wir im Roſengarten
Wo wir auf unſere Eltern warten,
Wenn ſie trifft der Todesſtreich.
Mitzuführen in das Himmelreich.

Seltſam klingt das folgende:

Hier liegt zur Verweſung eingeerdet ...

Sinnigen Nekrolog, der ſich auch an anderm Orte wiederfindet, enthalten die Verſe:

Sie bezeigte jederzeit
Sich gefällig, dienſtbereit,
Und vergaß die Armen nie,
Viele Menſchen liebten ſie.
Aber Gott im Himmel auch,
Der im bittern Schmerzenshauch
Sie ſogleich zu ſich genommen,
Als der Schmerz zu arg gekommen.

Eine ſiebzigjährige Jungfrau blickt zufrieden zurück auf ihr Leben und mit zuverſichtlicher Hoffnung in die Ewigkeit:

Meine Lampe war bereitet,
Als der Breitigam erſchien,
Zum Hochzeitsfeſte hab begleitet
Ich als kluge Jungfrau ihn.
Nun iſt mein Antheil Ewig wonne,
Erlöſchen mag einſt Mond und Sonne.

Wenn auch nicht in dieſem Grade, ſo ſpiegelt ſich auch in der nächſten Inſchrift die ſtoiſche Ruhe:

Ruhe ſanft, Dein Auge ſchloß ſich zu,
Du biſt nun im Land der Ruh,
Gott hat wohl an Dir getan.
Jetzt rührt Dich keine Erdenqual mehr an.

— — — — — — — — — —

Auf dem Wege nach Wald fand ich ein Marterl, welches folgende Verunglückung ſchildert, von der es begreiflich iſt, daß ſie wohl meiſtens tödlich wirkt:

. . . . Eine Fuder Holz zerſtieß ihm die Bruſt und augenblicklich war er abgerufen in die Ewigkeit.

Ich mußte an ſo manche Bilder des Meiſters denken, an das blitzſtrahlgetroffene, verglimmende Bergkreuz, neben welchem eine tote junge Mutter liegt und ein von der Feuerhand des Todes verſchontes Kind kniet . . . . Noch ein anderes Bild kam vor meine Augen: Neben einer hohen, glatten Felswand ſteht ein junges Weib und ſtarrt mit entſetzten Blicken in die ſchimmernde Höhe. Dort weit, weit oben ſchwebt ein Adler, der ihr Wickelkind zum Himmel trägt. Dieſer furchtbaren Himmelfahrt muß das arme Weib zuſehen, — ſie ſcheint es auch nicht begreifen zu können, daß in dieſem glänzenden, goldigen, warmen, ſanften Blau ihr kleines Glück verſchwinden könne. Und doch . . . nur ein paar Augenblicke und das Lichtreich hat den kleinen Engel aufgenommen für immer.

Tröſte Dich, junges Weib, Du ſiehſt es nicht mehr, aber was da droben im Golde verſchwindet, das ſchien

nur hier in der Tiefe, ein Adler zu ſein, und in dem freien Licht der Höhen erkennt man erſt, was es iſt: ein großer, firnweißer Engel mit ſilbernen Flügeln, der trägt Dein Kind empor, immer mehr ins Gold — ins Licht hinein, bis ſich die goldenen Tore des Himmels lautlos hinter ihnen ſchließen.

Tröſte Dich, junge Mutter, und denke an die Verſe, die Du in Deiner Totenkapelle an einem flitterblumen-umwundenen, kleinen Kinderkreuz auf einem Papier, von zitternder Mutterhand geſchrieben, gewiß oft geleſen haſt.

. . . Weils Herzchen nur dem Schöpfer ſchlug,
Sein Engel es bald zum Himmel trug.

Es ſtehen noch allerlei Worte auf den Kreuzen des Kappler Friedhofs:

Wenn Gott junge Leite nimmt
In ihren ſchönſten Jahren,
Geſchiets, weil er (e)s ſo beſtimmt,
Zu retten von Gefahren.
Und dann auch zum Unterricht
Für alle jungen Leite,
Daß zum Tod und zum Gericht
Ein jeder ſich bereite.

Tröſte Dich, junge Mutter! — Als Kind haſt Du es vielleicht ſelbſt ſchon geſehen . . . im Gaden drinnen lag eine kleine Kinderleiche und in der Stube, die durch eine offene Tür mit dem Leichenzimmer verbunden iſt, klingt luſtige Muſik, friſcher Berggeſang und tanzen die

Burſchen und Mädchen. Du ſchauſt vielleicht mit großen Augen, — Du wußteſt vielleicht damals noch nicht, daß das Schweſterlein, welches da drinnen ſchlief, nicht mehr aufwachen, nicht mehr mit Dir ſpielen werde, daß es tot ſei; — ebnſowenig wußteſt Du, warum die Leute tanzen, nämlich weil es eine Freude iſt, wenn der Herr aus einem Kinde einen Engel macht.

Alſo hielten es vor Zeiten die Paznauner . . . es liegt viel Schönheit und viel Glaube in dem Brauche, obwohl uns die Vorſtellung zuerſt unverſtändlich und gräßlich vorkommt. Letzteres war auch der Grund, weshalb Matthias Schmid, der mir den Brauch mitteilte, dieſes ſeltſame Volksbild noch nie im Gemälde darſtellte.

Eine aus dem Jahre 1825 ſtammende Inſchrift verkündet folgendes:

Nimm an o Herr unſer junges Blut,
Nimm es an von uns alle beiden,
Durch dieſe ſchädliche Kohlenglut
Wir von der Welt mußten ſcheiden.

Es dachte niemand daran,
Daß dies ſo ſchädlich wäre,
Doch der Herr hat es getan,
Er bahnte uns den Wege.

Darum ihr Freunde, merket wohl
Und ſeht täglich in den Spiegel,
Was aus uns jetzt werden ſoll,
Wir ligen jezt darnieder.

An anderer Stelle heißt es:

Zu früh hat Gott Dich uns entriſſen,
Liebe Mutter und Gattin mein,
Niemals werden wir Dich vergeſſen,
Um Dich Trauern unſer Neun.
Drei ſind vorausgegangen
Schon in kleiner Kinderzeit,
Die halten dort für Deine Liebe
Im Himmel einen Platz bereit. — —

Den alten Thanatos als verliebt hinzuſtellen, verſucht eine andere Inſchrift:

Noch ruhig im Familienkreiſe,
Schon ſtand der Tod vor meiner Tür,
Trotzte höniſch mit verliebter Weiſe:
Alles mußt verlaſſen, fort von hier!

Ich vermute, daß die Verſe abgeſchwächt und verdunkelt ſind; mir ſcheint der Vers aus einem Totentanze zu ſtammen, in dem der Tod als Bräutigam gedacht, höhniſch an das Wort der Schrift „das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne nachfolgen" erinnert, ſodaß die letzten Worte gebieteriſcher lauten müßten: Fort m i t m i r!

In der Totenkapelle ſtellt ein Bild ein von zwei, dasſelbe künſſenden, Schlangen umſchlungenes Skelett dar. Neben ihm ſtehen Geldſack, Pokale und eine Geldtruhe. Eine Inſchrift mahnt:

Der Todt der Sünder iſt ſehr bös. Der reiche Praſſer iſt geſtorben und in der Hölle begraben worden.

Auf der maleriſchen, alten Straße, nicht weit von Kappl, finden wir eine der Muttergottes geweihte Ka-

pelle. Die Muttergottes trägt einen mit Ketten umſpannten blauen oder grünen Rock und eine Tiara. Die Votivtafeln zeigen aus den Wolken blickende Augen und faſt auf jeder iſt auch eine Kuh angebracht. Auf einer Holztafel iſt ein beſchriebenes Papier aufgeklebt, welches das Schickſal eines Hirtenmädchens, das nach dem Tode umgehen mußte, erzählt.

Ich gebe es wörtlich wieder:

Ein ſchönes Egſempel von einem Hirtenmädchen im Unterland (Bayern).

Das Mädchen hütete das Vieh auf dem Feld, da ſtand auch ein Muttergottesbild, wobei das Mädchen verſprach, all Tag' 9 Roſenkränze zu bethen. Da viel eine große Hitz ein und da hatte ſie keine Zeit mehr zu beten. Es erſchien ihr die Muttergottes und ſagte ſie wolle ſie ein ſchönes Gebet lernen, das ſoviel als 9 Roſenkränze gilt. Sie ſoll es aber auch andere Menſchen lernen. Sie aber that das nicht und behielt es bei ihr. Sie erſchien dann nach dem Tode, wie ſie dann gefragt wurde was ihr fehle, gab ſie zur Antwort: Ich habe dieſes Gebethlein nicht kundbar gemacht, weswegen ich nicht ſelig werden kann. Ich bitte es kundbar zu machen.

Nun folgt das Gebet:

O Gott grüße Dich Maria, Gott grüße Dich Maria, o Maria ich grüße Dich 33000 mahl wie Dich der Erzengel Gabriel gegrüßt hat, es erfreut mich in meinem Herzen, das der Erzengel Gabriel Dir den Himmliſchen Gruß gebracht hat.

Wer es andächtig betet, gilt für 9 Roſenkränze. —

An der Friedhofmauer befindet ſich eine Kapelle mit ſchrecklichen, Chriſtus verhöhnenden Juden, die Judenkapelle genannt. Ich wandere nun die alte, obere Straße weiter, welche mehr Ausblick auf die ſtarken Wälder und zurück ins Tal bietet. Viele Kapellen, maleriſche, alte ſammtbraune Paznaunerhäuſer mit kleinwinzigen, butzenſcheibenverdeckten Fenſtern ſäumen den Weg. Vor den Häuſern ſind wollene Strümpfe auf in Fußform geſchnittenen Brettern in die Sonne geſtellt. Die Paznauner betreiben einen ziemlichen Strumpfhandel.

Wir erreichen wieder eine neue Fahrſtraße, welche nun durch Wald führt.

Ich darf etwas bei der Schilderung des Tales nicht vergeſſen, und das ſind die Schildbürgerſtücklein der Paznauner. Da ich ſchon bei früheren Wanderungen darüber geſchrieben habe, begnüge ich mich, nur ein Stücklein zu erzählen:

In Landeck ſah ein Paznauner einen Eſel und fragte, woher dieſe Tiere kommen. „Aus Eiern," war die Antwort. Nun wollte er ein ſolches und man gab ihm einen Kürbis, den er ſelber ausbrüten müſſe. Am Heimweg ſetzte er ſich an einem ſtillen Rain nieder und begann zu brüten. Der Kürbis aber rutſchte aus und rollte hinter eine Staude, wo er einen Haſen aufſchreckte, der davonſprang. Nun glaubte der Paznauner, das ſei der ausgebrütete junge Eſel, und rief ihm zu: „Daher, daher, ich bin dein Vater."

Die Pointe iſt hier recht nett herausgearbeitet.

Der Paznauner ſieht es natürlich nicht gern, wenn

man ſein Heimattal zu einem Rieſennarrenhaus mit ewigen Bergwänden umdichtet. Deshalb verlegt er entweder alle Geſchichtlein mit den Worten: „Ja, das iſt zu Langezthai geſchehen", in dieſes an der Berglehne klebende Dörflein, oder er antwortet mit dem Spruche: „Im Paznaun ſucht man die Narren und im Inntal findet man ſie."

Von einem freien Hügel ragt der Kirchturm von Iſchgl empor. Iſchgl iſt ein frei und ſchön gelegenes Dorf, das ſtattlichſte des ganzen Paznauns. Hier iſt auch am beſten für Unterkunft geſorgt, weshalb ſich ſchon eine ziemliche Touriſten- und Sommerfriſchlergeſellſchaft einfindet.

Mein erſter Gang war zu Matthias Schmid, welcher mir von ſeiner Alpenanlage Edelrauten, die aus dem Fimbertale ſtammten, pflückte und auf meinen verſchoſſenen Berghut ſteckte. Im Laufe des Geſpräches teilte er mir mit, daß es wie im Hintertux auch im Paznaun Brauch war, die Toten im Winter einfrieren zu laſſen und erſt im Sommer zu begraben.*)

Der Iſchgler Friedhof gab mir folgende Ausbeute:

Geduld, umſonſt läßt Gott nicht,
Begehre nur, was Gott gefällt,
Wie lange läßt die Welt nicht warten,
Bis man am Ende nichts erhält?

Ein Frühmeſſergrab aus dem Jahre 1813 enthält folgenden Nachruf:

*) Eine tiefergreifende Abſchiedsſzene hat Meiſter Schmid in ſeinem Bilde „Die gefrorene Braut" feſtgehalten.

Ein Seelen=Freündt liegt hier begraben,
O Herr, ſchenk ihm die ewig Ruhe,
Sein Seel erquicke und erlabe,
Gib ihm die ewig Freud dazue.
Er zeügte viele guthe Sitten,
Gab uns alle guthe Lehr,
Ertheilte Gaben ohne bitten,
Schätzt den Pettler wie den Herr.

Die im Jeſuitenſtile gehaltene Friedhofskapelle zeigt den heiligen Aloiſius in nicht prieſterlicher Kleidung, ſondern als Prinzen. Sein Partner hier iſt Edmundus.

Eine Tafel mahnt eindringlich von der Kirchhofmauer:

O Chriſt, verlaß die Liebe,
Die Liebe zu der Welt,
Die Deine ſchwachen Sinne,
Mit Trug umfangen hält.
Sie locket Dich mit Roſen
Und ſticht Dich mit dem Dorn,
O flieh' ihr falſches Koſen,
Trink nicht von ihrem Born.
Gift reicht ſie Dir zum Trinken,
So tötlich iſt ihr Kuß,
Ihr Weg iſt der zur Linken
Und Lüge nur ihr Guß.
Nach oben, wo die Liebe,
Die wahre ewig wohnt,
Dahin richt Deine Triebe,
Wo Jeſus ewig lohnt ....

O, wie iſt die Welt ſo ſchlecht und böſe, die die Liebe, die ewige Liebe doch gebaut hat!

Unſer Gilm wußte anderes von der Liebe zu künden. Ich habe dem großen Toten einmal einen Sang geweiht, von dem ich einige Strophen hierherſetzen will:

Du ſtiegſt empor durch wildes Hochwaldtoſen,
Durch den gewaltigen Lawinenweg,
Du bückteſt Dich nach roten Alpenroſen,
Nach blauem Enzian im Weldgeheg.
Du ſtiegſt empor durch die gebückten Zundern,
Das Licht vergoldete den Felſenknauf,
Und eine Welt von ungeahnten Wundern,
Ging Deiner großen Dichterſeele auf.

Der Waſſerſturz in ſieben Sonnenfarben,
Das endlosweite, gräberſtille Kar,
In welchem längſt ſchon alle Blumen ſtarben,
Und drüber, hoch, ein gotiſcher Altar,
Aus deſſen Niſchen Rautenähren drängen,
Aus roten Felſen ein gewalt'ger Bau,
Und endlich — friedvoll ſiehſt Du drüber hängen,
Als Baldachin das grenzenloſe Blau.

Du ſtiegſt empor zur weißen Gletſcherſcharte
Und ſahſt der Wahrheit loderndes Symbol,
Die große Sonne von der weißen Warte
Und blickteſt auf Dein Heimatland Tirol. —
Allein mit Gott biſt Du ſo hoch geſtanden,
Nur über Dir der Glanz des Sonnenlichts,
Nur über Dir der Freiheit Wogenbranden,
Nur Glanz und Freiheit über Dir — ſonſt nichts!

Da ist im Reiche tosender Lawinen,
Wo Weltgesetz an Weltgesetz sich prellt,
Der große Heiland milde Dir erschienen
Und zeigte nieder auf die lichte Welt,
Auf Blütendrang und Fruchtkraft in den Tälern
Und sprach: „Erblicke diese reiche Pracht
Und laß sie Dir von keinem Menschen schmälern,
Sie ist für Dich von Deinem Gott gemacht." . . .

Was flammen denn die goldroten Abendwolken anders, als den einzigen, herrlichen Hymnus: Die Welt ist schön!

Im Friedhofe zu Mathon, welcher eine „Unschuldkindlkapelle" besitzt, fand ich das früher gebrachte Sprüchlein. Die Totenschädel sind teilweise mit Goldverzierungen versehen. Im Friedhofe selbst finden sich aus Kieselsteinen eingelegte Herzen mit eingesteckten Kreuzlein. Die Kirche selbst ist ganz im Banne moderner Mystik gehalten. Allerlei Symbole, Würfel und Wage, Flammen und Ketten, ein Totenkopf und die geflügelte Sanduhr, eine Krone und gekreuzte Palmenzweige finden wir. Zu ihnen gehören in derselben Reihenfolge die Inschriften: „Gib Rechenschaft", „Immer, nimmer", „Siehe, ich komme bald", „Heilig, heilig, heilig". Und weiters Symbole: Tiara, Schlüssel, Lamm Gottes, Arche Noe, Aehre, Traube, Fisch, Monogramm Christi, Baum, Altar, Rad, Tuba mit Kranz verwirren uns.

In Mathon befindet sich auch eine heilige Dreikönigkapelle, worin besonders eine schwarzgekleidete Figur mit breitem spanischen Kragen und Jesuitenhut auf-

fällt. Sie reicht einem knienden Esel, der sich abwendet, einen Futtersack hin. Auf mein Befragen erhielt ich die Sage: Der Mann war ein Ketzer, welcher an die Gegenwart Christi in der Hostie nicht glaubte. Als er aber bei der Frohnleichnamsprozession nachweisen wollte, daß sein Esel von der Gegenwart des Herrn nichts verspüre, sank dieser in die Knie und wendete sich vom Futtersacke ab, als die Monstranz vorbeigetragen wurde.

Am Friedhof fand ich noch folgendes:

So zum Armen, so zum Reichen,
Kommt der Tod mit seinem Schwert,
Bettler werden Fürsten gleichen,
Nur die Tugend hat dann Wert.

Ich wanderte durch den dunkelnden Abend und fand noch an einem Wegkreuze die Worte, welche ich, mit dem Dunkel kämpfend, mühsam entziffern mußte:

„Das Ende der Pilgerschaft kommt bald, das Kreuz in der bleichen Hand ist der Wanderstab in die Ewigkeit.

Als ich aber in Galtür ankam, ließ der Tod mich nicht mehr seine Worte lesen, die Gräber sprachen nicht mehr, denn die Nacht, die Ruhe, war gekommen.

Auch am nächsten Morgen kam ich nicht dazu, den Friedhof zu besuchen, da man mir die Aussichtslosigkeit des Versuches prophezeit hatte und ich schnell in die Berge stieg.

Am nächsten Morgen stand ich hoch auf der Alm —

vielleicht dort, wo der tote Senner die abgestürzte Kuh sisyphosgleich über den Berg emportragen muß.

* *
*

Ich bin im Hochkar. Nicht weit von hier wachsen vielleicht die Rauten, von denen mir Schmid welche gab. Wenn überhaupt noch etwas wächst, denn hier heroben herrscht der Tod und mahnt mit steinernen, nicht mißzudeutenden, ewigen Worten. —

Aufwärts will ich
Durch das öde, weite, graue Kar.
Nichts als Vernichtung:
Verzerrte Felsenleichen
Bleichen am Boden.

Finstere Gewitterwolken,
Schwer
Wie der Deckel eines Sarges,
Legen sich über das Kar.

Kein Geierschrei,
Keine Blume . . . .
Nur mein Herz klopft
Aengstlich
Wie eine Totenuhr.

Und die Ewigkeit gähnt
Mich armes, herzdurchklopftes Geschöpf an
Und Gott
Tritt fürchterlich vor mich hin
Und spricht:
Memento Mori.

Am Kaiſertörl

Windiſchmatrei, zur Allerſeelenzeit.

Zwar ſchenkt der tiefblaue Oktoberhimmel noch glänzendes Sonnenlicht her, ſo glänzend, daß noch manche Blüten ſich hervorwagten. In den Bauerngärten ſenken die letzten Sonnenblumen fröſtelnd ihre Häupter, die Georginen laſſen ihre Formen immer ſeelenloſer erſtarren, an den ſchlanken Malvenſchäften zittern die letzten ſammtigen Blumen dem, der da kommen wird, entgegen. Auf einem Acker frieren noch einige Kornblumen, obwohl ſie das tiefſte Himmelsblau in ſich getrunken haben. Ein paar Stunden und das Blau verfahlt zu leichenhaftem Weiß und die Köpflein ſinken. Am Rand eines Baches flüſtert noch ein bebendes Vergißmeinnicht leiſe ſeinen eigenen Namen, damit es der hören ſolle, der da kommen wird.

Die Menſchen rüſten ſich zum Totenfeſte und ſind beſtrebt, auf den Friedhöfen einen neuen Frühling hervorzuzaubern. Aus den Farben und Blumen, unter denen die Toten ruhen, ſpricht der hoffende Glaube der Menſchen, „es gibt keinen Tod", wenn auch die erſten Flocken auf die letzten Blüten ſinken.

Und bald ſind alle verblüht, aber jene geheimnisvolle Macht, welche uns den Glauben ans Fortbeſtehen ge-

geben hat, malt mit unſichtbarer Hand Blumen an unſere Fenſter, Blumen aus glitzerndem, ſilbernen Eis in Formen, wie ſie in den Märchenländern des heiligſten Südens nicht ſchöner ſich geſtalten können.

Warum wird der Frühling mit den lilafarbenen Zeitloſen verkündet, warum ſagen uns Zeitloſen die erſten Worte vom Winter? Alles das iſt nur das eine große, ſeligmachende Wort: „Es gibt keinen Tod".

Es gibt keinen Tod! Wenn auch in den Höhen die letzte Blume geſtorben iſt, wenn auch der Glockenklang und der almfreudige Jodelruf längſt verſchollen iſt, wenn auch die Hermeline des Schnees ſich immer tiefer auf die königlichen Schultern der Berge ſenken, über alledem ſtrahlt doch die unendliche Bläue, einem Meere gleich, in dem der kleingläubige Gedanke an den Tod ertrinken muß, erſtrahlt doch die ewige Sonne, die noch nie ihre Verſprechungen von neuem Leben gebrochen. Drum wollte ich einmal aufwärts wandern zur herbſtlichen Hocheinſamkeit.

* * *

Ein klarer Herbſtmorgen. Vom zinnengekrönten Schloß Weißenſtein wanderte ich quer durch den Wald, der nur zeitweilig einen Blick in den Talkeſſel freiließ, dem Bretterwandbachtale zu. Aus dem Talkeſſel drang Glockenläuten empor, drunten in Windiſchmatrei wurde Viehmarkt, der Urſulamarkt, abgehalten. Die Meiſe pfiff vom Aſte einer leichtbefiederten rotgoldenen Lärche ein ſo frühlingsfrohes Lied, als ahnte ſie nicht, daß ſie auf einer heißauflohenden Todesfackel

des Herbſtes ihre ſonnengläubige Weiſe erſchallen laſſe. Ein Eichhörnchen eilte von der Fichtenwurzel zum Wipfel, als müßte es die Kunde der erſtarrenden Tiefe emportragen zu den wärmenden Sonnenſtrahlen, die in den höchſten Zweigen gefangen ſind. Die Berberitzenſträucher ſtanden in reichem, flammenden Korallenſchmuck. Keine Kinderhand hatte die bitteren Beeren vom Strauche genommen — ungenützt gluteten ſie dem Tode entgegen.

Der Weg mündete ins Bretterwandbachtal. Die Bretterwand! Der Name iſt für den Berg bezeichnend — wie glatte, ſonnenergraute Bretter lehnen die vollſtändig vermorſchten Felſen an der Bergflanke. Jederzeit können die unheimlichen Felſen ſchreckliches Leben erhalten. Dann werden es Totenbretter, dann fährt der Tod auf muhrenbrauner Scholle in das Tal, niederreißend, vernichtend, was ſich ihm entgegenſtellt. So geſchah es im Jahre 1895. Windiſchmatrei — war. Heute iſt es neu erſtanden und die Teilung des Marktes, die heute noch zum großen Teile unvertünchten Häuſer, das aus dem Muhrbette vorragende Kapellendach, die gewaltigen Wehren und Sperren zeugen von der Gewalt des lebendig werdenden unheimlichen Berges, wenn die „Güſſe“ kommt.

Doch das iſt nicht immer ſo geweſen. Das iſt, ſo erzählen die älteſten Leute, erſt ſeit der umgehende Schuſter — der ewige Jude — nach Windiſchmatrei gekommen. Ja, das iſt lang her, faſt zweitauſend Jahre, ſeit der Jude am Wege ſtand, der zum Golgatha führte. Und wenn einer zweitauſend Jahre lang wandern muß und

alles Elend der Welt ſehen muß und nicht raſten darf und kaum die Hand heben darf, ſich den Schweiß von der Stirne zu wiſchen, wenn einer ſchon zweimal die ganze runde und ſo bucklete Welt umwandert hat, wenn er zur dritten, wiederum tauſend Jahre dauernden Wanderung ſchon die Sandalenriemen ſchneidet, dann iſt es nicht zu verwundern, daß der müde Mann einen ſchrecklichen Fluch ausſtößt, wenn ihm, dem Erbarmungswürdigſten der ganzen Menſchheit, menſchliche Hartherzigkeit in den weiten ſteinüberſäeten Weg tritt.

Und ſo war es in Windiſchmatrei. Er kam auf ſeiner zweiten und vorletzten Weltwanderung nach Windiſchmatrei und bat um ein Nachtlager. Ein Nachtlager? Niederlegen darf ſich der Ruheloſe nicht; er muß um den Tiſch wandern, nur daß er ein Dach über ſeinem Haupte hat und daß man ihm eine Schüſſel Brennſuppe auf den Tiſch ſtellt, von der er wandernd, immer einen Löffel nimmt, das iſt des ewigen Juden Nachtlager. Und das haben ihm die Matreier verweigert, von Haus zu Haus konnte er klopfend wandern, wie ſeinerzeit die Jungfrau mit dem Kinde in den nächtigen Straßen von Bethlehem . . .

Da fluchte der Jude und wanderte zum Weiler Feld, der früher immer den Verheerungen der Güſſe ausgeſetzt geweſen war. Die Feldner hatten ein milderes Herz und boten dem Wanderer Unterkunft . . . Am nächſten Tag ſtieg der Jude bergempor, bis dorthin, wo die Gräben ſich teilen. Dann ſtieg er wieder nieder und ſchleifte ſeinen Rock nach in dem Graben, der gegen Matrei ſich wendet. Und ſeitdem nimmt die wilde Güſſe den Weg

nicht mehr nach Feld, ſondern nach Matrei. Vielleicht wenn der Schuſter auf der dritten und letzten Wanderung wieder nach Matrei kommt, nimmt er den Fluch hinweg, aber dann iſt es „nicht mehr der Mühe wert", denn der Weltuntergang iſt nahe, dann gibt es kein Verſtecken mehr, denn durch Schlangen und Skorpione werden die Unwahren aus den Winkeln getrieben.

Herrgott! Dort kommt er ja! Iſt der Weltuntergang wirklich ſo nahe? Einen grauen Wettermantel hat er an, einen Bergſtock hält er in der Rechten, ſein ſcharfliniges Geſicht umrahmt ein wilder grauer Bart — das iſt der ewige Jude.

Der ewige Jude iſts zwar nicht, ſondern ein Viehhändler, Kalſer Jörgele genannt, der beim Markte zu tun hat. Einem Maler möchte ich dieſen Charakterkopf gönnen, daß er ihn feſthält mit ſeinem Pinſel. Aber obs ihm gelingt, iſt fraglich, denn man iſt vorſichtig geworden, ſeit folgendes in Virgen paſſiert iſt.

Ein Maler war ſchon lange darauf bedacht, ſo einen echten Bauernkopf abzukonterfeien. Endlich war es ihm gelungen. Aber einige Tage ſpäter ſtarb der Bauer ... und der weiſen Königin von Saba vergleichbar, ſagte eine alte Basl, die wohl am Sonntag in der Kirche den grünen Altvirgener Hut trägt: „Hätt' er ſich nicht abmalen laſſen, hätt' er auch den Löffel noch nicht weggelegt." Iſt alſo begreiflich, daß der Maler ſchwer Modelle findet.

Nun aber, wenn das auch nicht der ewige Jude, ſondern der Kalſer Jörgele iſt, einmal war der umgehende Schuſter doch hier herinnen, in Prägraten zeigt

man heute noch die Löcher, die ſein dreibeiniger Stuhl in die Erde gebohrt, als der Schuſter bei einer Würmerbeſchwörung auf demſelben ſaß. Dieſe Löcher ſind auf Gumpach heute noch zu ſehen, weil ſie nie zuwachſen.

Ich überſchritt den Bretterwandbach, der, über ſtarke Sperren ſtürzend, Waſſerfälle bildet. Im Bachgerinns ſah ich Gipsſteine liegen (die Gipsmühle befindet ſich bei der Bachkapelle), welche von der unter dem Falkenſtein ſich durchziehenden und erſt ſeit kurzem ausgenützten Gipsader herſtammen.

Der Falkenſtein! Der Falkenſtein iſt ein mächtiger überhängender Felſen hoch über der rechten Lehne des Bretterwandbaches. Von ihm weiß man ſehr viel und nichts.

Dort oben ſoll einmal eine Burg, die Falkenburg, geſtanden ſein. Die einen erzählen von zwei Brüdern, von Brudermord und ſchrecklicher Sühne in den Bretterwänden; die andern wiſſen von zwei Schweſtern, die auf dem Schloſſe herrſchten, zu berichten. Die eine der Burgfrauen war blind und wurde bei der Teilung der Schätze überliſtet. Die unredliche Schloßherrin aber umzieht als klagende Frau heute noch den einſamen Felſen, da noch keiner ſie erlöſte. Manche Leute wollen wiſſen, daß dort ſeltſame Kugeln zu finden ſeien, die einem runden Bachſteine gleichen. Wenn man ſie aber zerſchlägt, ſieht man, daß ſie im Innern glänzende Kryſtalle bergen, wie die Veilchen des Frühlings ſo blau. Wieder andere wollen wiſſen, daß der Falkenſtein ein „Bergfried"-Ort geweſen ſei. Als ſolche werden noch genannt Kienburg, St. Nikolaus, Rabenſtein und Weißenſtein. Wenn Feindes-

gefahr drohte, wurden an diesen Punkten in viereckigen Ummauerungen in die Täler Signalfeuer gegeben. Die toten Helden des Iseltales Anton Wallner und Johann Panzl wüßten vielleicht solche lodernde Fanalgeschichten aus Anno Neun zu erzählen.

Nachdem der Bretterwandbach überschritten ist, zweigt man beim steilabstürzenden Gollererbache ab und kommt in einen dichten „stückeln" Wald, der lange gefangen hält. Ich schildere hier meinen Aufstieg, will ihn aber niemand empfehlen, denn das aussichtslose Gerade-Emporhasten auf schlechtem Steig ermüdet Geist und Körper; es möge daher jeder den Reitweg wählen. Das „Lichtegg" nennt man meinen Aufstieg; warum, ist mir unbekannt, denn dichte, stark mit grauem und schwarzem Baumbart behangene Fichten verschränken ihre Zweige und gewähren nur von Zeit zu Zeit einen Ausblick auf den kühngebauten felsigen Kendlkopf.

Eine grünübermooste Mühle schweigt im Wald — überhaupt unter diesen baumbärtigen Fichten starrt ein seltsames Märchenschweigen.

Horch, ein Schuß! In den Kendlwänden grollt und rollt der Widerhall. Hat der Schütz schwarzen Baumbart ins Rohr gestopft, dann wird die Gemse, der die Kugel galt, wohl blutend zusammengestürzt sein, denn schwarzer Baumbart tötet besser als der graue. Am allerbesten aber ists, wenn man eine Blindschleiche in den Lauf der Büchse ladet. Diese fährt dann aufs Herz des Tieres los. Wollte sie ja dereinst, als die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten in einem Wacholderbusch rastete, sogar ins Herz des Jesukindlein schießen,

hätte ſie die Muttergottes nicht ſchnell geblendet. Seitdem iſt die Blindſchleiche blind.

Die Lärchen ſtreuen ihre goldenen Nadeln nieder. Hoch hinauf ſteigen die goldgefiederten Bäume, welche in ſtattlicher Anzahl den Fichtenwald herbſtlich durchleuchten. Die Matreier Gegend zeigt überhaupt ſehr ſtarken Lärchenwuchs; man kann an manchen Stellen wirklich ſagen, die Berge brennen, ſo flackern wie Flammenzungen die herbſtlichen Bäume empor. Weiter außen im Iſeltale miſchen uns die Buchen ihre dunklere Glut in den großen Herbſtbrand. Doch die Buchen bleiben bei Huben zurück. Der charakteriſtiſche Höhenbaum, die Zirbel, fehlt hier aber gänzlich und auch Zundern konnte ich keine erblicken.

Endlich kommt die Region der Alpenroſen und der Wald lichtet ſich. Der unfreundliche Waldſtein eint ſich mit dem Reitweg, der, immer weitere Ausblicke gewährend, ziemlich eben bis zu einer Quelle führt.

Hier machte ich die erſte Raſt. Unter mir lagen die letzten Wohnungen, die brunellenbraunen Bauernhäuſer, die an den Berglehnen kleben. Neben den Häuſern ſtehen die „Getreideharfen" — ſie ſind ihrer Laſt bereits ledig geworden. Der Blick ins Virgental, in die Tauerngründe öffnet ſich. Prächtig glänzt hinter dem Hintereggkopf der ſilberweiße Knauf des Kryſtallkopfes ins Blau. Für dieſen Berg hätte man wohl nicht leicht einen paſſenderen Namen finden können. Im Volke aber heißt er auch Ochſenbug, eine Bezeichnung, welche, da die Form des Berges mit einem Ochſennacken keine Aehnlichkeit beſitzt, vollſtändig unverſtändlich bleibt.

So still ist's heroben. Als ich an der Quelle saß, fiel mir die Sage vom „guten Wort" ein:

Es kam der Herbst — die Felsenastern fahlten
Und um die Berge zog der Nebelqualm
Und unsichtbare Geisterhände malten
Die Hänge braun auf der Todhirtenalm.
Vom Langes bis zum Herbste half er hüten,
Der tote Hirt, der einstens untreu war;
Die Senner kränzen alles Vieh mit Blüten,
Kein Stück verfiel, es war ein gutes Jahr.
Von Hirtenhüten wehen Edelrauten,
Zur Abfahrt klingt der Herdenglocken Ton;
Der Geisterhirt, dem sie das Vieh vertrauten,
Er spricht kein Wort von Dankbarkeit und Lohn.
Und als das Dorf ist in der Augen Nähe,
Still geht er fort. Und erst im Wald er klagt,
Wie viele Sommer er noch hüten gehe,
Bis ihm ein Hirte ein Vergelts Gott sagt.

Jetzt ist es schon ein viel fröhlicheres Steigen, da die Blicke sich weiten. Niedere, fast ganz entgoldete Lärchen steigen mit in die Höhe, Alpenrosen kauern am Steig, verfahlter Heiderich hängt an den Rainen, an kahlen Zweiglein blauen erfrorene Moosbeeren.

Noch eine Quelle sickert am Wegrande, aber mutwillige Menschen haben sie zerstört, das Rindenkännel herausgerissen und den Ausfluß zerstampft. Ich bemühte mich, der Quelle wieder Lauf zu schaffen, um vielleicht beim Abstieg frischen, klaren Trunk zu haben und fluchte innerlich nicht wenig über den Bergfrevler.

Immer näher kam ich zum Kalſertor-Schutzhauſe, und nun ſtand ich am Grat.

Zwei gewaltige Blicke öffnen ſich: der auf die Großglocknergruppe und der auf die Venedigergruppe.

Erſtere iſt in unmittelbare Nähe gerückt und wuchtet deshalb gewaltiger auf die von dem Tauernzauber durchſchauerte Seele. Der Glockner erſcheint wie der höchſte ſteingewordene Wille, der mit eiſigem Trotz und dunkler Felſenſtarrheit ſich einen Platz zu erkämpfen ſtrebt in den reinen Höhen des überall hinflutenden Lichts. Der Glockner iſt die titaniſche Urgewalt, iſt die tatgewordene Empörung. Ganz anders drüben der Venediger. Er iſt ein ſilberreiner Unſchuldgedanke, der traumhaft ſtill und milde die lichten Räume der glänzenden Ewigkeit vorſchimmert. Zu ihm neigt ſich friedlich der Himmel nieder und überſtrömt die Firne mit all ſeinem Licht; vor dem trotzigen Glockner flieht er zurück und an des Berges dunkeln Felſen ſtirbt ſeines Lichtes Kraft.

Das ſind die beiden Bergkönige, und jeder iſt umgeben von mächtigen Vaſallen.

Gegen das Kalſertal erblickt man (es werden nur die hervorragendſten Gipfel erwähnt): die Glocknerwand, den Großglockner, das Böſe Weib, den Ganot und Glödes, die kleine Schoberſpitze, den Hochſchober und die Rote Wand. Der Rottenkogel ſchließt das Bild ab. Gegen das Tauerntal ſchlingt ſich der Rieſenkranz: Zuinig, Laſörling, Rötſpitze, Malham, Kryſtallkopf, Groß-Venediger, Klein-Venediger, Nuſſing. Als Abſchluß ſtarrt das troſtloſe graue Gebälk der Bretter-

wandspitze empor. Nicht unerwähnt darf der liebliche Blick nach Kals bleiben.

Und doch, und doch! Ich hätte gerne einen Menschen gehabt, dem ich alle die Hochweltherrlichkeiten hätte zeigen können. So aber war ich allein in der Höhe. Nur einer war da, unsichtbar — vielleicht drüben in der unheimlichen Bretterwand harrte er in einer Felsschlucht, um morgen schon die schimmernden Sterne nieder zu streuen. O dieser Eine, der Allbezwinger — der Tod!

Nicht wahr ists. Er ist kein Bezwinger!

An der Quelle erkannte ichs. Dort grünen die Alpenrosen — und siehe: sie haben schon Knospen vorbereitet für den nächsten Frühling: das ist Glauben! das ist Treue!

Und es verklang der Herdenglocken Schallen
Im Frost verbraunte längst der letzte Halm,
Die Höhenlärche läßt die Nadeln fallen
Und böse Geister hausen auf der Alm.
Die Berge mit den Nebeln sich umhüllen,
Sie sind so ängstlich, denn es kommt der Tod.
Und seine Sonnenpflichten zu erfüllen
Vermag nicht mehr das lohe Morgenrot.
Jedoch die Alpenrosenstauden ballen
Die Knospen in der Allerseelenzeit,
Trotz Flockenfallen und Lawinenprallen,
Zur Auferstehung sind sie stets bereit.

Ich pflückte Alpenrosen und steckte sie an meinen Hut — o ich weiß es wohl — Alpenrosen zur Allerseelenzeit gebrochen, kann man zur heiligen Weihnachts-

zeit zum Blühen bringen. Dann wenn zur Zeit des groſsen Lichtſterbens meine Alpenroſen ſich rötlich erſchloſſen, will ich den Menſchen, die ich lieb habe, die Licht und Leben kündenden Blumen ſchenken.

Ich wanderte auf dem gewöhnlichen Wege talwärts, bald war ich wieder im Hochwald, bald wieder bei den goldenſten Lärchen — bald bei der Vituskapelle, bald am Klauzenbergkirchlein — und dann kam ich wieder zu Menſchen; mir war, als müſsten ſie es mir anſehen, daſs ich den ewigalten, ewigneuen Glauben vom Berge niedertrug, den Glauben: Es gibt keinen Tod!

In Italien

Milano, Albergo agnello

Aus milchigen Ampeln ſtrahlt das Auerlicht auf die blühendweiß gedeckten Hoteltiſche nieder. Der Mailänder Kellner bringt zwei Speiſekarten, das „Menu" und die „Liſta". Der Italiener iſt bezüglich der Spracherhaltung im Gebrauche von Fremdwörtern oft noch leichtſinniger als der Deutſche. Mein Bekannter entſcheidet ſich für das „Menu", — ich eſſe nach dem Speiſezettel.

Schon ſind verſchiedene „piatti" erſchienen, da bringt der Kellner uccelletti.

„Das ſind wahrſcheinlich Amſeln," meint mein Bekannter, der ein guter Deutſcher iſt, und ſchaut mich zweifelnd an.

„Den Vogel kennt man am Gefieder, der aber hat keines mehr," erwidere ich; „überhaupt eſſen Sie ſolche Vögel? Ein Singvogel iſts gewiß."

„Mein Gott. Sie ſind ſchon tot. Wenn ich ſie nicht eſſe, nimmt ſie ein anderer" ... und das erſte Vogelbeinchen knackt.

Nun gegen dieſe Weltweisheit läßt ſich nichts einwenden. — Oder? — — —

In einer Kleinſtadt lebt ein junges Mädchen mit einem guten, zu guten Herzen. Bei dieſem jungen Mäd-

chen ſaß einmal, — es glänzte eine lange, tauſendſternige Juninacht und die Sonnwendkäferlein flogen und leuchteten und der Flieder duftete gar ſo ſüß — bei dieſem jungen Mädchen ſaß ein junger Mann und hielt ihre beiden Hände in den ſeinen. —

Und der Flieder duftete gar ſo ſüß. —

Damit iſt dieſe Geſchichte eigentlich aus.

Aber neulich ging ich einmal mit meinem Freunde durch die Straßen. Ich ſah ein junges Mädchen und fragte ihn: „Du, kennſt du die?“

„Ja, freilich, die hat — man möchts nicht glauben! — ſchon ein Kind gehabt. So jung und ſo . . . ! — Zu der geh ich einmal; die iſt ja ſchon verführt . . . tu ichs nicht, nimmt ſie ein andrer.“

Jetzt iſt die Geſchichte aus.

Oder noch nicht? Iſt da vielleicht noch ein weiter Schritt zu dem Satze: „Das Mädel gefällt mir . . . die . . ., ſonſt . . . ?“

Und das nächſte Mal beſtellt der Deutſche freiwillig im albergo uccelletti.

Damit die Geſchichte aus ſei, iſt nur noch der traurige Schluß anzufügen: Aber die Vögelein ſingen nicht mehr in den deutſchen Wäldern und die deutſchen Frauen walten nicht mehr im deutſchen Heim.

Das Märchen von Nervi

Kennſt du Nervi im Frühling?
Kennſt du das Märchen von Nervi?

Kennſt du die weißen, gelben und roten Roſen, welche ſchwer die Zweige niederbeugen, kennſt du die brennenden Kapuzinerblumen, welche die grauen Mauern überklettern, und die lilaublauen Glyzinien, die darüber niederhängen und wunderſüße Düfte verſickern laſſen? Kennſt du die vollen grünen Reſeden, welche die bronzefarbenen Beete überkleiden, kennſt du die weißen, blauen, roten und gelben Anemonen, welche ihre Augen ſchließen, wenn die Sonne rotgolden ins Meer ſinkt? Kennſt du die weiß und gelb blühenden Margeritenſträucher, die über die Gartenmauern buſchen und mehr Sterne haben als Blätter? Kennſt du die gelb-roten Papageientulpen, welche über der Erde ſchweben, als wären Flammen des heiligen Geiſtes vom Himmel gefallen? Kennſt du der Myrten ſilbernes Geflecht und des Goldregens leuchtende Trauben? Den blauen und weißen Flieder, unter dem daheim die Maienliebe blüht, kennſt du wohl auch, vielleicht haſt du einmal unter ſeinen Zweigen die drei Worte geſprochen, die das ganze Weltgeſetz ſind.

Kennſt du den wilden, blaßblütigen Rosmarin, der an den Felſen klebt, kennſt du die dunkelroten und feuergelben Veigel, welche die Zinnen krönen, kennſt du die roten Meeresſterne, die an den Strandklippen wogenbeſpült dahinkriechen und die bleichen Narziſſen, die an den Gräbern ſtehn? Kennſt du die Nelken aller Arten, deren Düfte ſich mächtig in das Gewoge aller anderen Wohlgerüche mengen, kennſt du die Feuerlilien, die zu Füßen der Zypreſſen flammen, und kennſt du die roſigen Tamariskenzweige, durch deren Filigranbögen die Sonnenſtrahlen ſickern?

Und ſo könnte ich dich noch lange fragen: Nach den Oelbäumen, den Pinien, den Eukalyptusbäumen, den Lorbeerbüſchen, den Feigenkronen, den Mandelbäumen, den Fächer- und Dattelpalmen.

Aber ich frage einfach: „Kennſt du die grünen Höhen von Nervi?“

Und ich frage einfach: „Kennſt du den Himmel von Nervi, der grad ſo blau iſt, wie das Meer und das Meer von Nervi, das grad ſo blau iſt, wie der Himmel?“

Und ich frage: „Kennſt du den Mond und die Sterne von Nervi, welche dir das Meer am Abend in Millionen Silberſchalen vor die Füße legt?

Und nun: „Kennſt du das Märchen von Nervi?“

Nein? — Dann will ich es dir alſo erzählen. Es iſt eine ganz einfache Geſchichte, die jedes Kind glauben kann. Und wenn auch du es mir nicht glauben willſt, ich bin zufrieden, wenn es mir nur die Kinder glauben:

Als Gott der Herr die Erde erſchuf, war das keineswegs eine ſo leichte Sache. Ueberall zugleich konnte er

die Gedanken auch nicht haben, — das ſieht man daraus, daß er es auch heute noch nicht allen Menſchen recht gemacht hat. Da verfiel Gott auf folgenden Gedanken: „Warum ſollſt denn du alles ſelbſt machen? Erſchaffe dir einfach Gehilfen, welche alle Einzelheiten deines ſeit den undenkbaren Zeiten, die nie begonnen haben, ausgedachten Schöpfungsplanes ausführen helfen!“ Gedacht — getan. Gott ſchuf die Engel, weißt du, ſolche langflügelige mit wehenden Locken und wallenden Kleidern, wie am campo santo in Genua in Marmor gemeißelt ſind. Können ſogar dieſe ſchweren ſteinernen Engel am Friedhofe völlig fliegen, ſo kannſt du dir erſt denken, wie gut es die wirklichen konnten.

Du wirſt mir alſo glauben, daß einer von ihnen über die ſchneebedeckten Alpen und die Poebene und die zackigen Appenninen flog, bis er ans Meer von Nervi kam.

Alſo als Gott die Engel erſchaffen hatte, wies er jedem ſeine Beſchäftigung zu: der mußte über den Vogelneſtern wachen, — ſolche Vogelſchutzengel wären heute in Italien gar viele nötig — daß keine böſen Katzen oder böſe Menſchen den Vöglein was zu leide täten; ein anderer mußte die Sternlein in die richtigen Bahnen lenken, daß ſie nicht zuſammenpuffen und zerbrechen. Wieder ein anderer muß die kleinen Kinder beſchützen und heißt deshalb Schutzengel, — ein vierter muß die Winde leiten; — ſo hatte ein jeder ſein Geſchäft zu verrichten.

Einen der ſchönſten und mildeſten Engel, der große, ganz ſilberne Flügel hatte, machte Gott zum Blumen-

engel und gab ihm ein Füllhorn, indem er ſagte:

„Verſtreue die Blumen auf der Erde!“

Und der Engel flog von den Wolken in einer hellen Sternnacht nieder und betrat die Erde auf einem der höchſten Berge der Alpen. Wie er da zum tiefblauen Himmel voller weißer Sterne emporblickte, ſuchte er aus ſeinem Horn weiße Sternblumen und dunkelblaue Glockenblumen hervor. Seitdem blühen dort hoch oben Edelweiß und Genzianen. Und noch manche ſchöne Alpenblumen verſtreute er hoch dort oben; aber die böſen Firngeiſter konnten den guten Engel nicht leiden und wollten nicht, daß bei ihnen daheroben Blumen wüchſen und dann die ihnen verhaßten Menſchen kämen, ſie zu holen. Deshalb bliesen die Gletſcherfürſten den Engel in ſeinem leichten Schleierkleide mit ihrem eiſigen Atem derart an, daß er zuſammenſchauerte und talwärts flog.

So ſchwebte er blumenſtreuend über die Poebene und die Appenninen und kam im Morgengrauen auf die Kämme von Nervi.

Da ſah er die Sonne aufgehen und ſah das Meer als eine einzige Flamme, — da ſah er den blauen Himmel ſich weiten und ſah das Meer als zweiten Himmel, in dem auch eine Sonne ſtrahlte, — da ſah er die Sonne ſinken und ſah das Meer wieder als eine einzige Flamme, — da ſah er die Sterne ſteigen und den Mond gehen und das Meer erſchien wie wogendes Silber.

Und traumverloren lauſchte er allen Tönen des Meeres, den lauten wie den leiſen und ſprach zu ſich ſelber: „Herr mein Gott, wie ſchön haſt du die Welt gemacht.“

Aber plötzlich hielt er in seinem Lobgesang erschreckt inne, denn er merkte jetzt, daß von Sonnenaufgang bis zur Sternennacht, während er staunend vor der Schönheit der göttlichen Schönheit gestanden war, aus seinem abwärts geneigten Horn fast alle Blumen ausgeflossen waren und er nun fast keine mehr im Horne hatte.

Nun machte er sich freilich eiligst auf und flog südwärts und dachte mit Schrecken: „Was wird der liebe Gott dazu sagen?"

Darum sind weiter im Süden weniger Blumen. Aber, dort, wo später Florenz, Rom, Palermo stand, mußte der Engel doch wieder Blumen auf die Erde gießen.

Als er übers Meer nach Afrika geflogen war, hatte er fast gar keine Blumen mehr und als er über das hohe Atlasgebirge geschwebt war, waren ihm die letzten Blüten erfroren. Darum beginnt jenseits dieser Bergzüge die große blumenlose Wüste, welche die Leute Sahara nennen.

Der Engel flog zitternd zum Himmel empor, um sich vom Schöpfer neue Blumen zu erbitten. Sein einziger Gedanke war: „Was wird der liebe Gott dazu sagen?"

Der liebe Gott gab dem Engel andere Blumen, er hatte ja deren genug und es war ja das ganze Unglück nur beim Bewundern seiner Schöpfung geschehen .... Deshalb hat der liebe Gott den Engel gar nicht im mindesten ausgebrummelt, ... im Gegenteil, es fiel eine Träne aus seinem Auge in den greisenweißen Bart.

Und die Blumenpracht von Nervi muß dem lieben Gott heute noch recht ſein, denn er ließ ſie fortbeſtehen bis auf den heutigen Tag.

Das iſt das Märchen von Nervi, und wer's nicht glaubt, gibt dem ſchwarzlockigen Mädele, das unter dem Fenſter ſteht, einen Soldo für die gelben Roſen, die es in der kleinen braunen Hand trägt.

Piſtoja

Der ganze florentiniſche Himmel, aus welchem ſonſt eine ſolche Unendlichkeit von Glanz ſich ergießt, war verſchleiert geweſen. Es gab keinen Blick in die Unendlichkeit und nur die ſchwarzen Zypreſſen redeten von der Endlichkeit. Die leiſe rieſelnden Regentropfen verkündeten die zögernden Schritte der Zeit.

Vor den langflügeligen blonden Engeln des Fra Angelico da Fiesole war ich lange geſtanden und hatte meine alten tieftraurigen Kindermärchen geträumt. Das Märchen iſt kurz: Es gingen einmal zwei junge Menſchen mit einander, die ſich ſo lieb hatten, daß ſie meinten, ihre vereinigte Liebe müſſe ihnen einmal ſpäter aus unſchuldigen Kinderaugen entgegen glänzen. Aber das Schickſal wollte es anders. Die zwei jungen Menſchen gingen auseinander und wandeln ſeitdem einſame Wege und nie wird ihre vereinigte Liebe aus einem unſchuldigen Kinderauge ihnen entgegen glänzen.

Der eine dieſer jungen Menſchen bin ich — und ſeitdem hab ich die fremden Kinder ſo lieb, ſeitdem meine Sehnſucht nach einem eigenen ſtarb. Und ſeitdem weiß ich, was Engel ſind. Engel ſind gar nichts anderes als Kinder.

Aber auch in die Gemächer der Uffizien ſchlich das

Grau und verdunkelte den Goldgrund, aus dem Fra Angelicos Kinder hervortreten. Dann ſtieg ich nach Fieſole, wo die Kinder einem Roſen bringen. Aber der Regen ſtrömte nieder, es waren wenige Kinder auf der Straße und die hatten ſchmutzige Kleider an und an den Roſen war Schmutz. Und ganz Florenz war im Nebel verſunken.

Faſt erſchreckt eilte ich wieder an den Zypreſſen der Villa Medici vorbei talzu — dann ſtieg ich in die Eiſenbahn — ich konnte Florenz ohne ſeine Unendlichkeit nicht ſehen . . . Dort wo einem Natur und Kunſt das freieſte gelehrt haben, beginnt man zu zittern, wenn die Gottheit ihren Schleier darüber breitet.

Als es dem Abend zuging, floh ich aus Florenz nach Piſtoja. Als ob man den toten Stunden entfliehen könnte? Die gingen mit. Der Eiſenbahnzug hatte eine unbeſtimmte Verſpätung. Die Zeit wurde zur Rechenmaſchine: Eins . . . zwei . . . drei . . . Endlich ein Ruck, und der Zug bewegte ſich wieder. — —

Während der Fahrt lichtete ſich der Himmel und manchmal ſah man den Goldgrund, von dem die Engel des Fra Angelico ſich abheben, zwiſchen den Wolken durchſchimmern.

Aber die toten Stunden warteten ſchon am Bahnhofe, als ich in Piſtoja ausſtieg. Kirchen anzuſehen, war es zu ſpät und zu dunkel. Vor dem Hotelzimmer mit den weißgedeckten Tiſchen, an denen niemand ſaß, graute mir. Drum ſchritt ich langſam durch die Stadt. Ein Automat hätte das auch zuwege gebracht. In den Straßen ſpielten viele Kinder, über welche die aus

den Wolken tretende, ſinkende Sonne ihren Goldſchein goß, und die Kinder waren ſchön.

Als die Sonne geſunken war, und die Abendglocken verklungen waren, als die Kinder in die Häuſer gegangen waren und die müdeſten ſchon zum Schutzengel beteten, daß er ſie dieſe Nacht hüten möge, kehrte ich ins Hotel zurück.

Dort verzehrte ich mein Abendeſſen und trank aus dem ſtrohumflochtenen Fiasco. Aber der Chiantiwein ſchmeckte ſo herb. Im Nebenzimmer ſprachen die Leute ein Italieniſch, das ich nicht verſtand. So war ich ganz allein.

Ich breitete die Kopien der Engel, die ich in Florenz gekauft hatte, vor mir aus und dachte an die Kinder von Fieſole und Piſtoja .... aber ſie gaben mir kein Licht in die Seele ... mir, der ich doch das Gefühl hatte, als wäre ich ſelber Fra Angelico.

Nur das ging mir immer durch den Sinn, warum ich niemals ein Kind haben werde.

Ich ſaß einem ſchwarzumrahmten Querſpiegel gegenüber, der ſo ſchief an der Wand hing, daß er mich nur bis zum Halſe ſpiegelte.

Dieſe wirren Gedanken, welche hier ſtehen, ſchrieb ich zum erſtenmale vor dieſem Spiegel auf. Wenn ich hinblickte, ſah ich einen kopfloſen Mann das ſchreiben. Der Spiegel hatte wohl recht .....

Aber je länger ich hinblickte, deſto ſchwerer wurde mir. Es kam mir vor, als wäre ich geſtorben. Ich hätte lieber einen Totenkopf auf dem Nacken geſehen, als

dieſen von einem ſchwarzen Rahmen abgeſchnittenen Hals.

Was ſoll ich klagen .... die ganze Welt iſt auch nur ſo ein Torſo, dem der Kopf fehlt. Wir leben, um zu ſterben, und ſterben, um zu leben.

Ich wollte meinen Stuhl nicht rücken und ſtarrte regungslos auf das Spiegelbild. Ich glaube faſt, wenn ich auch gewollt hätte, es hätte meinen Händen an Kraft gefehlt, den Stuhl zu rücken.

Von einem dunkeln Piſtojanerturm ſchlug es Mitternacht.

Die Roſen von Fieſole

I. Heiligung

Geſtern war Charfreitag geweſen. Abends war ich am Domplatz zu Piſa in einem Volksgewoge geſtanden. Ein ſchwarzgekleideter Prieſter drängte ſich durch die Menſchen und ſchüttelte eine Holzkaſſette, in welcher piccole monete hart aneinander ſchlugen, ſo hart und mitleidslos wie der Klang des Geldes überhaupt iſt. Dabei rief er eindringlich: „per i poveri . . . per i poveri".

Und nachts, als der Platz leer war, ſchritt ich wieder auf dem Domplatz hin und her, eine mondlichte Wundernacht erſtrahlte. —

Und wenn das Mondlicht um die marmorweißen Säulenreihen ſich flicht, überall ſich einniſtet und wiewieder hervorquillt, in jedem Bogen ſich dehnt, mit Silberfingern in jede Niſche greift . . . beim ſchiefen Turm, beim battisterio, beim Dome . . . wenn ſeine bleichen Teppiche über den Raſenplatz gebreitet ſind und die ſchweren, ſchwarzen Schatten der Gebäude regungslos drohend hineinragen ins Lichtreich, wenn das einzige Hörbare in dieſer Nachtſtille der Brunnen iſt, der am Domplatze ſteht und plätſchert und raunt . . . und wenn das alles iſt an dem Tage, auf den die ſchwärzeſten

Schatten der Weltgeſchichte fallen, an dem Tage, an welchem die Glocken ſchweigen, die Gottesbilder mit ſchwarzen Tüchern verhängt ſind, an dem Tage, an welchem ſie den liebevollſten Menſchen der Erde gekreuzigt haben, wem pochte da das Herz nicht in heiligen Schlägen? —

Die ſchönſte Schönheit, die roſenumduftete Wahrheit des Lebens, die ſtolzeſte Kunſt, die ſpricht: „Du ſollſt Dich freuen!“

Aber aus den Niſchen, zwiſchen den Säulen klingt es hervor, das Wort des ſchwarzen Prieſters, das ſie aufgefangen haben, mahnend und drohend: per i poveri . . . per i poveri.

Wo iſt die Liebe? . . . Da, neben dem Genießen, der Schönheit — ſteht der Irrtum, die Einſicht des großen Haſſens, des unſühnbaren Vergehens an unſeren Brüdern.

Per i poveri! Dieſer Schrei durchhallte die ganze Erde, dieſen Schrei haben ſie ſtets geprieſen und in Hymnen geſungen: „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut“ . . . und denſelben Schrei haben ſie ſtets gehaßt, verfolgt, zu erſticken geſucht. Wegen dieſes Schreis haben ſie Jeſus ans Kreuz geſchlagen vor neunzehnhundert Jahren.

Per i poveri . . . per i poveri . . per i poveri . . . tönt, höhnt, grinſt, droht, flüſtert, ſingt, ſchreit, ächzt es aus allen Winkeln der Erde, — — aber ſchließlich ſpricht es nur mehr ein Mund: ein großer, ſchwarzer, ſtiller, der nur einmal ſpricht und nur dieſe Worte.

Er aber ſpricht es leiſe, ſegnend, gut: per i poveri — und öffnet ſeine Kiefer.

Und die ſchlanken, ſchwarzen Bäume rauſchen es leiſe feierlich nach: per i poveri ... dieſer letzte Mund, der ſo verſöhnend-friedlich dieſes Wort ausſpricht, iſt das Grab.

Es kommt die große Stille — per i poveri.

Wann wird für mich der ſchwarze Mund das erlöſende Wort ſprechen?

Nein! ſtill damit, drunten liegt Firenze, die blühende ... und Oſterſamstag iſt's — Freude, Auferſtehen!

Ich fuhr mit der Tramvia nach Fieſole. Der Nachmittag war nicht hell und klar, denn von den Apenninen her zog ein ſchweres, grauviolettes Gewölk, ſchwül und dunſtig, und breitete ſich in leichter, gleichmäßiger Verſchleierung über das ganze Tal aus, über die Rebengärten, Oliven-, Feigenhaine, über die Roſen, über die blühende Stadt im Tale. —

Bei San Domenico, von ſchlanken Zypreſſen umgeben, ſteht eine Villa in klaſſiſcher Einfachheit und Reinheit, eine Gegend breitet ſich darum, ſo lauter, daß ſie aus den Umgebungen des Paradieſes zu ſtammen ſcheint ... und dort unter der weitkronigen Pinie, umgeben von der klaren Schönheit, die nur ſein Pinſel feſtzuhalten verſteht — ſteht er ſelber, der Olympier: Arnold Böcklin. —

Das ſind die Landſchaften, in welchen wir uns vorkommen wie nackte, ſpielende Kinder, die mit goldenen Kugeln ſpielen, ohne zu wiſſen, was Gold iſt ... Unſchuld ... Unſchuld.

Wenn ich heute in meiner deutſchen Stube zurückdenke an die wenigen, ganz heiligen Stunden meines Lebens, ſo fällt mir auch dieſer Tag ein, und ein ſeltſamer Duft zieht durch's Zimmer — das ſind die Roſen von Fieſole.

Ich habe ſie noch . . . vertrocknet ſtecken ſie am venezianiſchen Wandſpiegel . . . .

Bevor des Menſchen Hände in die dunkeln Aeſte des Erkenntnisbaumes griffen, wo zwiſchen duftendem Laube goldene Früchte leuchten, vor den ewigen Trugworten der Schlange, welche uns die Zufriedenheit nahmen: „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum", vor dieſe Begriffe aufdämmerten, geſchaffen waren, vor dem Sündenfall im Paradieſe mochten alle Stunden ſo heilig ſein, wie jene eine.

. . . Dort ſtecken ſie noch, die kniſternden Roſenreſte jenes heiligen Tages.

Von wem waren die Roſen?

Von braunen, bettelnden Kindern, von Kindern mit großen, dunkeln Madonnenaugen, von Kindern mit zarten, braunen, bettelnden Händen, von Kindern mit dunkeln, geringelten Haaren, von Kindern mit hellen, unſchuldigen Stimmen, — — von blühenden Ewigkeitsgedanken der Menſchheit, — von Engeln Raffaels, die auf den Himmelswolken muſizieren und glücklich ſind.

Da waren ſie gelaufen gekommen, in roten, blauen, braunen ſchmutzigen Röcklein, als die Tramvia einfuhr und hoben die Händchen empor mit Roſen: — rieſengroße, weiße, gelbe, gelbrote Roſen.

Die kleinen Finger umſpannten kaum die blühende Pracht.

Roſen, jede einzelne ein Wunder der Schönheit. Und die Kinder bettelten und drängten und riefen . . . und Augen leuchteten durcheinander und Hände und Roſen irrten ineinander und Stimmen klangen ineinander, wie ein Oſtergeläut, feiernd die Wiedererſtehung des Menſchen in ſeinem Kinde.

Niemals war der Ewigkeitsgedanke des Menſchen: das Kind, klarer, ſchöner vor mich hingetreten, als damals, umblüht von den Roſen von Fieſole.

Und aus der Tiefe klangen die Oſterglocken herauf und verkündeten: „Jeſus iſt erſtanden", der, welcher ſprach: „Ich bin die Liebe". Er war nicht zu bannen in ſeinem Grabe; er geht wieder durch die Erde, mitten zwiſchen den Roſenmeeren von Firenze, durch die Weinberge durch; und unter einer mächtigen Steineiche predigt er wieder: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen", predigt er wieder: „Kinderlein liebet einander", predigt er wieder: „. . . per i poveri . . . per i poveri".

Una piccola moneta erhielt jedes der Kinder und der Jubel war groß. Kinderſtimmenläuten! . . . Und ich hatte Roſen . . . Roſen.

Roſen . . . überall fluten ſie vor, in Bögen ſchwingen ſie ſich, über die Mauern rollen ihre Ströme, in den Ecken ducken ſie ſich, aus den Ritzen ſtrecken ſie ihre Finger, um die Säulenſchäfte winden ſie ſich, in den Lüften flattern ſie, am Boden kriechen ſie, an den Stufen knieen ſie, am Zypreſſenſtamme klettern ſie empor

und vergraben ſich glühend in die Nacht ſeiner Zweige und leuchten wie Augen glühender Lebensfreude aus ihrem dunkeln memento mori.

Und Roſen: ... jede ein eigenes Märchen von Duft und Farbe, keine gleich der andern, die eine ſtillunſchuldig wie ein Kind; die andere grell und ſtolz wie ſiegende Schönheit; die dritte ſtill und gut und unbewußt ihrer reichen Gnade wie eine Mutter, wenn der Tod ihr Kind will; eine andere lebensfreudig, zerflattert, leichtſinnig rot; eine andere blaß und matt wie das Leid; wieder eine furchtſam zuſammengeſchmiegt wie ein böſes Kindergewiſſen; eine rote, ausgebreitet, mit unzählbaren Blättern, wie eine ſchöne Todſünde; und dort die einſame, marmorbleich, zitternd, ſchlaff wie die Reue.

Und man ſah nur blühende Roſen, ſterbende Roſen ſah man nicht, denn die Fülle der ſeienden und werdenden überquoll diejenigen, welche zurückgingen in das große Nichts. —

Noch lange trippelten die Kinder mir nach.

Ja, du kommſt heute von Fieſole,
Du haſt die gelben Roſen in der Hand.

Die gelben Roſen von Fieſole,
Die eine zarte, braune Kinderhand
Im reichen Garten dir zuſammenband
Und bettelnd hingab an der Straße Rand.

„Oh prenda, prenda, prenda, oh signor!“
Klingt eine helle Kinderſtimme nah
Und helle Kinderaugen leuchten da.

Da ſtrömt ein Wunder dir durch deine Seele,
Wie wenn ein Strahl vom Himmel ſich verlor;
Sie ſendet ein Gebet zum Licht empor,
Daß niemand ihnen ihre Unſchuld ſtehle!

„Oh prenda, prenda, prenda, oh signor!"
Die Seele ſucht ein altes Wort hervor:
„Und wenn ihr euch auch noch ſo toll geberdet,
Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet
Ihr nicht des Himmelreiches teilhaft ſein."

Es iſt . . . es iſt des Himmelreiches Schein!
Er weckt in dir das längſt entſchlafne Kind,
Der Bibel Worte nun vollendet ſind:
Du fühlſt dich gut, vertrauensvoll und rein. —

Und hinter dunkelndem Zypreſſenhain
Iſt lieberot der Sonnenball entglommen; —
Du nimmſt die Roſen, denn es fällt dir ein
Die Mahnung: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!"

Sie laufen, neue Roſen dir zu bringen
Und wieder helle Kinderſtimmen klingen:
„Oh prenda, prenda, prenda, oh signor!"

Wie wenn ein Strahl vom Himmel ſich verlor,
In welchem Raffael die Engel ſah,
An welche du ſchon längſt nicht mehr geglaubt,
Stehſt du in Unſchuld wortlosſelig da
Und ſchauſt hinaus ins weite Roſenland
Und legſt dem Kind die Hände auf das Haupt.

Ja, du kamſt heute von Fieſole,
Du haſt die gelben Roſen in der Hand . . .

Dann ſtieg ich empor zur alten Römerarena. — So lang die Menſchen jung ſind, iſt alles gut . . . da bringen ſie uns Roſen, aber ſpäter blühen an den Mauern andre Roſen auf . . . Blut, rotes Menſchenblut. — Und doch rief d e r, welchen das Grab nicht umſchließt, „Der Friede ſei mit Euch" . . . Wann wird dieſes Stück im Welttheater einmal gegeben? . . . Dann rollt der Vorhang auf zu einer glänzenden Ewigkeit, zur Kindlichkeit der Menſchheit; dann hat ſich das Wort erfüllt — „wenn ihr nicht werdet" . . . dann kommt die aurea aetas . . . dann werden die Roſen blühen — viel, viel mehr und die Augen leuchten viel, viel mehr und helle Stimmen klingen viel, viel . . .

„Un povero vecchio" ſprach eine dumpfe, rauhe, häßliche Stimme. In zerlumptem Kleide ſtand ein ſchmutziger, krüppelhafter Bettler vor mir und ſtreckte ſeine hagere, zitternde Hand aus . . . Deutlich glänzte es in ſeinen Augen, heißer Neid, kaum verhaltene Wut auf die, die's beſſer haben: das ewige Weltunglück. Ich gab ihm einen Soldo, er aber dankte kaum und hinkte weiter — vom Kloſter her rauſchten die Zypreſſen . . . Wie gern hatte ich den Kindern gegeben . . . „Kinder gefallen immer, Kinder rühren immer" — aber der da? — die ganze, verunordnete Menſchheit zwiſchen Roſen . . . wie die Arena, das Denkmal einer barbariſchen Zeit, zwiſchen der blühenden Gegenwart, wie der Haß in dem Meere der Liebesnotwendigkeit.

Wann kommt die Liebe?

Rings um den Hügel herum ging ich, durch den

Zypreſſenhain, an den Zyklopenmauern vorbei — und jetzt: die osteria.

Strohumflochten ſtand der Chiantifiasco auf dem Marmortiſche, daneben die bichiera und der Roſenſtrauß. Oliven, Ulmen, Lorbeer, Feigen, Steineichen, Zypreſſen verſchränkten die Zweige in einander. Durch die Myrten tropfte das Glutlicht der ſinkenden Sonne .... Myrten .... Wann kommt die Liebe? Du fernes, deutſches Mädchen? ... Anna?

Duftende Roſengeiſter kamen herangezogen und drunten lagen die Weinberge, an den Hügeln ſtanden die Marmor-Villen; inmitten aber aller dieſer Schönheit ragten die ſchwarzen Zypreſſen, wie rieſige Mahnzeichen an das Unabänderliche

Die Sonne hatte mehr und mehr geſiegt über die Nebel, welche ſcheu in rotſchwehlenden Dünſten durchs Tal krochen, der Arno lohte wie eine glühende Schlange, von den Bergen ſtiegen violette Schatten, von Florenz herauf drängten die Oſterglocken, langſam, leiſe kam die Nacht, wie wenn die Zeit ſelbſt hier oben zum Kind geworden wäre und man ihren leiſen, trippelnden Kinderſchritt hörte.

Die Oſterglocken: ...

„Was ſucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich am Staube,
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind,
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Nein, damals fehlte er nicht: Auch für mich war Oſtern gekommen, denn das große, unſchuldige Kind, das unſterbliche Kind, welches in j e d e r Menſchenſeele

iſt, war wieder erwacht, hatte ſeine großen, weiten Augen aufgeſchlagen. Ich war geworden wie ein Kind. Ich fühlte mich gut und unſchuldig, es kam mir die Sehnſucht nach der Ewigkeit meines Ichs ... nach den Freuden des Vaters.

Da draußen in Deutſchland wartet ein Mädchen alle Tage auf den Briefträger, ſteht am Fenſter, ſieht die Straße entlang. Und der Briefträger kommt und bringt ihr un ricordo di Firenze und das Mädchen wird rot. . .

Dieſes deutſche Mädchen ſollte hier an meiner Seite zwiſchen Roſen und Lorbeer ſitzen und ich wollte ihre weiße, weiche Hand drücken und ihr gut ſein. . . .

„Anna," ſagte ich leiſe und führte den Becher an meine Lippen.

Lorbeerrauſchen, Roſenblühen,
Aus dem Tal ein Stromgeglänz . . .
Und die Abendglocken rufen
Von den Türmen zu Florenz.
Kinder bringen gelbe Roſen,
In den Augen, unentweiht,
Siehſt Du jenen makelloſen
Abglanz unſrer Göttlichkeit.

Heb' den Becher mit Chianti!
Heut biſt du der Schönheit Gaſt . . .
Nenne leiſe einen Namen,
Wenn du einen lieben haſt;
Lebe, liebe! — Unterdeſſen
Um ein altes Heldenmal

Rauſchen rieſige Zypreſſen
Und die Nacht ſteigt in das Tal.

Groß, klar ſtieg der Mond und die blanken Himmelslilien erblühten.

Ein Tag war vorbei . . . die Sonne war hinab geſunken . . . die S o n n e ſank?

Nicht weit von da, — über dem Tale drüben am Torre di Gallo, roſenumblüht, lorbeerumbuſcht hat in den weißen Nächten Galilei ſein Weltgeſetz entdeckt und es ſtolz verkündet: „Und ſie bewegt ſich doch!"

Eppur si muove!

Die Dummheit drohte. Aber die Wahrheit ſiegte.

Eppur si muove!

Das ſtolze Wort klingt in jeder Menſchenbruſt: W i r bewegen, w i r ſchaffen, nicht bloß wir empfangen, der Fortſchritt, die ewige Verbeſſerung . . . führt uns aufwärts, wir werden milder, größer, ſchöner — „edel werden wir, hilfreich und gut" — wie Heilande rufen wir „per i poveri" — die ewige Vervollkommnung führt uns der Liebe zu und einſt ſtehen wir wieder an den goldenen Pforten des Paradieſes, wenn wir geworden ſind wie die Kinder, Hand in Hand ſtehen wir da und ſingen einen heiligen Pſalm und der weiße Engel an der Pforte hat kein Schwert mehr in der Hand, ſondern eine Palme, eine Siegespalme, für den Sieg über uns ſelbſt, für die Rückkehr zur Liebe.

Und der weiße Engel ſpricht: „Die Liebe iſt da!"

Da raſchelte es in den Büſchen und heraus trat der zerlumpte, eklige Bettler, dem die fürchterliche Mißgunſt

aus den Augen ſprach, und er ſtreckte ſeine Hand hin und ſeine grollend hämiſche Stimme ſprach . . : „Una piccola moneta, signor.“ — —

Auch an der Schwelle des Torre di Gallo war ein greiſer Bettler geſeſſen, uralt, krank . . . und als Galilei ſeine Siegeskunde in die leuchtende Nacht rief, das Wort: „Und ſie bewegt ſich doch!“, da ſchüttelte der Bettler hämiſch mit dem Kopf, als wollte er ſagen: „das verſtehe ich Alter beſſer.“

Seine gelben Lippen zwängten ein dürres Wort hervor: „Aber ſie dreht ſich um ſich ſelber, ewig um ſich ſelber — — troſtlos um ſich ſelber . . .“

Er ging in die Nacht — Ahasver wars — oder Ben Akiba oder . . . „Es geht nichts an Kraft verloren . . .“

Und unſer Liebesreich? Und der Bettler mitten in der Schönheit? Iſt er unſterblich?

Auf den mondbeſtrahlten Hauptplatz war ich hinausgetreten und hörte wieder hinter mir eine kinderhelle Stimme aus der Ewigkeit: „Oh prenda, signor, belle rose . . .“

Das lieblichſte von allen dieſen Roſenkindern war es. Eine Schönheit, die ohne ihren Raffael gefunden zu haben, nicht ſterben ſollte.

Und neue ſchwere Roſen lagen in meiner Hand und glückliche Kinderaugen leuchteten vor mir . . .

Eine Kinderhand hatte mir Roſen gegeben. Möge dir einſt das Leben einen Strauß in die Hand drücken, einen Strauß von Roſen, Roſen, die nicht ſterben.

Ich legte meine Hände auf die Locken des Kindes, „betend, daß Gott dich erhalte . . .“

Das Mädchen aber gab mir noch die Hand und ſagte treuherzig: „A rivederlo."

Ja. A rivederlo! Ja, Kind — ich will dich wiederſehen.

Aus dem Tale drang Mandolinenklang — ein weiches, gutes Liebeslied — der Mond ſtrahlte . . . die Roſen dufteten.

II. Angſt

Ein langes, langes Jahr war wieder vorbei. Ein Jahr voll Unfrieden, voll ungelöſter Rätſel, ein Jahr ohne Heiligung.

Ich ſuchte den Frieden wieder.

Die Welt rüſtete zum Frühling, die Schönheitsſehnſucht zitterte durch die Luft, die Lichtborne begannen zu ſtrömen. Aus einem Winkel meines Zimmers begann es zu duften, ſüß und ſtark. Und in den Duft miſchten ſich öſterliche, helle Kinderſtimmen.

Der Duft kam von den Roſen von Fieſole.

Und die Kinderſtimmen kamen?

Ich glaube, aus dem Paradieſe.

Dann ging ich — dem Süden zu.

— — — — — — — — —

Als ich in Florenz ausſtieg, ängſtigte ich mich wie ein Kind. Wird es wieder ſo ſein wie im vorigen Jahre? Werden die Roſen wieder blühen? Werden die Kinder wieder zu mir kommen? O laſſet die Kleinen zu mir

kommen! Wird die Heiligung ſich wieder vollziehen? Wird die Schönheit wieder da ſein?

Oder hat das Leben ſchon wieder vernichtet?

Dieſe Fragen ängſtigten mich. Mir war, als ob jetzt eine Enttäuſchung mich zu einem ſchlechten Menſchen machen könnte, als ob jetzt mein Schickſal ſich entſcheiden würde, mein ganzes Lebensſchickſal.

Der Frühling war in der Entwicklung zurückgeblieben Im vorigen Jahre waren die Kräfte der Oſterzeit ſchon mehr entfaltet geweſen. Deshalb fürchtete ich, daß die Roſen nicht blühen könnten.

Und wenn die Roſen nicht blühen . . .
Dann kommen die Kinder nicht,
Dann höre ich nicht mehr die hellen Stimmen.
Dann höre ich nur mehr eins.
Und das iſt? —
Das Rauſchen der Zypreſſen. —

Es war vieles anders geworden.

„Heb' den Becher mit Chianti!
Heut' biſt du der Schönheit Gaſt . . .
Nenne leiſe einen Namen,
Wenn du einen lieben haſt." —

Das war auch anders geworden . . . denn ich nannte keinen lieben Namen mehr. Ich hatte keinen lieben Namen mehr. Kein deutſches Mädchen wartete mehr daheim auf einen ricordo d' Italia . . .

Und den Glauben an meine Unſterblichkeit in meinem Kinde, — den hatte ich auch aufgegeben. Denn

Anna war von mir gegangen. Ich hatte nichts mehr vom Leben, als eine ſchöne Erinnerung.

Das war in der Septembernacht
Ein Lichterineinanderfließen!
Mir war, als wollte ſich die Pracht
Der Lebensblume mir erſchließen,
Als ob der Gott für dich und mich
Die Weltenſatzung ſchriebe,
Die Seele ſagte feierlich
Das Gotteswort: „Ich liebe!“

Und als das Wort zum Himmel drang,
Da machten in dem Lobgeſang
Die Engel eine Pauſe;
Ich wanderte noch lang
Durch blaue Nacht am Bergeshang,
Und trug mein Glück nachhauſe.

Aber es hat nicht bleiben gewollt. Das Märchen von der Septembernacht war erlogen geweſen. Anna iſt von mir gegangen — und ich werde kein Kind haben.

Kein Kind wird meine Züge tragen,
Weil Du, der alles war geweiht,
Der Sehnen Tat, des Herzens Schlagen,
Mir nahmeſt meine Männlichkeit.

Kein Kind wird meine Worte künden;
Das iſt vorbei, — ich bin allein,
Und glaubte doch, — ich werde finden
Im Kinde das Unſterblichſein.

Kein Kind wird folgen meinen Lehren
Und trinken meinen Freiheitdrang,
Die Menſchen lieben und bekehren
Und ſingen den Rebellenſang!

Kein Kind wird an dem Lehnſtuhl hangen,
Kein Kind vor meiner Strafe flieh'n;
Denn Du biſt von mir weggegangen —
Und ich? — ich habe Dir verzieh'n!

Kein Kind wird bittend zu mir kommen
Um eines Märchens Poeſie . . .
Daß Du mir haſt das Kind genommen,
Nur das verzeihe ich Dir nie.

Kein Kind wird mir am Todbett ſtehen . . .
Was warte ich noch lange Zeit?
Ich kann ja heute ſterben gehen,
Ich hab ja keine Ewigkeit.

„Warum ſo einſam?" fragt die Sphinx des Lebens und ihr Marmormund verzerrt ſich zu einem gräßlichen, höhniſchen Lachen. Und ein Sonnenſtrahl fällt auf die Sphinx; ſie beginnt zu tönen wie die Memnonsſäule und ſie klingt folgendes Lied:

Die Glocken klingen. — Hochzeit haſt Du heut.
Du kommſt vom Dom anſeite eines Andern;
Am Eckſtein ſteh ich, — hebe meinen Hut . . .
Ein blaſſer Träumer; — ich kann weiter wandern.

Fort nach Italien, dem Süden zu!
Zur Dogenſtadt, — zum Meere unermeſſen,

Zu Heldenmälern, jungem Roſenglanz,
Zu Lorbeerbäumen und zu den Zypreſſen.

Und rings iſt Schönheit, Größe und das Licht!
Hinab Du Traum, verrückter, deutſcher, ferner! . . .
Lucia komm und ſetz' dich mir aufs Knie
Und trink mit mir den feurigen Falerner — —

Es weckt das Meer mir keinen Hymnus auf
Und mag es noch ſo große Worte toſen;
Ihr braunen Kinder von Fieſole,
Ich hab euch lieb, — ich kaufe keine Roſen! —

Ich ſtehe lang vor einem Raffael:
Die Gottesmutter iſt es mit dem Kleinen.
Ich denke: „ſo — ſo hätt es können ſein —"
Und fange an, recht bitterlich zu weinen.

Hinaus in die Campagna will ich gehn,
In ſchwarzer Nacht das alles zu vergeſſen . . .
Und eine bleiche, grade Straße führt —
Wohin? — wer weiß es? — zwiſchen den Zypreſſen.

Und ringsumher iſt alles totenſtill,
Es werden immer rieſiger die Schatten;
Zur Seite gehn Erinnerungen mit,
Und weinen, weil ſie mich beſeligt hatten.

Nur fort, nur weiter durch die dunkle Nacht!
Wo iſt das Ziel? — Wenn dort ein Fluß nur wäre,
Zypreſſen rings und dann ein alter Mann,
Der mich erwartete in ſeiner Fähre. — —

Alſo ich habe keinen lieben Namen mehr! — Doch einen! den Namen, der am meiſten verdient, einem lieb zu ſein, den Namen, den Jeſus liebte, als er auf Erden ging. Der Name heißt: Menſchen.

Noch iſt der Kampf zwar nicht ausgekämpft, der Egoismus iſt noch nicht überwunden. Vielleicht entſcheidet der heutige Tag, ob ich auserwählt bin, dieſen lieben Namen zu ſtammeln: „Menſchen!“

Die Kinder, die kleinen, armen, bettelnden Kinder mit den Engelsgeſichtern, mit den Roſen in den Händen ſollen mir helfen, den Sieg zu erringen.

Auferſtandener Heiland, ſchließe mich in deine Gnaden, in deine Worte: „per i poveri!“

Io sono un povero.

Ich will ein Guter werden, ein Reicher, der nicht nach eigenem Glücke ſtrebt, der geſättigt wird von dem Glück Anderer. Ein Glückſpender will ich werden. Selbſt unſterblich in meinem Kinde werden, das kann ich nicht mehr. Ich will fremden Kindern Vater ſein: — großen, kleinen — allen. Und ich will wieder einen lieben Namen haben: den Namen „Menſchen!“ So ſchritt ich der Heiligung entgegen.

Eine dumpfe Angſt befiel mich, als ich die Hänge nach Fieſole emporſtieg, da ich ſah, daß der Frühling noch nicht in voller Pracht mich grüßte. Werden die Roſen blühen? Dieſe Frage war für mich jetzt Lebensfrage, Schickſalswende. Aengſtlich war ich wie ein Kind, das auf die Weihnachtsglocke harrt.

Wenn heut ich keine Roſe fände,

Ich nähm' den Kopf in meine Hände
Und . . .
Dort — Roſen — Roſen — Roſen!
Die Roſen blühen!
Die Kinder kommen!

Ich werde wieder einen lieben Namen haben!

Herauf klingen die Oſterglocken, — die Auferſtehung iſt da.

III. Die Täuſchung

Als ich die erſte Roſe ſah, kam das große Glück über mich. Ein ganzes Jahr lang hatten die Roſen aus der Ecke meiner deutſchen Stube geduftet, ein ganzes Jahr lang hatte die Sehnſucht geherrſcht, wenn ich am Fenſter ſaß und in den Abendhimmel ſchaute, die Sehnſucht nach Roſen, Kindern, nach dem Seelenoſtern. Jetzt hatte ich alles, alles wieder.

Drum kam das große Glück über mich, als ich die erſte Roſe ſah. Die duftigen, blauen Glyzinien hängen wieder über die Mauer, die Zypreſſen ragen. Dort ſind wieder Roſen, dort blühen die weißen Schwertlilien wie damals. Umſonſt war die bange Frage: „Kommt die Unſchuld nimmer zu mir?"

Die Roſen blühen, die Kinder werden kommen.

Ich ſtieg wieder in die Tramvia und fuhr empor und freute mich auf die Kinder . . .

Aber es ſollte anders kommen.

Wohl waren Roſen da. Aber nicht gar viele. Der

Frühling war nicht in ſeiner Fülle da. Und weil nicht viele Roſen waren, kamen auch nicht viele Kinder. Es wurde nicht ſchwer in meiner Hand von Roſen, nicht licht in meinem Herzen von leuchtenden Kinderaugen.

Wohl ſtreckten ſich mir braune, kleine Kinderhände wieder entgegen und hatten Blumen . . . aber Nachtſchatten — Violen . . .

Jetzt kommen die Nachtſchatten ſtatt der Roſen . . .

Blumen — Blumen — aber Roſen ſind es nicht. Ich fühlte mein Herz ſchlagen ängſtlich . . . ängſtlich.

Da ſagte ich den Kindern, ſie ſollten mir Roſen bringen, ſie liefen davon, ſie kamen wieder, ſie brachten Roſen . . .

Und ich gab ihnen piccole monete.

Die Augen glänzten wieder freudig, — aber das ſchönſte der Augenpaare fehlte.

Die Augen leuchten glücklich tutti quanti . . .

Ich ſaß im Garten, wie vor einem Jahre. Der Lorbeer, die Steineiche, die Pinie, die Myrte, die Orange, die Mandel, die waren alle wieder da. Das Sonnenlicht rann wieder durch die Zweige, die weißen Schwertlilien, die blauen Oſterkolben, der wilde, lilabltüige Rosmarin blühten und dufteten wieder . . . Da und dort hing eine Roſe . . .

Neben mir ſtand der Chiantifiasco, neben mir lagen die Roſen, die ich von den Kindern hatte.

Die Oſterglockentöne drangen wieder herauf, wie damals, und die Sonnenſtrahlen ſtreiften durch die Luft.

Mein Glas mit dem blutroten Wein halte ich gegen

die Sonne und trinke Flammen, Erlöſerblut, Liebe, Sonne.

Und leiſe nenne ich einen Namen, den lieben Namen, den ich habe: Menſchen!

IV. A rivederlo

Aber es war eine Täuſchung geweſen. Es waren nicht alle Roſen da, nicht alle Augen hatten geleuchtet. Und ich hatte nichts fürs Allgemeine empfunden, ſondern fürs Einzelne und ich hatte die Selbſtſucht nicht niedergekämpft.

Ich hatte kein Recht zu ſagen: „Menſchen!“

Wo war das lieblichſte der Roſenkinder? Mein ſelbſtſüchtiges Auge ſuchte es und fand es nicht.

„A rivederlo“ haſt du vor einem Jahre geſagt, Mädchen im roten Kleid! Ich hatte gebetet „daß Gott Dich erhalte!“ . . .

Wo biſt du? Kann ich dich nicht wiederſehen?

Ich weiß deinen Namen nicht, ich kann nicht nach dir fragen. Ich habe dich verloren, — auf immer verloren? Wenn zwei im Leben ſich verlieren — das iſt noch mehr als Tod — die ewig antwortloſe Frage!

Oder biſt du tot? Iſt das Mahnwort, welches im Vorjahre durch die Roſen rauſchte, das Zypreſſenmahnwort an dir ſchon zur Wahrheit geworden?

Lagſt du eines Morgens in deinem ärmlichen Bette ſtill und ſagteſt nicht mehr „guten Tag“ zu deiner Mutter?

Deine Mutter hat es wohl nicht gemerkt, daß in der Nacht jemand im Haus war. Sie hatte bis tief in die Nacht an den zarten Fieſolaner Strohfächern gearbeitet, neben dem Kerzenſtümpfchen. Denn deine Mutter iſt ſehr arm. Sie kauft dein Glück im Kleinen, mit einzelnen Soldis . . . Da ſind dann wohl der müden Frau die Augen zugefallen, — dann iſt das Kerzenſtümpfchen ausgebrannt. Dann als es dunkel war, iſt der große Dieb gekommen und nahm dich mit und führte dich hinab zum Strande, ſtieg mit dir in einen Kahn und ruderte durch das ſchwarze Meer zu der Inſel mit den großen Zypreſſen, mit den Felſen, an denen die Flut ſich machtlos zerſchellt? War es ſo?

Die Mutter hatte nicht gemerkt, daß jemand da war? . . . In der Früh nahm ſie einen Fieſolaner-Fächer und wehte dir Luft zu . . . Du aber brauchteſt keine Luft mehr: — Du warſt tot! . . .

Bis du zur Zeit geſtorben, in der die Roſen blüh'n? Sie werden dich doch auf Roſen gelegt haben, deine Bahre mit Roſen von Fieſole begürtet haben, — du Roſenkind? Ich hätte dir gerne meine Roſen in deine kalte, ſtarre Kinderhand gegeben.

Dann haben ſie dich auf den campo santo getragen. Wo iſt dein Grab? Ich möchte hingeh'n . . . ich möchte dort — — beten.

Niemand gibt Antwort.

Oder biſt du am campo santo der Lebenden? Der größte campo, der auf der ganzen Welt überall iſt. Biſt du ſchon unter den Lebendigtoten, biſt du unter den Verlorenen?

Du warſt das größte unter den Mädchen. Biſt du Weib geworden? Die ſüdliche Sonne reift ſchnell.

Vielleicht ſtehſt du drunten an der piazza dei signori und verkaufſt dort Blumen.

Du biſt in römiſcher Tracht, du trägſt das Tuch auf dem Kopfe und rufſt: „Fiori, fiori“. Du drängſt ſie auf: Veilchen — Roſen — Tuberoſen; ſchwülduftende Tuberoſen . . . Und die Soldi bringſt du der alten, armen Mutter. Die aber heißt dich frittata backen.

. . . Und manchmal abends — ſagt dir ein Herr: „Komm mit, mia bella . . .“ Du gehſt mit. Zum Zypreſſenhain . . .

So ſehnſuchtsvoll und bang
Vom Berge Deiner Heimat weht
Ein allerletzter Klang.

Aus dem Walde tritt die Sünde — —

Dann bringſt du mehr Soldi der Mutter und daheim iſt Feſttag, es gibt mehr Frittata.

Biſt du auf dieſem campo santo der Lebendigtoten, auf dem Unfriedhof der Verlorenen? Wo biſt du?

Niemand gibt Antwort.

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich an ein auf dem Unfriedhof der Verlornen? Wo biſt du?

Schau, ich will Kind ſein und mit dir ſpielen und dich fragen, wo biſt du? Gib mir Antwort.

Das wäre wieder ein Kinderſpiel. Aber wenn das Schickſal dieſes Kinderſpiel veranſtaltet und die Antwort ſchuldig bleibt, dann wird dieſes Kinderſpiel fürchterlich. Dann wird es das Spiel des Abſchieds, des Nim-

merwiederſehens, dann wird es der Tod der Liebe — der Tod.

„A rivederlo" haſt du geſagt? Wo? Nel cielo? —

Im Himmel droben? Gibt es einen? Wer weiß es. Wieder keine Antwort!

Alſo vielleicht im Himmel ſehen wir uns wieder. Da ſtehſt du auf einer goldenen Wolke und deine Locken wehen vor der Sonne vorbei ... und ſilberne Engel mit großen, purpurroten Flügeln ſtehen um dich herum.

Sie haben Strohfächer von Fieſole in der Hand, die glänzen im himmliſchen Lichte wie reines Gold. Die Fächer ſinds, die deine arme Mutter für dich geflochten hat. Edelſteine ſind daran, das ſind die Tränen, die deine Mutter für dich geweint hat.

Und mit dieſen Fächern wehen dir die Engel zu.

Was denn?

Roſenduft.

„A rivederlo" ſagteſt du ...

Aber wenn wir uns im Himmel wiederſehen, mußt du kommen wie damals — mit Roſen in der Hand. —

Ach ja! Der Himmel. Gibt es einen? Ich fürchte, ich werde dich nie wieder ſehen ... O dieſe antwortloſen Fragen! Horch, wie die Zypreſſen rauſchen.

Bewegung, Licht und Laut entflieht
Und nur das Schweigen wacht,
Und meine bange Seele kniet
Am Thron der Mitternacht ...

Ich war zu einem Zypreſſenhain gekommen, durch den führte die weiße Straße, die ich vorgeahnt habe. Ich ging ihr nach. Dann kam ich zu einem weißen Mark-

ſteine . . . weiter weiß ich nichts mehr, als daß ich aus tiefſter Seele weinen mußte. —

Und meine Lippe ſtammelte matt das Wort: „Menſchen“.

Hinter dem weißen Steine hervor trat ein Schatten . . . von einem fernen Florentinerturme verklang ein mitternächtiger Uhrenſchlag . . .

V. Nel cielo

Ich war vor dem Throne Gottes, denn ich war an jenem Steine geſtorben. In meiner Hand hatte ich noch die Roſen von Fieſole.

Neben dem Throne Gottes aber ſtand ein ernſter Engel. Der trug eine Schale aus Sonnengold, — drin leuchtete etwas wie ein heiliger Gral.

Der Engel ſprach zu Gott:

„Hier bringe ich die Tränen dieſes Menſchen, Tränen der Menſchenliebe, Tränen, die er um ein Kind weinte. Ein großer Schmerz ward ihm, als er die Liebe verlor. Er aber ſuchte die g r o ß e Liebe. Er fand ſie auch und ſeine Lippen ſtammelten den Namen ſeiner neuen Liebe: „Menſchen!“

Da ſprach Gott zu mir: „Siehe dorthin.“ —

Da trat aus den Wolken Anna hervor und grüßte mich und ſagte: „Kommſt du?“

Ich aber fühlte, daß k e i n Haß, k e i n e Bitterkeit gegen ſie in meiner Seele mehr war. Es war wie das erſtemal. Ich liſpelte leiſe einen lieben Namen, denn ich hatte wieder einen: „Anna“.

Und Gott ſprach: „Du haſt vergeben, drum wird dir vergeben — du biſt geworden wie die Kinder, drum wirſt du ins Himmelreich eingehn".

Dann quoll eine Roſenhelle um mich und Harfentöne erklangen und goldene Tore ſprangen auf, eine glänzende Stiege wurde in den Wolken ſichtbar. Da kam das Kind herab und hatte Roſen im Haar und legte ſeine kleine Hand in die meine, und führte mich die Stufen empor.

Neapel und der Veſuv

Eine Oſterfahrt.

Am Oſtermontag fuhr ich durch die ſonnenüberflutete Campagna an der via Appia vorbei nach Süden, und ſaß in meinem Kupee und harrte der Dinge, die da kommen werden. Was konnte denn überhaupt noch kommen? Konnte dieſe Wunderkette ſich noch weiter ſchlingen; mußte nicht bald ein jähes Erwachen aus dem ſchönen Traume geſchehen? Wie eine geheime Furcht hatte es mich befallen, daß nun die große Enttäuſchung kommen werde, daß es nun mit dem Schönheitüberbieten ein Ende haben müſſe.

Was konnte denn noch kommen, ich hatte ja Rom geſehen! Jenes Rom, das die Träume meiner Kindheit erfüllte, jenes Rom, welches das Weltenſchickſal durch Jahrtauſende war, jenes Rom, von welchem aus Bürgertum, Tyrannei und Militarismus Weltgeſetze diktierte, bis es am ſtolzeſten ſein Haupt erhob — als die katholiſche Religion die Peterskuppel emporſchichtete.

Das erſte, was ich ſah, war das altertümliche Verona, das zweite die Seeroſe der Adria, Venedig, und dann kam Mailand mit ſeinem Marmordom; dann ſtand ich an den Ufern, an welchen Columbus von einem neuen Lande träumte, und dann erſchütterten mich die Fresken

vom jüngſten Gericht am campo santo zu Piſa: „Bau uns einen Dom ſo groß und weit, wie unſere Seele", hatten die Florentiner verlangt. Und Brunellesco erfüllte ihre Forderung. Auf den Höhen von Fieſole, umjubelt von Kindern mit Roſen in den Händen, hab ich einen Engelstraum geträumt, wie ihn Fra Fieſole nicht ſchöner hätte träumen können.

Und dann kam Rom — der Sonnenuntergang vom Monte Pincio geſehen, der Kloſtergarten zu San Paolo fuori le mura, die ſprühende Fontana di trevi, von deren Waſſern man nicht trinken darf, wenn nicht die tödliche Sehnſucht nach der ewigen Stadt in die Seele ziehen ſoll; die Venus capitolina ſtand vor mir und ich gedachte der Verſe Adolf Pichlers:

Willſt die Blume Du ſeh'n, die wieder zur Knoſpe zurückkehrt,
Wenn ſich ſchamhaft das Weib — ſcheu vor ſich ſelber verhüllt.

Auf den Mauerrändern des Koloſſeums war es mir, als ob ich das ewige Beſſerwerden der Menſchheit gegenüber der Lehre vom energieerhaltenden Wechſel zum erſtenmale glauben könnte, eine Oſterbotſchaft, die mit rauſchenden Glockentönen von allen Türmen der Siebenhügelſtadt zu mir herüberklang: Der Menſch iſt wieder erſtanden! Oed lagen unten die Stätten der Tierheit, nur die Seele konnte es kaum verſtehen, daß das M e n ſ ch e n waren, welche hier die Daumen ſenkten . . .

Jetzt ſtand der Menſch und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht . . .

Aus dem Forum ſproſſen blaue Schwertlilien her-

vor, die mit ihren Blättern das letzte Symbol des römiſchen Schwertes bilden, von dem hier ſo oft das Blut der Mitbürger auf die Steinflieſe troff.

Und dann hatte ich den Petersdom geſehen, die Weltkirche mit ihrem Rieſenvorraum für Tauſend und Abertauſend, hatte zur Kuppel emporgeſehen und fand für die Begriffe keine Worte mehr. Meine kühnſten Träume dehnten ſich ins Uebermenſchliche hinauf.

Mit der ganzen Pracht der römiſchen Kirche hatte ich die Oſterprozeſſion geſehen — ich war in einem Taumel von Farben, von Lichtern, von Tönen, von Düften — —

Und heut fuhr ich über die ſonnige Campagna . . . was könnte noch kommen? Da wars mir, als hörte ich die Stimme eines braunen, glutäugigen, italieniſchen Mädchens aus der Ferne klingen: Napoli vedere e poi mori.

Allein und freiſtehend löſte ſich ein Bergmaſſiv los, über dem eine Wolke weilte. Der weite, blaue italieniſche Himmel hatte ſonſt keine Wolke und das allſiegende Sonnenlicht bemüht ſich umſonſt, dieſe Wolke zu zerſtreuen. Denn dieſe war der Gluthauch der gefeſſelten Naturkraft — die einhertritt auf der eigenen Spur — und der Berg war der Veſuv . . .

Die Neapolitaner ſollten einen Schiller haben, denn wohl nirgends ſind die Worte des Dichters ſo wahr, wie in der gartenüberſäeten Campagna — „wohltätig iſt des Feuers Macht". Die ganze Fruchtbarkeit, alle die Rebengelände, die Pfirſich- und Mandelhaine, die Feigenpflanzungen ſind ein Geſchenk des Veſuv.

Aber auch nirgends iſt der zweite Satz ſo wahr:

„Doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn ſie der Feſſel ſich entrafft" und als allmächtiger Tod durch die Gaſſen von Pompeji ſchreitet.

Ein Pfiff. Der Zug hält und ich bin in Neapel. Ein Tauber müßte es hören, daß er in Neapel iſt. Kinderſtimmen, grelle Bubenſtimmen, kreiſchende Weiberſtimmen, tiefe Männerſtimmen ſchreien es einem in beide Ohren, daß man in Neapel iſt. Wer Ohren hat zu hören, der höre . . . aber für zwei Ohren iſt das völlig zu viel verlangt. Dazu läuten die Schellen an den Wägen (carrozza), dazu klopfen die Stiefelputzer auf ihren Holzſchemeln mit einem Holzblengel den Takt und die Eſel miſchen ihre gefühlvollen Stimmen, das ganze Konzert beherrſchend, hinein. Der Straßenlärm Neapels iſt nicht zu beſchreiben, er iſt verbunden mit einem vielfarbigen Volksleben, mit einem Gedränge von Fußgängern, Spazierenſtehern, Ueberdenwegliegern, Eſeltreibern, Maultierreitern, einem Gedränge, deſſen Hauptader eine faſt ununterbrochene Wagenreihe bildet. Ebenſoviel, wie man Töne durcheinanderwirren hört, ebenſoviel ſieht man Farben; am allerſchwierigſten aber ſollte es wohl ſein, die Löcher, welche in den menſchlichen Kleidungsſtücken ſich finden, annähernd zu beſtimmen. Noch nie habe ich das Wort Kleidungs ſt ü ck, in ſo wortwörtlichſter Bedeutung gebrauchen dürfen, wie hier, und es müſſen ſeltſame Rätſel der Adhäſionskraft ſein, welche die maleriſchen Fetzen an den braunen Leibern feſthalten. Und bei all dieſem Straßenleben hat man es nur der eigenen Ungeſchicklichkeit zu danken, wenn man aufgehalten wird, denn die Volksmaſſen ſind ſtets in leich-

ter freier Bewegung, ſo daß man von Neapel ſagte, daß man hier die „Kunſt des Gedränges lernen müſſe". Ich war, nachdem ich mich nach Verlaſſen des Bahnhofes überzeugt hatte, daß meine Geldbörſe ihre bisherige Wohnung nicht gewechſelt hatte — denn in Bezug auf Taſchendiebe iſt der Bahnhof zu Neapel berühmt geworden, — in den Corso re d'Italia eingebogen, welcher mich unter fortwährender Spiegelung des eigentümlichen Stadtlebens an die Piazza del Municiplo und endlich hinab in die berühmte Santa Lucia führte.

Hier ſind die Leute vor den Buden, hockend, kniend, ſtehend, tanzend, märchenerzählend, ſtreitend, ſingend, verkaufend, ſchlafend, eſſend, kurz in allen möglichen Beſchäftigungen und Lagen.

Friedrich Nietzſche würde, wenn er hier durchgewandelt wäre, wohl neue Begriffe gefunden haben, ſo den „Ueberlausbub", die „Ueberfaulheit", den „Ueberſchmutz", das „Ueberaltweib".

Dieſe zehn Minuten in Santa Lucia erzählen eine ganze Kulturgeſchichte in allen Farbentönen und Moralprinzipien. In Santa Lucia iſt das ganze Neapel zuſammengedrängt, ſoweit es den unteren und mittleren Schichten angehört, welche dem Volksforſcher ja immer mehr Materiale bieten, als die Nobili. Mit dieſem Gang werde ich imſtande ſein, ein Bild dieſes Volkslebens zu bieten, ein weiterer Gang nach der Villa Nazionale muß es vervollſtändigen und dann ſeien noch einige kulturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten erwähnt. Dieſe Zeilen ſollen ja nicht einen Führer durch Neapel darſtellen,

ſondern ſie ſollen nur eine Serie charakteriſtiſcher Momentphotographien erſetzen.

Da ſtehen die alten, ſchmutzigen 7- bis 8ſtöckigen Häuſer amphitheatraliſch an der Berglehne, Riſſe, in denen ewiger Moder hockt, klaffen in den Wänden, kleine Gäßchen ſteigen, mit Stufen verſehen, zwiſchen den Häuſerkoloſſen den Berg hinan. Viele Häuſer ſind ſo baufällig, daß ſie gegenſeitig durch Bäume, die quer über den Gäßchen lagern, geſtützt werden müſſen. Große Häuſereinſtürze haben in Neapel ſchon manches Menſchenleben gekoſtet und noch immer iſt die Regierung nicht imſtande, die baufälligen Häuſer zu erſetzen. Die leicht zu behandelnde Lavatuff bildet das Material dieſer Häuſer, welche in keiner Weiſe architektoniſch intereſſieren, dafür aber in maleriſcher Anordnung, ſo wie die Natur ſelbſt anordnet, dem Auge einen Anblick der Freiheit bieten. Aber nicht bloß die Farbe des Moders und des Schmutzes tritt uns entgegen. Aus jedem Fenſter hängt ein Strick, der quer über das Seitengäßchen ſich hinſpannt, und an welchem zum Trocknen aufgehängte, rote Unterröcke, weiße — sit venia verbo: weiße Kinderwindeln, braune Bluſen, blaue Hoſen, grüne Schärpen wehen. Nur allzuoft blitzt auch ein Sonnenſtrahl durch die Löcher dieſer Wäſche. Alſo iſt die tägliche Beflaggung von Santa Lucia und allen Winkelgaſſen Neapels. Die Häuſer haben zumeiſt flache Dächer und ſind für die heiße Zeit eingerichtet. Steinböden, große Räume, keine Oefen. In einem ſolchen Hauſe eine Tür, ein Fenſter zu finden, welches vollſtändig ſchließt, gehört zu den Unmöglichkeiten. Da das

ganze italieniſche Leben auf der Straße ſich abſpielt, iſt für das Heim weniger Sorge getragen. Der Deutſche, der Ruſſe ſogar friert in dieſer Zugluft bei Winterkälte erbärmlich. Der Italiener iſt durch den fortwährenden Aufenthalt im Freien abgehärtet, für ihn wird die Winterkälte durch den Einfluß des Meeres gemildert. Aber da in Neapel ſich die Leute mit den primitivſten Wohnungen, — als da ſind Höhlen unter dem Pflaſter, in welchen viele Familien hauſen — und bei ihnen alle Krankheiten und alle Laſter — begnügen, viele Menſchen die Nächte in Kanälen und ganz im Freien zubringen, ſo iſt es eine nicht ungewöhnliche Erſcheinung, daß in Neapel Eingeborene erfrieren.

Schauen wir nun einmal auf eine ſolche enge Straßenſtiege. Auf jeder Stufe ſteht, tanzt, hockt oder ſitzt ein anderes Stück italieniſches Leben. Da flickt ein Pfannenflicker einen Keſſel aus, dort ſäugt eine Mutter ohne alle Prüderie ihr Kind, auf der nächſten Stufe liegt ein halbnackter, brauner Bengel quer über den Weg, unbekümmert um die Hunde, die über ihn hinſpringen, dort kocht ein junges, aber wie die Neapolitanerinnen alle, frühgealtertes Mädchen Maccaroni und der Beppo ſtiehlt ihr dieſelben aus der Pfanne, um ſie mit echt murilloſcher Gaſſenbubenhaftigkeit in den weitgeöffneten Mund hineinzuhängen und langſam verſchwinden zu laſſen, während unter dem Türbogen die kleine Lucia in den ungekämmten Haaren der kleinen Anita mit unbezweifeltem Erfolg auf Inſektenfang ausgeht.

Doch wir wandern wieder nach Santa Lucia, der

breiten Volksſtraße, welche uns dann zum Meere hinabführt, zurück. Es geht gegen Abend. Da ſtehen Tiſche mit den verſchiedenſten frutti di mare, als da ſind Seeſterne, Auſtern, Meſſerſchneiden, Krebſe, Guallen; allerlei Fiſche werden hier unter Geſchrei und „Handeln“ feilgeboten. Die Kinder ſtehen mit offenen Mäulern herum — die Neapolitanerinnen halten eifrige Stadtgeſpräche ab. Reden wir einmal von den Weibern von Neapel. Mit den ſchönen Neapolitanerinnen verhält es ſich ungefähr ſo, wie mit den ſchönen Sennerinnen der Tiroler Berge. Der Typus der Neapolitaner-Weiber iſt faſt negerartig, breite wulſtige Lippen, hervorſtechende Backenknochen, ſchwarzes Haar und dunkelbraune Hautfarbe. Deeke nennt die Neapolitaner beiderlei Geſchlechts die häßlichſte Raſſe Unteritaliens. Früh reif, altern ſie ungemein früh und wachſen ſich zu Ausbünden von Häßlichkeit aus. Ich habe noch nirgends ſo abſchreckend häßliche alte Weiber geſehen, wie an dieſer Straße. Man denke ſich grobknochige, vieldurchrunzelte, ziemlich magere Geſichter mit einer faſt rotbraunen Hautfarbe, dazu die unheimlich großen ſchwarzenAugen, die ſtark hervortretenden, meiſt blendend weißen Zähne, und weiter als Kontraſt noch ein ſchneeweißes Haar, — man ſtelle ſich das alles noch in Kleidungsſtücken, in allen verſchoſſenen Farben, verflickt und zerriſſen, mit allen Arten von Schmutz imprägniert vor und man wird mir nicht Unrecht geben, wenn ich mich mit Schaudern an die illuſtrierten Märchenbücher meiner Kindheit zurückerinnere, in welchen abſcheuliche Hexen und unheimliche Zigeunerinnen Kinder ſtahlen, mißhandelten

und brieten. Das Geſicht manches Mädchens zeigt Schnittnarben. Dieſe rühren von Raſiermeſſern her und bedeuten, daß ein eiferſüchtiger Liebhaber ſeine Geliebte entſtellen wollte. Solche Schnitte werden mit Stolz als Schönheitsbeweis getragen. Ich glaube, daß die Weiber Neapels tätiger ſind, als die indolenten Männer, doch auch ſie wollen den möglichſt leichten Gelderwerb, und deshalb ſpielt das Lotto in ihrem Leben eine große Rolle. Vom Lotto bis zum Traumbuch und von dieſem zum Aberglauben iſt kein weiter Weg. Der verbreitetſte Aberglaube iſt der an das mal occhio, welcher von dem ſchmutzigſten Neapolitaner-Fiſchweib hinaufreicht bis in die Kreiſe des hochoffiziellen Rom, wo man Schwarz oder Weiß iſt, ſich für il re Umberto oder für il papa-re begeiſtert und beiderſeitig politiſchen Nepotismus treibt. Die feine Dame trägt ihren Talisman wie die Maccaroniköchin . . .

Ich wandere weiter. Dort klopft ein Schuſter, drüben hockt ein öffentlicher Schreiber, in jener Haustürniſche liegen drei Lazzaroni übereinander und ſchlafen, hier raufen am Boden zwei braune, halbnackte Buben, wahrſcheinlich um dem Gewande noch mehr an maleriſcher Zerriſſenheit zu geben, dort klingt vom Hafen her ein Lied, hier wimmert ein Drehklavier ſeine Töne. Die Sehnſucht der Neapolitaner nach Muſik iſt eine ſo große, daß dieſe ſchrecklichen Inſtrumente, dieſe Drehklaviere eine polizeiliche Beſchränkung erhielten. Eine Kinderſchar tanzt mit dramatiſchem Geſang einen Reigen, deſſen Sinn ich leider nicht verſtehe, indem der neapolitaniſche Dialekt durch die neapolitaniſche Faulheit ein

ſchwer verſtändlicher wird. Ich werfe einen Soldo unter die Kinder, nach kurzem Durcheinandergebalg hat ein Mädchen ihn erhaſcht und nun kommt die Strafe an mich, an jedem Rockzipfel, an jeder Hand, an jedem Handgelenk, an jedem Ellenbogen hängt ein braunes, großäugiges bettelndes Kind und ſoweit ich Soldi habe, wandern ſie in die Menge. Dafür ſingen, tanzen, ſchreien, deklamieren ſie mir aber auch etwas vor, wovon ich keine Ahnung habe. Endlich gelingt es mir, von dieſer Stellung eines guten Hirten, die nachgerade unbequem wird, mich loszumachen.

So bin ich langſam zum Meere gekommen, welches mächtig rauſchend anrollt. Der Abend ſinkt. —

Der Himmel iſt hellgelb. Das Meer glänzt, aber es hat alle Farben. Bald ſind ſie an verſchiedene Orte verteilt, bald finden wir alle ineinander, bald erſcheint uns das Meer leicht, ſchleierhaft, wie Dünſte, auf die wir von der Höhe niederſehen, — matte Dünſte, wie ſie über den Städten liegen ... nun bekommt das Meer metalliſchenGlanz, hell, ſilbern ... aber es ändert ſich wieder.Es werden die Wogen ſchwerer, tiefe Bronzetöne dunkeln in ihnen, die Bewegungen werden gewaltiger, — exploſiver. Das iſt nicht mehr Waſſer, das iſt wuchtendes Metall, das iſt etwas Urweltentſtammtes, etwas Schöpferkräftiges.

Je tiefer die Sonne ſinkt, deſto mehr gewinnen die gelben Töne, welche in breiten Straßen und Flächen ob der See liegen, die Vorherrſchaft ... nun wird auch die Sonne röter, die Wellen empfangen Glut und ſchaukeln ſie weiter.

Jetzt ſteht die Sonne am Meeresrand und ſinkt tiefer. — Wie eine ſtrahlende Renaiſſancekuppel ragt ſie über die See . . . Wir ſehen dieſes Zeichen der Renaiſſance und freuen uns auf die Wiedergeburt am nächſten Morgen . . .

Ich lehne auf einer Hafenmauer und ſchreibe. Neben mir liegt ein Bub auf dem Bauch am Mauerrande und guckt mir ins Notizbuch. Aber deutſch kann derſelbe nicht leſen . . . ich glaube auch nicht italieniſch:

Santa Lucia, frutti di mare
Stimmengewirre rings umher
Und die rote, ſinkende Sonne
Schleudert Flammen über das Meer.

Kähne liegen in den Fluten
Und ein Lied erklingt am Strand
Am Molo lungern braune Buben
In einem imaginären Gewand. —

Ich bin weitergegangen bis zu den erſten Bäumen der Villa Nazionale.

Die Sonne ſinkt, ich ſtehe ſtill am Meer,
Rotbrandend toſt die Woge zu mir her.
Ein Lorbeerbaum, durch den das Glutlicht tropft. —
Der Puls der Zeit an die Geſtade klopft.
Ich ſtehe ſchweigend, zum Gebet bereit,
Am Purpurſaume der Unendlichkeit.

Nun iſt es Nacht geworden. —

Und dort . . . dort . . . flammt es dunkelrot glühend auf, leiſe Dämpfe ſchweben darüber, dort kriecht die

Feuerſchlange von der Höhe nieder . . . es leuchtet der Veſuv!

Der Lavaſtrom, der erſt vor neun Monaten entſtanden, flutete durch die Nacht.

Aus den Fluten kamen ſeltſame Töne, ſeltſame Farben, ſeltſame Lichter . . . Ich wollte alles fühlen, verſtehen, ſchauen, hören . . . aber ich war ins Märchenland gekommen . . . und meine Seele ſchwieg.
Ich ſchweige ſtill. — Mein Stammeln braucht es nicht,
Wenn die Natur in ihren Rhytmen ſpricht.

Ich ging durch die tauſendſternige Nacht zur Galleria Umberto, welche in feenhaftem, elektriſchen Glanz, durchwogt von lärmenden Neapolitanern erſtrahlte. Der Aufenthalt der Italiener im Freien verlangt glasgedeckte Promenaden, welche den Namen Gallerien führen und in jeder größeren Stadt zu finden ſind. Hier ſind die großen Geſchäfte, die Kaffeehäuſer, die Konditoreien, hier ſpaziert die vornehme Bürgerſchaft und ſchreien unübertönbar die Zeitungsjungen, hier ſpielen die Militärkapellen, hier werden politiſche, ſoziale, muſikaliſche, literariſche, religiöſe Fragen beſprochen, hier geht man ſpazieren. —

Dann wanderte ich noch durch kleinere Gäßchen und verirrte mich dabei gründlich. Es war gegen elf. Endlich kam ein beſſer gekleideter Menſch. Ich ging ſchnell auf ihn zu, was ihn erſchreckte und bald erblickte ich in ſeiner Hand einen Revolver. Jedoch als er merkte, daß ich mich vergangen habe, wurde er liebenswürdig, wie die Italiener bei ſolchen Wegweiſungen immer ſind, und führte mich zurecht. So groß iſt das Mißtrauen in Ne-

apel, ſo groß die Furcht vor Raub und Attentaten — die allerdings nicht unbegründet iſt, wenn man lieſt, daß 1896 3000 Menſchen in Italien ermordet wurden, was — verglichen mit Deutſchland — das Reſultat ergibt, daß 10 mal ſoviel Menſchen den Leidenſchaften der Nebenmenſchen zum Opfer fallen.

Es iſt Vormittag. Ich gehe im Park, in dem Volksgarten, der Villa nazionale genannt wird. Unter den promenierenden Menſchen fallen beſonders die in reicher, bunter, aber affektierter Volkstracht ſtolzierenden Kindermädchen vornehmer Neapolitaner-Familien auf. In dem Parke ſteht das Aquarium, von Profeſſor Dohrn angelegt, eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges, welche die Märchenwunder des Meeresgrundes uns erſchließt. Durch einige Winkelgäßchen lenke ich der Via Roma e Toledo, einer Hauptverkehrsader der Stadt, zu. Hier rollt eine ununterbrochene Reihe von carozze, denn in Neapel fährt Hoch und Nieder, und wenns irgendwie geht, iſt man zum Gehen zu faul. Die Wagenpreiſe ſind darum auch ſehr niedrig geſtellt. Ja, der Neapolitaner huldigt dem dolce far niente ſo, daß er ſpazieren ſteht und nicht geht, daß er die Anfangs- und Endſilben ſeiner Wörter verſchluckt, daß mit ſolchen Faullenzerberufen, welche jedes Kind ausüben kann, ſich Unmaſſen Perſonen beſchäftigen. So Zeitungs- und Zündhölzchenverkauf. Ja, und jeden zweiten Schritt hockt am Trottoirrande ein zerlumpter Stiefelputzer — und ſei der Stiefel noch ſo ſchön! ... der Mann ſchlägt mit dem Blengel auf den Schemel, zeigt auf die Füße und ſchreit: chi! — und wenns viel iſt: le scarpe! Meiſt

iſt er auch beleidigt, wenn man ihn nicht berückſichtigt. Wenn man alle die Stiefel hätte, welche man an einem Tage putzen laſſen ſollte, man könnte einen Schuhwarenladen eröffnen. Um noch von der Faulheit zu reden, kommt dieſelbe ſowohl in der Unverläßlichkeit der Kaufleute, der Kondukteure, ſowie in den Laſtträgern (facchini), welche etwa nicht die Coupétüre öffnen und das Gepäck herausheben — nein, das muß der Fremde ſelbſt tun, und erſt dann kann er jemanden rufen, — in beredter Weiſe zum Ausdruck. Ein Burſche liegt in einem Winkel und hält Sieſta. Kein Soldo iſt ſein eigen. Man will ihm die Reiſetaſche zu tragen geben. Er rührt ſich nicht, ſagt: „gia ho mangiato," ich habe ſchon gegeſſen, und bleibt in Ruhe.

In einem Hausdurchgange ſah ich mir ein Marionettentheater an. Für Volkstheater hat der Neapolitaner ungemein viel Sinn und der Pulcinello ſpielt eine bedeutende Rolle.

Nun überkam mich ein Gedanke, der wohl faſt jeden Deutſchen nach der Ausführung gereut hat, ich kaufte mir eine italieniſche Zigarre. Im Laden fragte ich mich, was ſtinkt denn da gar ſo, und bemerkte endlich in einem Eck einen gedrehten, glimmenden Wergſtrick, an welchem man die Zigarre anzündete! Von dieſer Zigarre weiterzureden, verbietet die Nächſtenliebe. Sie können ſich jetzt aber ſchon denken, was ich meine; drum: der Reſt iſt Schweigen.

Wieder auf die Straße tretend, hörte ich Eſelsgeſchrei und beobachtete die ſprichwörtliche Rohheit der Italiener mit den Tieren.

So war ich bis zum neapolitaniſchen Muſeum gekommen, welches als Vorſtudium für Pompei unbedingt beſichtigt werden muß. Es iſt hier nicht meine Aufgabe, eine eingehende Beſchreibung des Muſeums zu geben, nur das Charakteriſtiſche will ich hervorheben.

Einen Hauptinhalt bilden die aus Pompei ausgegrabenen Wandmalereien, die zumeiſt aus dem eigentümlichen Pompejaniſch Grün und Rot mit einer Friſche hervortreten, welche die zwei Jahrtauſende nicht zu verblaſſen vermochten. Ebenſo wie die ganze Gegend, das ganze Volk noch heute einen heiteren, lebensfrohen Charakter hat, ebenſo wie in den Straßen von Neapel ein Genrebild vom Häuſerhintergrunde nach dem andern ſich abhebt, ebenſo wie die Gegend mit ſchwellenden Trauben und dem ſproſſenden Pinienapfel, den die Alten als Symbol der Fruchtbarkeit und infolgedeſſen Unſterblichkeit ſetzten, zum Lebensgenuſſe auffordert, ebenſo wie das Leben des Neapolitaners eine Idylle des dolce far niente, in welcher ein Hauptbild das: gia ho mangiato iſt, darſtellt, ebenſo beziehen ſich die hier geborgenen Kunſtwerke auf Lebensgenuß, Eſſen, Trinken, Tanz, Spiel und Liebe und tragen einen idylliſchen Charakter. Es ſind zumeiſt heitere Darſtellungen der Mythe, vor allem der Bacchosmythe, ferner Volksſzenen als Tanzbilder, Bühnenſtücke und heitere Landſchaften finden ſich ebenſo häufig. Das hiſtoriſche Gemälde iſt in der berühmten Alexanderſchlacht bei Iſſus vertreten, doch bildet dies eine Ausnahme. Sonſt bezieht ſich alles auf die Häuslichkeit und umfaßt alles von den Hausgöttern bis zum kleinſten Familienmoſaik.

Beſonders hervorheben wollen wir die dreizehn Tänzerinnen, angetan mit leuchtenden Gewändern, in graziöſen Stellungen ſchwebend. Aus dieſen Darſtellungen blitzt uns der ganze Lebensgenuß der Campagna entgegen und beim Anblick dieſer wallenden, regenbogenfunkelnden Gewande fühlen wir uns unwillkürlich an unſere mit magiſchen Lichteffekten arbeitenden Serpentinen- und Schmetterlings-Tänzerinnen erinnert. Staunend gehen wir an der ganzen Fabelwelt der Naturgötter, Kentauren, Faune, Meergötter vorbei, ſchauernd aber blicken wir auch in die großen, ſtrengen Augen der Göttinnen, wir betrachten überraſcht die großen Linien, wenn ein Bild über das Genre hinauswächſt, bewundernd ſchauen wir die leuchtenden Farben, welche zwei Jahrtauſenden getrotzt haben .... und da kommt uns ein Gedanke plötzlich — in dieſe Augen ſchaute Böcklin, dieſe Naturmythen ließ er ſich erzählen und er, ein moderner Prometheus, ſtahl ſein Farbenfeuer der Antike für unſere farbenarme Zeit.

Von Marmorwerken ſei der farneſiſche Herkules, der farneſiſche Stier und die Venus Kallipygos erwähnt. Die Porträtbüſten des Homer und der Fauſtina gehören zu den charakteriſtiſcheſten des Altertums ....

Und nun treten wir wieder hinaus in die neapolitaniſche Sonne, nachdem wir ſtundenlang in einer verſunkenen Welt gelebt haben. — —

Wenn Alexander von Humboldt die Vulkane die Sicherheitsventile der Erde nennt, ſo hat er in bezug auf Erdbeben nur teilweiſe Recht, indem nur der kleinere Teil derſelben vulkaniſchen Urſprunges iſt, während der

größere Teil in der Erdfaltung der Gebirgsbildung ſeine Urſache hat. Dieſe zweite Art von Beben nennen wir die tektoniſchen. Wir haben nur erſtere zu behandeln. Die revolutionären Titanen der Flammen wollen ſich den Sieg des Berges, des Olymp, die Feſſeln der Kruſte nicht gefallen laſſen und der Glut fällt ein Teil der Kruſte zum Opfer. Dieſe Glut trifft in ihren Bewegungen auf Sickerwaſſer, welche zu Dämpfen überhitzt werden. Dieſe Dämpfe, welche Befreiung ſuchen, verurſachen nun die Erdbeben. Die Befreiung wird auf zweierlei Weiſe erreicht. Die Dämpfe heben das Geſtein, Aſche und Glut über ſich empor und die pinienartig geformte Rauchſäule ſteigt zu einer gewaltigen Höhe empor. Nun iſt die Rauchſäule freilich ſchwarz wegen der vielen Lavabrocken, Lapilli oder Ragilli, die ſie trägt und verfinſtert den Himmel. Die Säule kühlt ſich, wenn ſie in höhere Regionen gelangt, ab und verbreitet ſich deshalb dachartig in der Horizontale. Die Säule aber läßt neben dem Wege der Dämpfe und Gluten die der Erde entriſſenen Teile wieder zu ihr zurückfallen, auf welcher durch den Aſchenregen der Aſchenkegel entſteht. Der Aſchenkegel iſt aber nicht ſo ſtark, den im Innern nach Befreiung ringenden Dämpfen Widerſtand zu leiſten; er birſt und durch die Spalten treten die ſeitlichen Lavaſtröme aus und wälzen ihre Gluten oft bis hinab ins Meer. Die Lavaſtröme, welche der Austrittsſtelle der Dämpfe entfließen, ſind kleiner. Das Donnern und Grollen der aufgeregten Geſteinsmaſſen, die berſtenden Riſſe des Berges, die Exploſivgeräuſche der Dämpfe, die flammenden Blitze, welche

durch dieſe hervorgerufen werden, die niederſtürzenden Steintrümmer und der feine, tödliche Regen, das Nachtwerden durch die Rauchwolken am hellen Tage und zum Schluß das Ausbrechen der in verheerender Siegesbahn zu Tal rollenden, glutroten Lava mag wie ein Weltgericht die Herzen bangen machen.

Aber während das Feuer den Krieg mit der Erde führt, während es in ſeiner Donnerſprache die Flammenmythe der gefeſſelten Glut erzählt, während der rote Tod ſich gegen alle Kulturſtätten wälzt, während ein fürchterlicher Aſchermittwoch für die ganze Campagna angebrochen ſcheint, während der Berg ſein Memento mori brüllt und der Aſchenregen auf die Scheitel fällt, während durch die Vernichtung lange Faſten verkündet werden — währenddem arbeitet das ſiegreiche Leben unbeirrt weiter.

Der goldene Lehrſatz, „es geht nichts an Kraft verloren", bewahrheitet ſich und aus dem Materiale der Vernichtung blüht das reichſte Pflanzenleben hervor. Der Enkel kann an derſelben Stelle des Weinberges, wo des Großvaters Reben vernichtet wurden und dieſer das Memento mori hörte, ſeinen Becher mit vino del monte Vesuvio heben und dem Leben ein hallendes Evviva zurufen.

Italien verdankt der Verbreitung des vulkaniſchen Tuffs vor allem ſeine Fruchtbarkeit. Auf welche Weiſe dieſe Verbreitung geſchieht, erkennen wir daraus, daß die pompejaniſche Aſchenſchicht 10 Meter dick iſt und daß die Ragilli beim Ausbruche im Jahre 1631 über das Meer und die ganze Balkanhalbinſel hin bis nach Kon-

ſtantinopel getragen wurden. Italien hat übrigens nicht bloß Veſuv und Aetna als Vulkane, ſondern hat auch verſchiedene vulkaniſche Gebiete über die ganze Halbinſel verſtreut, ſo in den euganeiſchen Bergen, im Albanergebirge, auf Sizilien. Die Tätigkeit dieſer Gebiete iſt allerdings erloſchen. Die Phlegräiſchen Felder, die Inſeln Vulkano, Stromboli, Pantelleria und Julia ſind jedoch noch heimgeſucht.

Da wir nun ſchon von anderen Vulkanen reden, kann ich mir an dieſer Stelle nicht verſagen, eine reizende ſizilianiſche Vulkanſage mitzuteilen.

Die Stadt Catania hatte im dritten Jahrhundert eine chriſtliche, von heidniſchen Eltern ſtammende Martyrin, welche, wie ſolche meiſtens, von herrlicher körperlicher Erſcheinung war, ſodaß ſie die Empfindungen des heidniſchen Statthalters reizte. Da ſie jedoch ſeinen Werbungen nicht nachgab, wurde ſie gräßlich gemartert. Ein Jahr nach ihrem Tode, erzählt die Legende, ſei der Aetna ausgebrochen und ein Strom verheerender Lava ſei gerade auf Catania herabgekommen. In dieſer Not flehte das Volk zu ſeiner heiligen Mitbürgerin. Da ſei die Jungfrau erſchienen, ſei vor die Stadt hinausgegangen und habe den Schleier von ihrem Haupte genommen. Dieſen Schleier habe ſie dem glühenden Lavaſtrome entgegengehalten, und ſiehe, die Lava ſtand, die Feuerwogen nahmen ſeitwärts ihre Pfade der Vernichtung und die Stadt blieb verſchont. Große, mit allem italieniſchen Flitter ausgeſtattete Feſte feiern deshalb die heil. Agathe noch heute.

Die italieniſchen Vulkangebiete ſind aber nicht zu-

ſammenhängend, trotzdem die mit dem fruchtbaren Aſchenſalz, welches wie Düngemittel wirkt, verſetzten Laven über ganz Italien von dem Alpenbogen bis Sizilien verſtreut ſind. Zeigt ein Lavaſtrom nach 30 Jahren noch kaum eine Vegetation, ſo bildet er nach 100 ſchon den beſten Humus für Wein und Gartenfrüchte. Deshalb ziehen nebeneinander die Streifen blühendſter Lebensfülle und ödeſter Vernichtung. Goethe ſagt hierüber: „Doch konnte ich empfinden, wie ſinnverwirrend ein ungeheurer Gegenſatz ſich erweiſe. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Menſch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte."

Aber das Leben ſiegt! Wir haben früher geſagt, daß ſchon unter dem Donnern der Vernichtung das Leben wieder ſtill weiter arbeite. Sowie die Lava austritt, hören die die ganze Umgebung gefährdenden Erdbeben auf, da die Gaſe Befreiung erhielten, und das Naturereignis lokaliſiert ſich auf die Strecken, welche dem Aſchenregen oder dem Strome erreichbar ſind. Darum wird das Ausbrechen der Glutſtröme mit einem Gefühle der Erleichterung von dem Volke begrüßt. Ruhig ſchaut man zum Veſuv empor, ſo lange die ſtarke Rauchentwicklung gemäßigt verläuft und die weiße Wolkenpinie hoch ins Blau ragt, aber ängſtlich beginnen die Herzen zu klopfen, wenn ſie ausbleibt, und das capo di monte ungekrönt in den Himmel aufſteht, weil dann die Gaſe keine Befreiung finden und ein Ausbruch be-

vorſteht. Beim Ausbruche ſtürzt die Spitze des Aſchenkegels ein, es bildet ſich ein weiterer Krater, in dem ſich dann ein neuer Kegel aufbaut. So wird der Kegel in einen Bergring eingeſchloſſen. Für den Veſuv gilt der Monte Somma als ein ſolcher, mit der Zeit einſeitig zerſtörter Ring. Das Rundtal nennt man Atrium.

So verändert ſich das Anſehen, die Geſtalt, die Farbe des Veſuv ſtets und wir können den Alten getroſt glauben, daß einſt mächtige Eichenwälder die Bergflanken emporſtiegen.

Seit dem berühmten Ausbruche im Jahre 79 n. Chr., bei welchem Pompei für die forſchenden Enkel als Stück Kulturgeſchichte der Wiſſenſchaft durch Untergang bewahrt wurde, ſind noch manche große und kleine Eruptionen zu verzeichnen. 1631 erfolgte ein mächtiger Ausbruch, deſſen Lavaſtröme das Meer erreichten und dort das Vorgebirge Granatello aus den Fluten türmten, deſſen Aſchenregen noch in den Straßen von Konſtantinopel niederfiel. 1805, 1806, 1861 und endlich 1872 war der letzte große Ausbruch. Derſelbe wurde vom Monte Somma aus in der Beobachtungsſtation von dem mutigen Forſcher, Direktor Palmieri, während der Vulkan in Tätigkeit war, beobachtet. Im Juli 1897 fand ein kleiner Lava-Ausbruch ſtatt, ebenſo im Auguſt 1898.

Ich ſchnallte mir meinen Revolver um, bevor ich am Mittwoch nach Oſtern in die Tramvia ſtieg und durch die verſchiedenen Vorſtädte, welche am neapolitaniſchen Golf ſich anreihen, bis Reſina fuhr. Bereits im Waggon bot ſich mir ein Führer an, der gerade nicht das allervertrauenerweckendſte Aeußere hatte, aber im-

merhin etwas deutſch konnte. Nachdem ich fürchtete, überhaupt keinen guida zu finden, welcher vollſtändig einladend ausſehe, verhandelte ich wegen des Lohnes von 6 Lire und wir gingen in eine osteria, die zwar an Schmutzpatina nichts zu wünſchen übrig ließ, dafür aber einen herrlichen Lagrime Cristi ſpendete. Das heißt, die Lagrime Cristi-Rebe iſt vollſtändig ausgeſtorben, und der rechtliche Name für den prächtigen Trank iſt vino del monte Vesuvio. So geſtärkt begannen wir den Anſtieg. Ich bin nicht imſtande, den erſten Teil desſelben zu ſchildern . . .

Ich weiß nur, daß ich in mein Notizbuch ſchrieb:

Wozu denn Schönheit züchten
Hier wächſt die Schönheit wild.

Und dieſe wilde Schönheit flutet ineinander. Zwiſchen zwei Mauern, die jedoch die Ausblicke nicht behindern, führt der aſchenbedeckte, teilweiſe mit Lavabrocken gepflaſterte Weg aufwärts. Zu beiden Seiten ſchlingen ſich Reben von Ulme zu Ulme, Pfirſichbäume und Mandeln, Aprikoſen, alle zartbeblüht, heben ſich mit ihren Weiß- und Roſaarabesken vom blauen Himmel ab, als ob zarte Frauenhände ſie auf blaue Seide hingeſtickt hätten. Der graue Oelbaum mit ſeinen bizarren Formen, ſeinen feinen Gittern, ſeiner toten Farbe, legt einen nebelhaften Schleier über die Gärten. Da und dort ſchüttelt der Wind auf einem Vorſprunge eine ſchwarze Zypreſſe wie eine Totenfahne. Eine der Schattenſpendung wegen dachförmig zugeſchnittene Pinie erfüllt ihre Pflicht und gibt den ausruhenden Ar-

heitern Kühlung, was bei einer Temperatur von Mitte 30 Gr. Reaumur nicht zu verachten iſt. An einem Mauervorſprunge macht ſich die dick- und graublättrige Agave breit und denkt in ihrem fettleibig zähen Stumpfſinn wohl kaum darüber nach, warum die deutſchen Reiſenden ſie immer mit der Aloe verwechſeln. Als echtes Neapolitanergeſchöpf wird ſie wohl auch das gebräuchliche Urteil fällen, welches der Kampagneſe für die Deutſchen parat hat: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari ässai (Immer Schnee, hölzerne Häuſer, große Unwiſſenheit, aber Geld genug.) So wenigſtens berichtet Goethe. Mag nun die mit der Aloe verwechſelte Agave mit meiner „botaniſchen Unwiſſenheit" Recht haben, mit dem „Geld genug" hat ſie nicht Recht, denn meine Taſchen haben ſich bereits bedeutend erleichtert.

Und da ſah ich ultramarinblau eine Blume, die an manchen Innsbruckerhängen, — ſo bei Mühlau, — aber immerhin ziemlich ſelten blüht, eine Blume, die in meiner Kindheit ſtets etwas ſezeſſioniſtiſch auf mich gewirkt hatte, ſo daß ich ſie juſtament für giftig hielt. Dieſe Blume war mir wie ein Oſtergruß aus der Heimat, bei Innsbruck nennt man ſie Oſterkolben. Feigen- und Zitronenbäume ſtanden im Reb- und Gartenland, auch der Lorbeer war zu ſehen, und die Jucca, eine Wunderblume, die ich auch aus meiner Kindheit kannte, wuchs hier wild. Das Märchen wird in Neapel zur Wahrheit.

Nun lenkten wir von der Straße ab und kamen auf ſchlechtem Steige in eine ſpärliche Buſchregion hinein. Die alte Straße wurde, wie mir der Führer ſagte —

deshalb braucht das aber noch nicht wahr zu ſein — durch den Juliausbruch von 97 verſchüttet, und die neue Straße darf man nicht benützen, denn ſie gehört der Geſellſchaft Cook, außer man bezahlt dafür 18 Lire!! So etwas kann wohl nur in Italien vorkommen. Ich hätte allerdings im Geſellſchaftswagen und mit Benutzung der Drahtſeilbahn für einundzwanzig Lire die Partie bequemer machen können, aber dagegen ſträubt ſich mein Gefühl als Tiroler, als Bergſteiger, der ſchon manchen Gipfel der Zentral- und Kalkalpen unter dem genagelten Schuh hatte, energiſch. Aber wenn ich meinte, daß die Veſuvbeſteigung gerade ein Spaß ſein werde, habe ich mich allerdings gründlich getäuſcht, denn ich wurde auf dem ſchattenloſen, aſchigen, lavagepflaſterten Steige regelrecht müde.

Es begann der Tod.

Es war von jeher ein beliebtes Sujet der Maler und Dichter, das blühende Leben und den fordernden Tod nebeneinander zu ſtellen. Dieſer Idee verdanken wir unſterbliche Kunſtwerke von Holbein und Böcklin, von Dante bis Pichler. Aber der größte Maler und Dichter zugleich, die allmächtige Natur, hat am Monte Vesuvio wohl den fürchterlichſten Kontraſt, den gewaltigſten Totentanz geſchaffen.

Immer mehr hinein in den Tod! Lava der verſchiedenſten Ausbrüche überwandeln wir. Die Lava wird größer, klotziger. An den Abhängen des Monte Somma ſinkt das Obſervatorium in die Tiefe. Immer näher kommen wir dem Ausgangspunkte der Drahtſeilbahn und in einem Steingehäuſe, deſſen Wölbung an die

allerfrüheſte etruriſche Baukunſt erinnert, trinken wir eine Flaſche Wein, deſſen Herbeiſchaffung wieder Geld koſtet. Nun überqueren wir nach links ein immer ſchruppiger werdendes Lavafeld. Die Steine werden kantiger und zerſchneiden unbarmherzig das Schuhwerk, die Lavabrocken bröckeln beim Darauftreten ab, rutſchen, ſo daß man unſicheren Tritt hat und hinſtürzen kann. Das iſt nun durchaus nicht ohne Gefahr, denn die Kanten der Steine ſind meſſerſcharf und wirken auf den menſchlichen Körper à la eiſerne Jungfrau. Der Ardor inferni ſteigt zwiſchen den Klüften immer heißer und heißer empor, von oben ſpendet die Sonne gerade Himmelshitze genug. Der Schweiß tritt aus den Poren, der Atem wird ſchwer, die Fußſohlen ſchmerzen, die Augenlider drücken, die Wangen glühen, denn wir kommen immer näher dem Feuerſtrome.

Auf den Rat meines Führers ſchneide ich Löcher, durch welche ich ſehen kann, in mein Sacktuch und binde es vor mein Geſicht. Alſo maskiert trete ich vor den Feuergott. Ich ſuche mir einen großen, feſten Lavablock aus. Viele Trümmer, obwohl erſtarrt, ſind durch die unten durchziehenden Wogen nicht ſicher und verläßlich. In einer Breite von vielleicht zwei bis drei Metern rollt der Lavaſtrom, der erſt 8 Monate alt iſt, langſam, ſtetig nach abwärts. Dämpfe ſteigen auf, die den Atem benehmen und die man bei Tage von Neapel aus deutlich als ſchwere Rauchſäulen wahrnimmt. Die Oberfläche des Lavaſtromes iſt grau überſchlackt, aber überall dringt transparent die Purpurglut hervor. Riſſe bilden ſich und ziehen ſich ſtetig wieder zuſammen, in denen das grellſte

Rot auffunkelt. Mit einem ewigwechſelnden Arabeskengewirre ſcheint der Strom überzogen. An meinen Füßen wird die Wärme etwas unheimlich, das Leder zeigt die deutliche Tendenz zu blättern.

Unterdeſſen hat mein Führer mit einer Zange einen Klumpen glühender Lava aus dem Strome geholt, der einem glühenden Glasballen ähnlich ſieht. Auf Verlangen gebe ich dem Führer einen Gulden, den er mit ſeinem Stocke, der ſofort zu brennen beginnt, in die ſchnell kaltende Lava einpreßt. Man kann ſchon nach kürzeſter Zeit das Stück, welches nun wie ein Hirſchkrönlein ſich ausgebuchtet hat, in die Hand nehmen. So nun habe ich den Orden des Veſuv. Aber nicht tarfrei, denn der Führer erhält eine Lira. Eine Stunde iſt mit dieſer, abſeits von der Anſtiegslinie liegenden Beobachtung verfloſſen. Ich war froh, aus dieſer Lucifersküche entronnen zu ſein, ahnte aber freilich nicht, daß jetzt erſt das ärgſte Stück kommen werde. Wir ſahen die Waggons der Drahtſeilbahn den ſteilen Aſchenkegel auf- und abfahren, aber ich beneidete dieſe Reiſenden, welche alle Mühe ſcheuten, nicht im mindeſten, denn wie viel von dem, was mir zu ſchauen vergönnt war, ſahen ſie nicht.

Die erſten Schritte am Aſchenkegel belehrten mich ſchon, was nun kommen werde. Der Kegel iſt ſehr ſteil, die Aſche tief, heiß und ganz locker. Wer jemals eine Wintertour ohne Schneereifen, bei ſalzigtrockenem, auch lockeren Schnee gemacht hat, wer die Annehmlichkeiten des Schritt für Schritt bis zu und über die Knieeinſinkens kennt, hat noch lange keinen Begriff von den An-

nehmlichkeiten einer ſolchen Aſchenkegelpartie. Der Schnee, welcher bei jedem Schritte in die Stiefel eindringt, zergeht, aber der ſcharfkantige Aſchenſand bleibt. Er dringt überall ein. Er zerſchneidet die Füße und niſtet ſich feſt in die Strümpfe. Dabei iſt der Sand heiß. Und von oben ſpendet die Urmutter Sonne Gnaden auf Gnaden, welche ſich alle in Schweißtropfen verwandeln.

Bald ſollte ich mich an ein Kindergebet, das ich einmal gekannt habe, erinnern. Es behandelt, wie das Kind am Abend zu einer Engelſchar um treue Wacht fleht, auf daß ihm nichts Uebles widerfahre. Zwei zu meinem Kopfe, zwei zu meinen Füßen, zwei an meinen Händen ...

Solche Engel kamen nun an mich heran. Aber ſie ſahen ſeltſam aus. Neapolitaniſch, halbnackt, zerriſſen, ſchmutzig. Junge Burſche, die nur auf der Welt zu ſein ſcheinen, um maleriſch zu ſein.

Der eine wollte mich bei der rechten Hand führen, der zweite an der linken ziehen, der dritte in der Achſelhöhle ſtützen, der vierte beim Kreuz ſchieben, ein fünfter brachte gar einen Strohſtrick, mit welchem er mich um die Hüften anbinden und hinaufziehen wollte. Alle aber wollten ſie eines: pro Mann 3 Lire. Sie ahnten nicht, daß ſie meinen Aelplerſtolz beleidigten, ſie ahnten nicht, daß ich ſchon in anderer Weiſe angeſeilt, blaue Gletſcherſpalten überquert hatte.

Sie ließen ſich nicht abweiſen, immer waren ſie wieder da mit ihren braunen, ſchmutzigen, ſchwitzigen Händen, bis ich endlich ernſtlich meinen Stock zur Abwehr ſchwang. Schimpfend verzogen ſie ſich nun.

Aber einer Verlockung hätte ich wohl kaum widerstehen können, das wäre gewesen, wenn mir so ein brauner Kerl eine Maß frischen Hofbräuhausbieres zugereicht hätte.

Endlich war der Gipfel des Aschenkegels nach einer Stunde erreicht, eine neue Ueberraschung bot sich nun. Der Krater ist von einer Mauer umschlossen, ein Regierungsbeamter kassiert ganz unerwartet, da in keinem Reisebuch davon etwas steht, 4 Lire als Eintrittsgebühr ein, ein Kraterführer muß genommen werden, der auch wieder, glaube ich, 2 Lire kostet. So wird einem das letzte Viertelstündlein noch versüßt.

In zehn Minuten geht es nunmehr fast ohne Steigung über die mit Lavastücken und Schwefelbrocken übersäte Kuppe des Aschenkegels dem großen Krater zu. Hier erlebte ich eine Enttäuschung, denn der ganze Krater war mit dicken, milchweißen Schwefel- und Ammoniakdämpfen, welche dem Auge keinen Durchblick ließen, erfüllt. So blieb das Innere des Kraters dem Auge verloren, dafür reagierte die Lunge heftig auf die eingeatmeten Dünste. Ich besah mir noch den kleinen Krater und wandte mich dann dem Wunderbilde der Aussicht zu . . .

Der Golf von Neapel. Wie man alle diese Schönheit mit einem Blick umfassen kann, so sollte es auch ein Wort geben, welches das alles enthält. Aber jede Schilderung ist Zerstückelung. Die Sonne, die hoch im Blauen steht, das Silber, das auf dem Meere lastet, die bunte Stadt, welche den Golf umzieht, die blühenden Kulturen und die grauen, toten Oednisse darüber und fern

die hyazinthenblauen Berge von Capri und alles mögliche andere, was aus einem Märchenparadieſe zu ſtammen ſcheint, vereinigt ſich hier zu einem Ganzen, das unbeſchreiblich iſt, weil jedes weitere Wort eine Sünde gegen den Geiſt der Schönheit wäre.

Nun gab es eine wohlverdiente Raſt in abſoluter Höhe von 1300 Meter über dem Meere. Die Höhe des Veſuv ſchwankt zwiſchen 1280—1300 Meter. Der Aufſtieg von Reſina an hatte mit dem Abſtecher zum Lavafluſſe (eine Stunde) und einſchließlich einer zirka einſtündigen Raſt ungefähr ſechs Stunden beanſprucht. Es galt, am ſelben Tage noch Pompei zu beſuchen, drum gab es keine weitere Raſt, wir ſtiegen raſch über den Aſchenkegel, nachdem wir uns der alten Aſche in den Schuhen entledigt hatten, um für neue Platz zu ſchaffen, ab, taumelten dann durch die Lavafelder — es wirft einen tatſächlich hin und her — und kamen nach zweiſtündigem Marſche nach Bosco reale, wo drei Lavoirs Waſchwaſſer mich wieder einem Menſchen, wenigſtens einem neapolitaniſchen Menſchen, an welchem immer eine Schicht Patina klebt, ähnlich machte. Eine zuppa und ein fiasco di vino ſtellt den innern Menſchen wieder her. Eine carrozza führte mich nach Pompei. Eine Stunde nur hatte ich Zeit, in den aufgeſchlagenen Tafeln dieſer ſteinernen Kulturgeſchichte zu leſen. Deshalb kann ich kein erſchöpfendes Bild der Stadt geben. Bald führte mich durch den Häuſerkranz der Zug wieder in die bella Napoli zurück.

Ich habe nun eigentlich nichts mehr zu erzählen. Nur eines, das Herrlichſte, was ich geſehen, die ſchönſte

Farbenerfüllung meines Lebens, das Unglaublichſte, das Märchenhafteſte und doch Erlebte: La grotta azura di Capri.

Ich bin mitten in den Wundern. Sonnendurchblitzter Meergiſcht fällt auf mich, der ich mich auf Befehl der Marinari in der Barke niedergelegt habe. Eine Woge hebt und wellt den Kahn durch das niedere Tor.

Blau, ſo märchenblau, wie ich es nie geſehen, leuchtet es aus jeder Welle, während droben die Felſenwölbungen in breitem Dunkel verharren. Tauſend blaue Lichter irren ineinander, fangen ſich, ergänzen ſich, verfärben ſich, leuchten auf, ſtreiten, vereinigen ſich, zerſprühen. Es iſt, als ob tauſend Farben wären und doch iſts nur eine Sonne, gefangen in einem tauſendfachen Blau. Und leiſe, leiſe plaudern die Wellen, wie Kinder, welche der Großmutter nacherzählen: Es war einmal ... Den gleichen uralten Märchengeſang, es war einmal, klingt der Tropfenfall, der von den Rudern ſinkt. — Und die Augen, welche hinabforſchen in die blaue, die ſingende, ſilberne Tiefe, ſehen das Märchen.

Die Hand in die weiche, blaue, leuchtende, flüſternde Woge gehalten, wird zu Silber und funkelt, und, während die Wellen ſie durchziehen, iſt es ihr, als ob weiße, weiche Finger ſie faſſen wollten — Märchenhände voll Güte und Liebe.

Ja mir iſt, als ob aus dieſen Waſſern eine Frauengeſtalt emporſteigen müßte ... weiches Haar flutet auf den Wogen und leuchtende Seeſterne ſchlingen ſich als Kranz darum ... eine weiße Stirne taucht empor, Mär-

chenaugen leuchten, ſchlank, ſilbern, mild und nackt blüht die Schönheit aus den Meereswellen auf. Venus anadyomene.

Auf der Rückfahrt habe ich in Rom vom Waſſer der Fontana di Trevi getrunken. Dieſe Quelle hat die Zauberkraft, daß der, der von ihr verkoſtet, wiederkehren muß nach der ewigen Stadt.

So ſitze ich denn hier in meiner deutſchen Stube und bei mir iſt die uralte Sehnſucht der Germanen nach Italien. Bunte Bilder, Farben, Lichter, dunkle Augen, Klänge ziehen an mir vorbei.

Italien, der Schönheit Land,
Sorrent mit märchenhaftem Strand,
Pompei: Aſche. Die Kultur
Als ſtarre Mahnung ſpricht ſie nur
Wie Weltgerichtspoſaunenruf.
Es flammt die Säule des Veſuv.
So blau und weit der Himmelsraum. —
Ich ſeh Florenz im Roſentraum,
Als ſich in ſeiner großen Zeit
Herniederbeugt die Ewigkeit.
Die Geiſter werden groß und froh
Und Dante, Michelangelo
Hoch über allem Volksgerott
Zwieſprechen laut mit ihrem Gott.
Und Gondelfahren, Taubenflug,
Und leiſer, grüner Wellenzug,
Und Loggien, Mandolinenklang —
Es war einmal — doch es iſt lang!

Venezia ... Es iſt vorbei. —
Horch! Still! Mementomoriſchrei. —
Und Rom ... iſt einem Liede Raum
Zu träumen dieſen Weltentraum?
Die Volkstribunen im Senat,
Des großen Brutus große Tat!
Die Flamme knirſcht, das Elend ſchreit,
Der Himmel glutet weit und breit
Und roter Tod das Leben zwingt
Und Neros gold'ne Harfe klingt.
Vom Aexteſchlag erkracht das Tor
Und blonde Deutſche ſtehn davor. —
Der Nazarener hat geſiegt! —
Aus allem, was in Trümmern liegt,
Ein neues, volles Leben bricht:
Die Peterskuppel glänzt im Licht,
Die Seide rauſcht, der Weihrauch ſchwült,
Die Kerze ſtrahlt, der Fächer kühlt,
Die Orgel tönt und der Choral,
Vermiſcht iſt Gold- und Silberſtrahl
Und wolkenfern in Himmelsruh
Sehn Sanzios ſchönſte Engel zu, — —
Die Occarinentöne klingen,
Die Seele auf der Sehnſucht Schwingen
Iſt ſchönheitsdurſtig, ſonnenkrank
Und will dem Heimatland entfliehen
Und in die Sonnengaue ziehen,
Weil ich aus der fontana trank.

Inhalts-Verzeichnis:

Schilderungen aus Tirol

	Seite
Beim Peterſpiel	3
Aus dem Stubai	13
Vom Palmeſel in Thaur	23
Im Halltal	35
Im Gnadenwald	47
An den Burgen vorbei	62
Im Zillertal	78
Ein Allerſeelengang	107
Der Antlaßritt	122
Von der untern Schranne	130
Ein Pfingſtgang	138
Von Kufſtein zum Chiemſee	146
Im Tal ohne Namen	163
Es war einmal	173
Noch einmal: Es war einmal	183
In den Ofen	194
Um Fronleichnam	197
Bauerntheater in Inzing	210
Das Schemenlaufen in Imſt	222
Aus dem Paznaun	232
Am Kaiſertörl	248

In Italien

Milano-albergo agnello	263
Das Märchen von Nervi	265
Piſtoja	271
Die Roſen von Fieſole	275
Neapel und der Veſuv	301

Im gleichen Verlage erschienen

Wilhelm Fischers Werke:

Sommernachtserzählungen. 2. Auflage, geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Der Mediceer und andere Novellen. 2. Auflage, geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Unter altem Himmel. 2. Auflage, geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Grazer Novellen. 2. Auflage, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die Freude am Licht. Roman. 10. Tausend, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hans Heinzlein. Erzählung, geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Königin Hekabe. Tragödie, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Lebensmorgen, Erzählungen. 2. Auflage, geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Sonne und Wolke. Aphorismen, 2. Auflage, geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Im Herbst erscheint:

Sonnenopfer

Roman, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Digitized by Google

Einige Urteile über Fiſchers Lebensmorgen

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Von den zahlreichen glänzenden Beſprechungen mögen hier einige wenige Platz finden:

Es gibt Bücher, deren Lektüre Arbeit iſt und Kräfte raubt, und andere wenige, deren Lektüre Erholung und Jungwerden bedeutet, und von dieſer Art iſt der „Lebensmorgen" von Wilhelm Fiſcher.

Hermann Heſſe in der „N. Züricher Ztg." vom 15. 11. 05.

Als ich mich bis dahin durchgearbeitet hatte, war ich müde in der Seele geworden und konnte nicht mehr weiter. Alles Licht in mir war erloſchen. Da hat es mir wieder ein Mann angezündet, mit ſtillen und geſegneten Händen, und ich will ihm dafür danken. Der Mann heißt Wilhelm Fiſcher in Graz und ſein Buch heißt „Lebensmorgen". Es iſt ein Wunder von einem Buch. Ich habe noch nie ſo tief die Herzensreinheit eines Mannes und ſeine künſtleriſche Keuſchheit empfunden, wie bei Fiſcher. Tauſend Sonnenſtrahlen hat er da eingefangen und den Duft eines ganzen Frühlings. Es ſind Märchen und ſind es wieder nicht. Beſprechen kann ich ſie nicht, ſie ſind mir zu gut. Neun Geſchichten von Kindern in aller Herzenseinfalt und mit der großen einfachen Kunſt aus einem reichen Herzen hingeſtrömt, die ganz, ganz ſelten iſt, das iſt ein rechter König; alles iſt erfüllt von einem ſonnigen und liebevollen Weſen, das kleinſte Geſchöpf zeugt heimlich davon, daß Gott in ihm iſt. Und darum iſt es demütig und ſtolz und fromm: Geſundheit und Lebensfreude in treuem Bunde. Eine goldige Luft flimmert darin, die aus tiefſtem Grunde wohltut und alles Kleine und Ungeſunde tötet. Ein friſches Bad kräftigt und reinigt. Wilhelm Fiſchers Buch tut mehr. Es wirkt und ſchafft in einem fort, man legt nach jeder Geſchichte das Buch hin und lächelt leiſe und ſchließt die Augen und glaubt wieder an die Menſchen. Ich möchte allen, die ich lieb habe, dieſes Buch ſchenken, und vollends allen die krank ſind und mühſelig und beladen; es hat Heilkraft, es bringt zur Geneſung. Als ich die Geſchichte vom Hauſe der Wichtel las, meinte ich, der Dichter ſitze mir gegenüber und halte meine Hand in der ſeinen und erzähle mir leiſe und lächelnd. Das iſt ſo ſchön und heilig, ſo unberührt, man wird froh und lächelt mit und ſteht auf und tut eine gute Tat.

In dieſen Geſchichten liegt echtes Gold; man braucht nur zuzugreifen, um es eigen zu haben für immer. Das iſt ein Buch für Menſchen, die Schönheit mit dem Herzen ſuchen.

Dr. L. Finckh in den „Propyläen" vom 15. 12. 05.

Wer Gottfried Keller liebt, wird an Wilhelm Fiſcher nicht vorübergehen dürfen.

H. St. in einer Beſprechung der „Basler Nachrichten".

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolſtadt

Georg Müller Verlag, München

Soeben erschien in meinem Verlage:

August Strindberg

Historische Miniaturen

Deutsch von Emil Schering

geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—

Maximilian Harden

schreibt über dieses Buch in der „Zukunft" vom 7. Sept. 1907:

„Ein sehr interessantes Buch; natürlich: denn es ist von Strindberg. Aber auch ein Buch, das beim großen Publikum Erfolg haben kann, Erfolg haben muß, möchte ich dreist sagen.

Nicht von Schweden wird hier geredet, nicht aus der Naturgeschichte erzählt. Ein philosophischer Kopf und ein Dichter läßt uns die Visionen schauen, zu denen das Studium der Menschheitsgeschichte ihm das innere Auge geöffnet hat. Julianus, der Apostat, und Peter, der Eremit, treten vor unseren Blick; Attila und Luther, Alkibiades und Eginhart. Wir sehen die Reiche der Pharaonen und der Zaren, das Athen des Sokrates und die fröhliche Insel Heinrichs des Achten. Vielerlei. Zwanzig kleine Geschichten. Jede lebt.

So stark ist die Vision, daß sie uns zwingt, an diese Länder, diese Menschen zu glauben. Daß die Frage, ob diese Kulturkreise wirklich so gewesen seien, gar nicht erst aufkommt. Nie hat der merkwürdige Poet sich mehr als Allumfasser gezeigt.

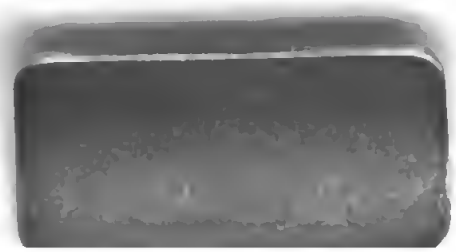
Werden die Stockholmer Herren nun noch länger zögern, ihrem großen Landsmann den Nobelpreis zu geben? Dem Mann, dessen Lebensleistung heute kein Poet erreicht?

Der in der knappsten Skizze mehr Kunst und mehr Persönlichkeit gibt, als Björnson in dicken Bänden? Der seit den Tagen der Torenbeichte ins Maß der Weltdichter gewachsen ist?"

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

8908101811l

b89081018111a



Digitized by Google

B89081018111A